Ferdinand von Saars
sämtliche Werke
in zwölf Bänden.

Im Auftrage des Wiener Zweigvereins der Deutschen Schillerstiftung
mit einer Biographie des Dichters von **Anton Bettelheim**
herausgegeben von **Jakob Minor.**

Mit 5 Bildnissen, einer Wiedergabe des Grabdenkmals des Dichters und einem Briefe als Handschriftenprobe.

Sechster Band.
Dramen. Zweiter Teil.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.

Ferdinand von Saars

Dramen.

Herausgegeben

von

Jakob Minor.

Zweiter Teil:

Die beiden de Witt. — Tempesta. — Eine Wohltat. — Fragmente.



Leipzig.

Max Hesses Verlag.



Inhalt.

Die beiden de Witt 7
Tempesta 95
Eine Wohltat 163
Fragmente:
Ludwig XVI. 251
Benvenuto Cellini 293



Die beiden de Witt.

Trauerspiel in fünf Akten.

Vorwort des Herausgebers.

„Die beiden de Witt“ hat Saar während des Thassilo-Interregnums vollendet. Schon am 30. September 1867 gibt er Weilen von dem neuen Entwurf eines historischen Drama Nachricht, das einen ziemlich modernen Stoff behandeln und ganz in Prosa geschrieben sein sollte. Ein Studienheft aus dieser Zeit enthält vor hingeworfenen Stellen zum Thassilo Notizen aus den zahlreich herangezogenen und dem vollen Titel nach zitierten Quellenwerken, „Allgemeines“ und „Spezielles“ genau unterscheidend; einige Hauptpersonen hat sich der Dichter auch ihrer äußeren Erscheinung nach mit Stift und Farbe zu vergegenwärtigen gesucht. Auch hier rechnet er von vornherein mit den Kräften des alten Burgtheaters und denkt bei Cornelius noch an den 1870 gestorbenen Heldenspieler Josef Wagner. Zur Ausarbeitung scheint der Dichter erst im Jahre 1872 gekommen zu sein; vollendet wurde das Stück 1874 in Ehrenhausen und im November dieses Jahres, aber mit der Jahreszahl 1875, erschien der erste Druck, „Seiner Exzellenz, dem k. k. österreichischen Herren Minister Dr. Joseph Unger in tiefster Verehrung und Dankbarkeit“ gewidmet. Aus einem Brief des Verlegers vom 24. September 1875 erfahren wir, daß noch bei der Korrektur anderthalb Bogen Neudruck notwendig geworden waren; möglicherweise hängt damit auch der Fehler in der Szenenzählung des vierten Aktes zusammen, wo die Überschrift „Dritte Szene“ sowohl vor als nach der Verwandlung wiederkehrt. Gleich nach der Vollendung des Druckes hatte Saar das Stück auch beim Burgtheater eingereicht; das „scharfe Urteil“ des Direktors Dingelstedt bewog ihn sofort zu einer Umarbeitung, die aber wieder nicht Dingelstedts Beifall fand. Auf einen neuen Wink des allmächtigen Burgtheaterdirektors wollte er sich an eine Neubearbeitung des „der ganzen Anlage nach verfehlten Trauerspiels“ machen. Nicht bloß den Vers will er jetzt auf Dingelstedts Rat einführen, auch die Gestalten will er schärfer und lebensvoller hervortreten lassen, der dramatischen Beschränkung der Handlung nachhelfen und bessern, soweit seine Kräfte reichen. Den von Dingelstedt gerügten Hauptmangel: daß

die Peripetie hinter der Szene vorgehe und somit das Stück nach dem dritten Akt allzu rasch und in einer geraden Linie zu Ende laufe, werde er allerdings nicht mehr gründlich beseitigen können. Die für Ende Januar 1877 versprochene Umarbeitung wurde erst am 15. Juni 1878 beendet und sofort in der sauberen Reinschrift eines Kopisten beim Burgtheater eingereicht: die Gestalt des Mädchens (Mariens) trete jetzt deutlicher hervor und ihr Verhältnis zu dem Prinzen aus dem Dunkel heraus; das Ganze, besonders der Schluß, habe gewonnen — so versichert der Dichter bei der Übersendung der Umarbeitung dem Direktor des Burgtheaters. Gleich darauf setzte er sich (4. Juli 1878) mit seinem Verleger in Verbindung und erklärte sich wiederum zu jedem Opfer bereit, um das Drama in der neuen Gestalt in den Druck zu bringen, was unter den üblichen Bedingungen (Deckung des Schadens, Teilung des Gewinnes) auch erreicht wurde. Dem Druck wurde die noch heute erhaltene eigene Handschrift des Dichters zugrunde gelegt, eine mit massenhaften Korrekturen belastete Reinschrift, die aber noch im Laufe des Druckes mannigfache Abänderungen erfuhr und leider auch durch ein paar starke Druckfehler entstellt wurde. Im Spätherbst 1878 erschien dann, mit der Jahreszahl 1879, die „zweite, neubearbeitete Auflage“, wiederum „Seiner Exzellenz, dem k. k. österreichischen Herrn Minister Dr. Joseph Unger zugeeignet“.

Ein Vergleich der beiden Drucke bestätigt keineswegs des Dichters Äußerungen gegenüber Dingelstedt, dem er offenbar zu Gefallen redete. Er dachte von seinem Stücke nicht so demütig, wie er den Burgtheaterdirektor glauben machen wollte; er hat darum auch keine so einschneidenden Änderungen für nötig erachtet. Nur darin hat er ihm willfahrt, daß er in den politischen Hauptszenen den Vers einführte, während er in den Volksszenen und in den Nebenszenen die Prosa beibehielt; damit steht auch der erweiterte Umfang (von 96 auf 122 Seiten) in Zusammenhang. An das szenische Gefüge und die Ökonomie hat er fast gar keine Hand angelegt: denn im vierten Akt ist bloß die falsche Szenenzählung des ersten Druckes berichtigt; am Schluß des zweiten Aktes die aus wenigen Worten bestehende Szene mit Maria getilgt, die von ihrem Vater erfährt: „Sei getrost, mein Kind: der Prinz ist unser!“; und im letzten Akt wurde die Antwort des Schmiedes Verhoef auf Wilhelms Zornrede gegen das Volk gestrichen. Der ernste, hohe, männliche Sinn Mariens wird

aus ihrer Jugendgeschichte zu motivieren gesucht, die neu eingefügt ist. Die wesentlichsten Änderungen aber sind technischer, stilistischer und metrischer Natur. Die komplizierten historischen Voraussetzungen werden viel deutlicher und klarer mitgeteilt, nicht in Form der Erzählung und des historischen Referates gegeben, sondern in Dialog umgesetzt und am richtigen Orte gebracht, wo sie sich aus der Wendung des Dialoges natürlicherweise ergeben, nicht aber, wo sie der Dichter aus Verlegenheit einschiebt. So handelt es sich vielmehr um eine Umstellung und um eine bessere Verknüpfung, als um eine Neuschöpfung des Dialoges, der sich inhaltlich nur wenig von dem des ersten Druckes unterscheidet. Während die Sprache der Bürger in den Prosaszenen oft derber geworden ist, macht in den politischen Szenen der Vers seine nivellierende Wirkung geltend, und Cornelius zitiert nicht mehr das Horazische Justum et tenacem in lateinischer Sprache, sondern er umschreibt die Strophe in deutschen Worten und Versen. Endlich hat auch der Schluß durch die Umschreibung in Verse seine im ersten Druck gar zu skizzenhafte Form verloren.

Die ins Burgtheater gewanderte Kopie, die im Wortlaut noch ganz mit der Reinschrift des Dichters übereinstimmt und die Abänderungen des zweiten Druckes nicht kennt, wurde dort als Regiebuch (R) benützt; das noch vorhandene Exemplar zeigt die Stellungen und den Wechsel der Stellungen an. Auch der Text hat sich mannigfache Abänderungen gefallen lassen müssen: die zahlreichen politischen Voraussetzungen wurden zum Teil gestrichen, zum Teil deutlicher gefaßt (anstatt des Londoner Bierbrauers z. B. wird gleich Cromwell genannt). Die Figur der von Fräulein Hohenfels gespielten Maria, bei der Saar Dingelstedt besonders zu Dank zu arbeiten glaubte, ist um jeden charakteristischen Zug gekommen, da alle Anspielungen auf ihren männlichen Sinn und ihre Gelehrsamkeit gestrichen wurden. Von den „Achselwülsten" konnte nicht die Rede sein, wenn der schmale Arnsburg den Adrian Pauw gab; es wurde also die „Nasenspitze" dafür eingesetzt. Dieses Regiebuch liegt dann wieder dem von einem Theaterschreiber angefertigten Souffleurbuch des Burgtheaters (S) zugrunde, das auch die Besetzung, die Dauer der Akte und der ganzen Vorstellung (bei dem guten Tempo des alten Burgtheaters bloß 2¼ Stunden), die Vorschriften für die Beleuchtung und die Komparserie, und endlich die Klingelzeichen für den Souffleur enthält. Neue Striche wurden während der Proben angebracht, aber auch

manche von denen des Regiebuches, besonders in der großen Szene zwischen Johann de Witt und Wilhelm von Oranien, wieder aufgemacht, andere nach der Auflassung neuerdings angezeichnet. Auch der Titel, den das Regiebuch in: „Die Brüder de Witt" umgeändert hatte, wurde wieder im Sinne des Dichters hergestellt, der hier gewiß oft genug seine Hand im Spiele hat. Aus diesen beiden Manuskripten wurden diese theatralischen Änderungen dann auch in ein Exemplar des inzwischen erschienenen zweiten Druckes zum Gebrauch für den Direktor (D) und die Schauspieler eingetragen. So ging das Stück in guter Besetzung, für die der Direktor sich die Vorschläge des Dichters erbeten hatte, am 16. Dezember 1878 mit ehrenvollem Erfolg in Szene; am 17. und am 20. fanden Wiederholungen statt. Obwohl sich noch am Abend der ersten Aufführung und gleich am nächsten Tage die beiden rührigsten Theateragenten von Wien, Sachse und Gustav Lévy, zum Vertrieb des Stückes anboten und in München sich L. Schneegans für sie bemühte, sind die „de Witt" nur noch in Weimar am 2. Juni 1879 zu einer Aufführung gelangt. (Bartels Chronik S. 197.)

Im Februar 1883 hat der Dichter sein Werk „für eine Gesamtausgabe der Dramen (oder für eine dritte Auflage des Stückes) durchgesehen und verbessert". Er hat sich dabei bis knapp vor dem Schluß derselben Handschrift bedient, die er früher dem zweiten Druck zugrunde gelegt hatte. Es ist dieselbe Handschrift, die 1892 in der Internationalen Ausstellung für Musik- und Theaterwesen zu sehen war (vgl. Fachkatalog der Abteilung für deutsches Drama und Theater, Wien 1892, Seite 215 Nr. 3). Diese stimmt also in ihren älteren Lesarten mit 1879, in ihren neueren mit unserem Abdruck überein, dem sie natürlich zugrunde gelegt wurde. Aus dieser Sachlage ergibt sich, daß der Dichter, der ganz vergessen zu haben scheint, daß er noch während des zweiten Druckes nicht unbedeutende Änderungen angebracht hatte, diese bis knapp vor dem Schluß ganz außer acht gelassen hat. Erst von der siebenten Szene des letzten Aktes an fand er es wegen der zahlreichen Korrekturen der ersten Handschrift und wegen eines beabsichtigten Zusatzes nötig, die letzten Seiten unter Zugrundelegung des zweiten Druckes noch einmal abzuschreiben, die deshalb auch im Nachlaß doppelt vorhanden sind: die beiseite gelegten Blätter gehören der Handschrift für 1879, die neu hinzugefügten der Redaktion von 1883 an. Diese Umarbeitung greift noch viel weniger tief ein, als die von 1879.

Der einzige Zusatz in der achten Szene des letzten Aktes (unsere Ausgabe S. 91) erweist sich als ein Zurückgreifen auf den ersten Druck; es ist die Antwort des Volkes auf den Vorwurf Wilhelms von Oranien. Die Theaterbearbeitungen hat der Dichter nur an zwei Stellen berücksichtigt, sonst aber ganz links liegen gelassen. Im Anfang des dritten Aktes ist der Statthalterstuhl, der 1879 „auch noch dasteht", wie in den Büchern des Burgtheaters „weggeschafft" und der Text dementsprechend, aber unabhängig von dem Wortlaut des Burgtheaters, geändert worden; und in der großen Szene des dritten Aktes (Seite 58) stehen nicht mehr „Hunderte", sondern „Tausende" vor dem Staatenhaus, wie das Regiebuch des Burgtheaters geändert hatte. Die meisten Änderungen sind reinstilistischer und metrischer Art; bei den letzteren sucht der Dichter Schwierigkeiten der Betonung abzuhelfen, kühnes Enjambement zu vermeiden oder unvollständige Verse zu ergänzen.

Wir geben die handschriftliche letzte Fassung wieder, berücksichtigen aber auch die Änderungen, die der Dichter im zweiten Druck vorgenommen und bei der letzten Redaktion übersehen hat.

Die beiden de Witt.

Trauerspiel in fünf Akten.

Personen.

Amalia Solms, Witwe des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien.
Wilhelm Heinrich, Prinz von Oranien, ihr Enkel.
Friedrich Nassau, Herr von Zuilenstein, Halbbruder des verstorbenen Statthalters Wilhelm II.
Johann de Witt, Großpensionär von Holland.
Maria, seine Tochter.
Cornelius de Witt, Altbürgermeister von Dordrecht, sein Bruder.
Leopold van der Graaf, Bürgermeister im Haag, }
Friedrich van Goes, } Staatsräte von Holland.
Adrian Pauw, }
Hugo de Groot, Ständesekretär.
Graf von Estrades, Abgesandter des Königs von Frankreich.
Herzog von Buckingham, Abgesandter des Königs von England.
Herr von Asperen, }
Herr von Bennebrok, } Mitglieder des Adels.
Graf Tilly, Kammerherr und Adjutant des Prinzen.
Johann Boreel }
Junker van der Moezel } im Dienste des Herrn von Zuilenstein.
Verhoef, Schmied }
de Haan, Schlachter } im Haag.
Wilhelm Tichelaar, Wundarzt und Barbier }
Klaptas, ein invalider Landsoldat.
Vankhem, ein verabschiedeter Matrose.
van Geud, Abgeordneter von Delft und Freund des Cornelius de Witt.
van der Wissel, ein alter Diener Johann de Witts.
Der Stockmeister der Vorpforte.
Wirt und Schenkmädel der Taverne zum Delphin.
Ein deutscher Reichsbote.
Der Adel und die Staaten von Holland. Staatsräte. Gefolge des Prinzen. Volk jedes Alters und Geschlechts.

Ort der Handlung: Der Haag in Holland.
Zeit: Das Jahr 1672.

Erster Akt.

Gegend vor dem Haag. Abendbeleuchtung. Rechts zwischen Gebüsch und Baumgruppen die Schenke zum Delphin, aus deren Innerem beim Emporgehen des Vorhanges wüster Lärm auf die Bühne dringt und, mehr und minder gedämpft, die erste Szene hindurch fortdauert.

Erste Szene.

Johann Boreel und **Junker van der Moezel** treten in Mänteln auf.

Boreel. Da sind wir! In dieser Spelunke kommt das verwegenste Gesindel vom ganzen Haag zusammen, und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn ich nicht einen Kerl fände, wie ich ihn suche.

Moezel. Wozu Ihr nun den wieder braucht!

Boreel. Was kümmert's Euch? Es ist immer gut, wenn man nicht allzu viel weiß. — Aber hört den Lärm! Ich wette, daß da drinnen schon über Krieg und Frieden debattiert wird, wie in der Versammlung der Generalstaaten.

(Toast in der Schenke: „Hoch Oranien!")

Da habt Ihr's! Sie lassen den Prinzen leben. Kommt, wir wollen das Völklein noch besser in Atem setzen. Dabei nehm' ich einen Schuft, der mir taugt, aufs Korn —

Moezel. Wißt Ihr was? Tut's allein ab. Ich will indessen hier außen bleiben; sonst riech' ich wieder die ganze Woche hindurch nach Gin und Tabak wie ein Schiffzieher.

Boreel. Ah pah! Euere Schönen merken's doch nicht; die haben am eigenen Bisam genug.

Moezel. Keine Späße, Boreel. Ich sag' Euch nur: ich bin's nachgerade satt, mich als Sauerteig unter das Pack zu mischen und Kerlen den Bart zu krauen, die ich kaum mit dem Ende meiner Degenscheide berühren möchte.

Boreel. Ihr habt schon ganz andere Dinge angefaßt, lieber Junker. Und dann bedenkt, wie sauer Euch das Dasein ohne diese Sauerteigrolle ankäme, seit Euch Euere Gläubiger bis aufs Wams ausgegantet. Ihr könnt nicht sagen, daß der Herr von Zuilenstein knickert —

(Toast in der Schenke wie früher.)

Ei so brüllt! (Gepolter und drohendes Geschrei.) Holla! Was ist das? Ich glaube gar, da wird einer vor die Türe gesetzt. Treten wir hinter jenen Busch und sehen zu, was es gibt. (Ziehen sich zurück.)

Zweite Szene.

Wilhelm Tichelaar im Handgemenge mit dem Schmied **Verhoef** und dem Metzger **de Haan** aus der Schenke. Hintendrein, lärmend und drohend, **Klaptas**, ein invalider Landsoldat, und **Bankhem**, ein verabschiedeter Matrose. Der Wirt und andere folgen, so daß die Szene reich belebt wird. Schenkmädel sieht ab und zu aus der Türe.

Verhoef. Hinaus, du Galgenstrick, wenn du nicht auf das Wohl des Prinzen trinken willst!

de Haan. Wir werden dir die Pfütze zu saufen geben!

Klaptas (mit geballter Faust). Was hast du gegen den Prinzen, du lumpiger Scherbeutel?

Tichelaar. Was ich gegen ihn habe? Nichts! Und auch nichts für ihn. Denn ich bin nicht sein Leibmedikus, und Bart wächst ihm noch keiner. Aber jetzt die Fäuste weg, sag' ich, sonst gibt's einen Aderlaß! (Reißt sich mit einem gewaltigen Ruck los und zieht einen Dolch unter dem Wams hervor. Zu de Haan, der wieder auf ihn eindringen will:) Zurück, du Mast-

ochs, wofern dir der Talgklumpen da vorn lieb ist! Wenn euere ganze Courage darin besteht, fünfzehn über einen herzufallen, weil er nun einmal bloß auf seine eigene Gesundheit trinken will: dann seid froh, wenn man euch die Franzosen und Engländer vom Leibe hält.

Verhoef. Vom Leibe hält? Wir wollen uns nichts vom Leibe halten lassen!

de Haan. Der Krieg muß weitergeführt werden!

Klaptas. Und der Prinz Generalkapitän!

Alle. Generalkapitän! Generalkapitän!

Tichelaar. Meintwegen! Aber warum brüllt ihr das in mich hinein? Bin ich Staatsrat von Holland? Bin ich der Großpensionär!

Verhoef. Der Großpensionär — ganz recht! Der hat die Suppe eingebrockt, so soll er sie auch ausfressen.

de Haan. Wozu brauchte er sich in den Streit zwischen Frankreich und Spanien zu mengen!

Verhoef. Ja, das war was für ihn! Hat er doch stets mit der Republik hin und her laviert und den Monarchen ein Schnippchen geschlagen. Zuerst mit dem Londoner Bierbrauer geliebäugelt, und als dessen Zeit um war, England durch ein Bündnis mit Frankreich, und Frankreich durch ein Bündnis mit England in Schach gehalten. Er dachte, das ginge nur so. Als er aber die Schweden mit hineinzog und König Ludwig verhinderte, Brabant und Flandern zu nehmen, da kippte das Ding um. Wupps! hatte er sich die Franzosen und Engländer vereint an den Hals gehetzt.

de Haan. Ihm könnt's immerhin den Kragen kosten. Aber das Vaterland ist's, das dabei zugrunde geht. Herrgott! In sieben Tagen drei Provinzen in der Hand des Feindes!

Klaptas. Es ist ohnehin ein Wunder, daß er nicht schon in Holland steht. Denn nichts war vorgesorgt, die Festungen verfallen, und die Landarmee, die noch unter dem

Prinzen Heinrich ihren alten Ruhm aufrecht hielt, während des zwanzigjährigen Advokaten= und Schreiberregimentes vertroddelt wie eine Hammelherde!

Verhoef. Hätt' man wenigstens dem Prinzen gleich beim Ausbruch des Krieges das Kommando gegeben! Der würde das Ding schon beim rechten Ende angefaßt haben.

Klaptas. Das will ich meinen! Die französischen Sausewinde hätten nicht gar so leichtes Spiel gehabt. Denn man darf ihn nur ansehn, wenn er zu Pferde sitzt mit den blitzenden Augen über der Habichtsnase und dem strengen Zug um den Mund, um zu wissen, daß das Feldherrengenie des großen Moritz in ihm steckt. Aber nichts da: lieber auf eigene Faust geschlagen werden, als dem Prinzen den Sieg verdanken!

Verhoef. Daher auch gleich ein Gesetz hervorgekramt, daß er vor seinem zweiundzwanzigsten Lebensjahre mit keiner Staatswürde betraut werden dürfe!

Klaptas. Und statt seiner den alten, schwerfälligen Dickwanst, den Würtz, an die Spitze gestellt, der schon zu meiner Zeit im Fressen und Saufen tüchtiger war als im Kommandieren.

Verhoef. Und jetzt vielleicht gar noch Friedensbedingungen unterschreiben, die jedem ehrlichen Niederländer das Herz im Leibe umdrehen!

de Haan. Den König von Frankreich als obersten Schutzherren der Republik anerkennen!

Bankhem. Und Englands Hoheit zur See! Wo wir noch unseren de Ruyter haben, der schon ganze britische Mastwälder gelichtet!

Verhoef. Unerhört! Und dem wollte man sich fügen, damit nur nicht etwa das Haus Oranien wieder ans Ruder gelangt, und die Großpensionäre von Holland so lang die Welt steht obenauf bleiben?

de Haan. Das darf nicht geschehen!

Alle. Nein! Nein!

Tichelaar. Man wird euch nicht fragen.

Verhoef. Wir werden reden, ohne gefragt zu sein. Das ewige Edikt hat man gegen den Willen des Volkes durchgesetzt und die Statthalterschaft aufgehoben: aber mit dem Frieden soll man uns nicht kommen!

Tichelaar. Baumwolle! Baumwolle!

Verhoef. Was heißt das?

de Haan. Was meinst du mit der Baumwolle?

Tichelaar. Daß die Herren Staaten die Ohren verstopft haben werden.

Verhoef. Die Ohren verstopft? Wir wollen sie ihnen ausräumen, und wenn sie ganze Schiffsladungen hineingeschoben hätten. Wir stürmen den Ständesaal!

Tichelaar. Tut's! Tut's!

Verhoef. Glaubst du vielleicht, wir fürchten uns vor ihren Halskrausen und Allongeperücken? (Zu den andern.) Wißt ihr was, ihr Freunde? Wir ziehen gleich alle, wie wir da sind, nach dem Haag und vor das Haus des Großpensionärs und schreien: Krieg! Krieg! Oranien Generalkapitän! Und: Hoch Oranien! daß ihm und seiner Tochter, dem hochmütigen Wachsgesicht, das Trommelfell platzt!

Alle. Ja! Ja! das wollen wir!

Verhoef. Und dann ziehen wir um den Buiten- und Binnenhof und schreien wieder, damit der Prinz hört, wie das Volk denkt, und die Abgesandten merken, daß wir das Vaterland nicht wollen verkaufen lassen.

de Haan. Schade, daß das alte Schandmaul, der Cornelis, der immer vor uns gemeinen Leuten ausspuckt und uns die prinzlichen Köter nennt, nicht im Haag ist. Dem sollte sich heute sein giftiger Oranienhaß in die Gedärme verschlagen!

Verhoef. Nun, er kommt ja übermorgen zur Staatenversammlung; da wollen wir ihm's einträuken. Aber jetzt

auf! In der Blauen Tonne, im Goldenen Häring finden wir gewiß noch viele, die sich uns anschließen.

Tichelaar. Glück auf den Weg!

Verhoef. Verzieh' nur dein Gefräß! Du magst immerhin zurückbleiben; wir brauchen dich nicht. Wer weiß, welcher spanische Hundsfott deinen Großvater zum Hahnrei gemacht hat, weil du so ganz aus der niederländischen Art bist. Kannst einstweilen über irgend ein sauberes Tränklein nachsinnen, oder über neue falsche Würfel — die alten verfangen nicht mehr. (Zu den übrigen.) Kommt! kommt! (Will ab mit ihnen.)

Wirt (schreiend). He! He! eure Zeche! eure Zeche!

Verhoef. Was? Kennst uns nicht?

de Haan. Kannst nicht ankerben?

Wirt. Das Holz hält's nicht mehr.

Verhoef. Ins Feuer damit! Schämst dich nicht, du löchriges Faß, jetzt an den Bettel zu denken, wo es die Ehre des Vaterlandes gilt? Komm' mit und schrei': Hoch Oranien!

(Alle, bis auf Tichelaar, unter stürmischen Rufen ab. Der Wirt wird trotz seines Widerstrebens mit fortgezogen.)

Tichelaar (blickt ihnen hohnlachend nach). Wie es die Kerle juckt, sich das Fell zu verbrennen. Dummes Volk! Brüllt sich da in seiner alten Vorliebe für das prinzliche Haus in eine tolle Begeisterung für's Vaterland hinein. Als ob es, um Luft zu schnappen und schlechten Gin zu saufen, nicht eins wäre, wer über die Niederlande herrscht: die Oranier, oder die Witten — oder der Kaiser von China. (Auf und ab.) Aber mir kann's recht sein, wenn alles drunter und drüber geht. Hab' ohnehin das lumpige Hantieren mit der Seifenlorke wieder einmal satt. Die Leidenschaften entfesseln sich, die Leute verlieren die Köpfe — und wenn die politischen Parteien in vollem Haß sich gegenüber stehen, dann ist auch wieder die Zeit da, wo einer, der kein allzu ängstliches Gewissen hat, seine Qualitäten an den Mann bringen kann. Und

wenn erst die Weiber aus Patriotismus in die Brunst kommen — (Sieht sich gegen die Schenke um.)

Der Wirt hat gestern ein neues Schenkmädel angeschafft. Dörtje heißt sie. Blutjunges Ding — der will ich mal auf den Zahn fühlen. (Geht langsam auf die Schenke zu. Boreel und Moezel treten aus ihrem Versteck. Es ist inzwischen allmählich dunkel geworden.)

Boreel (halblaut zu Moezel). Das ist mein Mann. (Tichelaar nachrufend.) He da! Guter Freund!

Tichelaar (wendet sich rasch und greift unwillkürlich nach seinem Dolche. Sich mißtrauisch nähernd): Freund?

Boreel. Laßt nur Euer flämisch Messer in Ruhe; das braucht's nicht. Gerade heraus: Ihr scheint uns ein kluger Kopf zu sein, der die Zeit wahrnimmt und gern auf leichte Art ein gut Stück Geld verdient.

Tichelaar (sie in der Nähe scharf musternd). Hm —

Boreel. Wollt Ihr dem Hause Oranien einen Dienst erweisen?

Tichelaar. Dienst?

Moezel. Wie sich der Schuft sperrt!

Tichelaar (frech). Und wie Ihr gleich loslegt!

Moezel. Was, Kerl? Weißt du mit wem du redest?

Tichelaar. Wie sollt' ich nicht? Ihr seid mir ja noch von zwei Jahren her fürs Bartabnehmen schuldig, Junker van der Moezel.

Boreel (lachend). Da habt Ihr's! Euch kennt man selbst bei Nacht wie falsche Münze. Ein andermal blast nicht, was Euch nicht brennt. (Zu Tichelaar.) Also kurz und gut: wollt Ihr oder wollt Ihr nicht?

Tichelaar. Und wenn ich nicht wollte?

Boreel. Ihr seid viel zu klug, als daß Ihr von der Hand wieset, was Euch von selbst hineinfliegt.

Tichelaar (hält die Hand auf).

Boreel. So. (Gibt ihm einen Beutel.) Findet Euch morgen Glock' Mittag beim Weiher vor dem Binnenhofe ein; da sollt

Ihr das Weitere erfahren. Tut eine schwarze Binde ums linke Aug', damit ich Euch gleich erkenne. (Zu Moezel.) Jetzt aber wollen wir uns das Spektakel im Haag mit ansehen. (Boreel und Moezel ab. Es ist völlig Nacht geworden; aus der Schenke schimmert Licht.)

Tichelaar (den Beutel wiegend). Gold — schwer. Kein übler Anfang. Die haben etwas gegen die Witten vor. Vielleicht gar den einen oder den anderen — (Pantomime des Zustoßens.) Warum nicht? Blut ist Blut. Wollen sehen. Doch jetzt eine Flasche Sekt! (Gegen die Schenke gehend.) Dörtje! He, Dörtje! (Verschwindet in der Türe.)

Verwandlung.

Weitläufiges Gemach im Hause Johann de Witts. Mittel- und Seitentüren; hohe und breite Fenster. Auf Tisch und Konsolen Armleuchter mit brennenden Kerzen. Ausstattung würdig, aber nicht prachtvoll.

Dritte Szene.

Johann de Witt, **Maria** und der Ständesekretär **de Groot** treten aus der Türe rechts.

Johann de Witt. Also schlaft wohl, de Groot. Das Memoire
Für die Gesandten bring' ich selbst ins reine.
Bewirkt es nicht, was es bewirken soll —
Dann mag der Prinz für uns das Schwert ergreifen.

de Groot. Mit welcher Ruhe, welcher Fassung Ihr
Das aussprecht!

Johann de Witt. Mit der Überzeugung Ruhe,
Mit jener Fassung, wie sie die Erkenntnis
Nach bangen Seelenkämpfen uns verleiht.
Nichts rächt sich schwerer, glaubt mir, als ein Irrtum;
Ein solcher war es, daß ich nicht sofort
Den Prinzen an die Spitze der Armee
Gestellt.

de Groot. Mag sein. Wer aber schloß ihn aus?
Ihr nicht, nur das Gesetz, das aufrecht stand
Und welches jene nur umgehen wollten,
Die schon seit jeher für Oranien waren.
Und dann — wer bürgt Euch denn dafür, daß jetzt
Die Dinge anders ständen, als sie stehn?
Denn macht Erfahrung auch nicht stets den Sieger,
So kann sie doch ein Feldherr kaum entbehren,
Der einem Condé gegenüber tritt.

Johann de Witt. Gewiß. Doch seine Niederlagen hätten
Vielleicht entmutigt, aber nicht gereizt,
Sie wären mir zum Vorwurf nicht geworden.
So aber hab' ich allen meinen Feinden
Ersehnte Waffen in die Hand gegeben,
Die sie jetzt schadenfroh ums Haupt mir schwingen.

Maria. Laß sie, mein Vater! Hat ihr böser Sinn
Doch gleich frohlockt, als du den ländergier'gen
Monarchen, der auf seinem stolzen Thron
So frech die heiligsten Verträge bricht,
Gewiesen in des Völkerrechtes Schranken.
Die kleinen Seelen! Sie empfanden nicht
Die Größe deiner Tat: sie sahen nur
Den Rachedrang des Königs schon voraus,
Der dich, das hofften sie, verderben sollte.
Schmach über sie! Schmach über Schweden auch,
Das treulos dich um Judaslohn verriet —
Schmach über jenen Schwächling Stuart, der
So rasch zurück in Frankreichs Arme sank,
Berauscht vom Kusse einer Buhlerin.
Die Weltgeschichte wird dereinst sie richten.
Dich aber wird sie zu den Männern reihen,
Die als der Menschheit lichte Sterne glänzen,
Und wenn es dir gelingt, Bedingungen,
Die einen ehrenvollen Frieden sichern,

Bei der Verhandlung morgen zu erzielen:
So hat die Republik trotz der Erfolge
Condés noch immer einen Sieg erfochten.

Johann de Witt. So möcht' es sein. Jedoch ich fürchte, Kind,
Daß Graf Estrades gemess'ne Instruktionen
Erhalten haben wird; denn Ludwig will
Die Republik vor sich im Staube sehn. —
Und selbst, wenn es gelänge, manchen Punkt
Zu mildern, zu umgehen: den Provinzen,
Die meine Führerschaft im Staatenbunde
Schon längst mit ungeduld'gem Mißmut tragen —
Dem Adel und dem Volk von Holland wird
Jedwede, selbst die günstigste Bedingung
Unehrenhaft und unerfüllbar dünken.
Auch ist der Staatsrat, von dem schlau verdeckten
Ehrgeize van der Graafs und Goes' Haß
Gelenkt, zum größten Teil schon für den Krieg.

de Groot. Und dennoch wolltet Ihr —?

Johann de Witt. Dennoch, de Groot.
Kann ich, darf ich denn anders? Fluten muß ich
Die Wogen lassen und bedacht nur sein,
Daß meine Hand das Steuer nicht verliere. —
Den Prinzen selber fürcht' ich nicht. Trotz seines
Verschloss'nen Wesens kenne ich ihn besser,
Als ihn die Fürstin und sein Oheim kennen —
Von jenen andern ganz zu schweigen, die
Für sich nur hoffen, wenn für ihn sie hoffen.
Voraus weit seinen Jahren, ist er einer
Der seltnen Menschen, welche von dem Leben
Und den Verhältnissen zu lernen wissen.
Sein stolzer Sinn, das fühl' ich, wird's verschmähn,
Des Vaterlandes Unheil auszunützen
Zum eignen Vorteil. Den Triumph, daß man
In ihm jetzt überall den Retter sieht,

Kann ich dem ernsten Jüngling willig gönnen,
Dem ich, der Freiheit hohes Ziel verfolgend,
Sein fürstlich Dasein mehr verkümmern mußte,
Als mir im tiefsten Herzen lieb gewesen.

de Groot. In Eurem edlen Herzen! Aber sei's,
Daß sich der Prinz bewährt, so wie Ihr sagt —
Und ich — ich glaub' es gerne, da Ihr's sagt —
Wird jeder andre Eure Meinung teilen
Und unbedingt Vertrauen fassen wollen?
Wahr ist's, man blickt auch jetzt in Holland schon
Mit raschen Siegeshoffnungen auf ihn;
Doch wird bei der Versammlung sich der Staaten
Erweisen, was noch an Befürchtungen,
An Zweifeln fortlebt. Denkt an Euren Bruder!
Mynheer Cornelius wird, des bin ich sicher,
Den Friedensschluß um jeden Preis verlangen,
Und wie sein Wort, das mächtig flammende,
Auf die Gemüter wirkt, habt Ihr schon oft
Erfahren.

Johann de Witt. Ja, mit Schmerz. Er konnte niemals
Sich zur Idee erheben, die mich leitet.
Als Knabe schon, da unser Vater noch —
Wie unter Moritz Euer großer Ahn —
Im Schlosse Loevenstein gefangen saß,
War er von jenem tiefen Haß erfüllt,
Der mit ihm wuchs und wuchs — bis er zuletzt
Ihn selber überwuchs. So kam es denn,
Daß er durch seines Wesens Ungestüm
Der Welt verdächtig scheinen ließ, was ich
Im Staate schuf: denn sie, die nie und nimmer
Ein selbstlos Tun versteht, sie glaubte stets
Verbrüdert mich mit seiner Leidenschaft
Und meinte, daß ich doch im Grunde nur
Am Prinzen die Gewalttat rächen wolle,

Die man dereinst an unserm Haus verübt.
Mich aber soll Cornelius nicht verwirren,
Und wenn er diesmal meine Pfade kreuzt,
So werd' ich handeln, wie ich handeln muß,
Hat uns dieselbe Mutter auch geboren. —
Und nun noch einmal: Gute Nacht!

de Groot. Lebt wohl!
Jetzt, da ich Euch so fest und ruhig sehe
In Eures Wesens tief geklärter Kraft,
Jetzt wird auch meine bange Seele freier,
Und was auch fürder noch geschehen mag,
Dies eine wißt Ihr: (Auch mit Beziehung auf Maria.)
Daß ich freudig Euch
Und unerschütterlich zur Seite stehe. (Geht rasch ab.)

Johann de Witt.
Welch warmes, treues Herz! Fürwahr, es weht
Mich wie ein Hauch stets der Verjüngung an,
Wenn ich in seine klaren Augen blicke,
In seine offnen Züge. (Mit leisem Vorwurf zu Maria.)
Und du bist
Voll ernsten Rückhalts — bist so kühl, so streng
Stets gegen ihn.

Maria. Ich darf nicht anders sein.
Sein Herz trägt sich mit Hoffnungen, die ich
Niemals erfüllen kann.

Johann de Witt. Und warum nicht?
Er ist ein Grotius — und zeigt sich auch
Des Namens würdig, den er trägt. Du schweigst?
Das freilich sagt genug. Du liebst ihn nicht.
Sei's! Doch, Maria, wirst du nie und nimmer
Dies selige Gefühl empfinden lernen?
Soll deines Daseins voll erschloss'ne Blüte
Fruchtlos hinüberwelken?

Maria. Sprich nicht so,

Mein Vater! Sieh', du weißt es, wie ich nach
Der Mutter Tod an deiner Seite still
Heranwuchs — still und ernst. Denn Ernstes nur
Bewegte dieses Haus. Ein hoher Sinn
Lag in den Worten, die das Kind vernahm,
Und statt der Ammenmärchen, denen sonst
Die Kleinen freudig lauschen, hört' ich gern,
Wie Ohm Cornelius, Feuer stets und Flamme,
Von alten Freiheitskämpfen mir erzählte
Und vom Tyrannenhaß der Republik. —
So ward ich Jungfrau, allgemach durch dich
In jene Welt des Geistes eingeführt,
Die sonst nur Männern willig sich erschließt.
Fern blieben Mädchenfreuden, Mädchenwünsche
Stets meiner Seele — und wenn ich zuweilen
In einem Dichterwerk von Liebe las,
Ward mir dabei, als hätte dies Gefühl
Nicht Raum in meiner Brust —. und später dann,
Als hätt' ich es bereits versäumt. Drum laß
Mich bleiben, was ich bin, so gerne bin —
Und jetzt vor allem bleiben muß: dein treues,
Dein starkes Kind!

Johann de Witt (legt ihr die Hand aufs Haupt).

Ja, das bist du! Und doch —
Wie es mich auch mit freud'gem Stolz erfüllt,
Daß meine Tochter mich so ganz versteht,
Wie ich die hehre Klarheit auch bewundre,
Mit der du, im Verkehr mit deinen Büchern,
Durchs Leben gehst: wünsch' ich gar oft im stillen,
Daß du ein Mädchen wärst, das froh und harmlos
Wie andere, genießt die holden Freuden,
Womit der Himmel dein Geschlecht begnadet.
Du wärest glücklicher — weit glücklicher.

Maria. Meinst du? Ist's denn ein Glück, zerstreuten Sinnes,

Am hellen Tage wie im Traum zu wandeln?
Fremd allem Hohen und Bedeutenden,
Nur an den eitlen Flittertand der Stunde
Ein töricht Herz verlangend hinzugeben?

Johann de Witt.
Vielleicht — vielleicht, mein Kind. Das Dasein ist
In seinen Tiefen furchtbar ernst — wohl dem,
Der an den Blumen sich der Oberfläche
Genügen lassen darf. (Unten wird an das Haustor gepocht.)
Was ist? Wer sucht
So spät mich auf? (Spannung.)

Vierte Szene.

de Groot atemlos herein; hinter ihm mit bestürzter Miene **van der Wissel.**

de Groot. In größter Seelenangst
Kehr' ich zurück. Mynheer, der ganze Pöbel
Des Haag ist in Bewegung und es scheint,
Daß gegen Euch sich etwas vorbereitet.
Der laute Schwarm wälzt Eurem Haus sich zu.

Johann de Witt.
Das Volk wird sein Verlangen nach dem Kriege
Kundgeben wollen.

de Groot. Ja, in wilder Hast —
Mit ungestümen Drohungen — (Anbrausender Lärm von außen.)
Hört Ihr?
Sie nahen schon —

Johann de Witt. Ich werde sie empfangen.
(Will an ein Fenster gehen.)

de Groot (ihm entgegen).
Nicht doch! Ihr dürft nicht an das Fenster treten,
Dürft Euch nicht zeigen der empörten Menge.
Ich will für Euch —
(Zu Maria.) Bedeutet ihn —

Maria. Mein Vater —
Johann de Witt. Seid ruhig und befürchtet nichts. Ich kenne
Das Zauberwort, das diesen Sturm besänftigt,
Und kann es auch aus voller Seele jetzt
Hinunterrufen.
(Er ist an ein Fenster getreten und hat es geöffnet. Von unten herauf brausende Rufe: „Krieg! Hoch Oranien! Krieg!" Johann de Witt gibt Zeichen, daß er sprechen will. Wütendes Geschrei, Zischen, Pfeifen. Er winkt nochmals. Es wird stiller; einzelne drohende Rufe, dann verstummt alles. Er mit starker Stimme hinunterrufend:)
Hoch Oranien!

(Der Vorhang fällt rasch.)

Ende des ersten Aktes.

Zweiter Akt.

Ein Saal im Hofe von Holland.

Erste Szene.

Graf **von Estrades** und Herzog **von Buckingham**, von dem Rittmeister Grafen **Tilly** geführt, durch die Mitteltüre.

Tilly. Belieben Sie, hier einen Augenblick
Sich zu gedulden, meine Herrn, man wird
Sogleich erscheinen.
(Nach einer Verbeugung durch die Seitentüre rechts ab.)
Estrades. Nun gilt es, Milord!
Buckingham.
Jawohl — und einmal noch mahn' ich zur Vorsicht.
Estrades. Sie sind auch gar zu ängstlich, lieber Herzog;
Man muß sich fühlen, wenn man eine Krone
Zu bieten kommt.
Buckingham. Wir dürfen nicht vergessen,

Wem wir sie bieten. Die Oranier sind
Ein eigentümliches Geschlecht, das sich
Mit keinem andern Fürstenhaus Europas
Vergleichen läßt. Die Republik steckt ihnen
Seit jenem ersten Wilhelm noch im Blut.

Estrades. Ach gehen Sie! Statthalter Moritz war
Despot vom reinsten Wasser, der die Freiheit
Der Niederlande aufs Schafott geschleppt;
Ihm fehlte nichts zum Herrscher als der Name.
Und hat des Prinzen Vater nicht bereits
Die Königskrone angestrebt?

Buckingham. Gewiß;
Doch nicht durch fremde Hülfe. „Unabhängig!"
Das war seit jeher dieses Hauses Losung,
Das sich dem Einfluß Englands stets entzog.
Drum wenn ein unbedachtsam Wort dem Prinzen
Verrät, daß man durch ihn der Niederlande
Für alle Zeiten sich versichern will:
So ist, trotz seiner Jugend, trotz des Hasses,
Den er notwendig gegen die de Witt
Empfinden muß, das ganze Spiel verloren.

Estrades (ungeduldig). Sie wissen doch, wie ich ihn fassen will!
Ich habe alles reiflich überlegt —
Er soll erkennen, daß ihm, wie die Dinge
Nun einmal stehen, keine Wahl mehr bleibt,
Wenn er zuletzt der eignen Feinde Schicksal
Nicht teilen will. — Doch still, man kommt.

Zweite Szene.

Die Türe rechts wird von außen geöffnet. Es treten ein: **Amalia Solms, Wilhelm von Oranien** und **Herr von Zuilenstein.** Zeremonielle Begrüßung.

Amalia. Sie haben
Den Prinzen von Oranien, meinen Enkel,

Im Namen Ihrer beiden Souveräne
Um eine Unterredung bitten lassen.
Sie können wohl begreifen, meine Herrn,
Von welchem Interesse für mich selbst (auf Zuilenstein weisend)
Und ein so treues Mitglied unsres Hauses
Dies unerwartete Verlangen sein muß —
Und werden also, wie ich hoffe, nichts
Dagegen haben, daß auch wir erschienen.

(Sie setzt sich. Zuilenstein tritt hinter ihren Stuhl; Wilhelm bleibt im Vordergrunde stehen.)

Estrades (mit höfischer Geschmeidigkeit).
Im Gegenteil, Madame. Wir wissen es,
In welch erhabner Weise Sie seit jeher —
Trotz aller Ränke der Reformpartei —
Über dem Schicksal Ihres Enkels wachten.
Auch ist es uns nicht unbekannt, daß Herr
Von Nassau-Zuilenstein selbst in der Ferne,
Da er infolge eben jener Ränke
Vom Hof verbannt gewesen, unermüdlich
Zum Besten seines Hauses tätig war.
Daher erwarten wir, in Ihnen beiden
Fürsprecher alles dessen nur zu finden,
Was wir des Prinzen Hoheit jetzt im Auftrag
Unsrer Monarchen zu eröffnen haben.

Wilhelm. Wahrlich, Sie spannen meine Neugier auf
Das Höchste, meine Herrn. Trotz allen Sinnens
Kann ich nicht im entferntesten vermuten,
Was mir die Könige von Frankreich und
Von England zu eröffnen haben sollten.
Die Majestäten sind erklärte Feinde
Des Landes, welchem ich zurzeit als bloßer
Privatmann angehöre. Wenn es sich
Daher jetzt auch nicht bloß um Dinge handelt,
Die mich allein betreffen, muß ich doppelt

Erstaunt sein, daß man sich damit an mich
Und an die Staaten nicht von Holland wendet.

Buckingham. Es handelt allerdings um Angelegenheiten
Intimster Art sich — sind dieselben auch
Von dem Geschick des Landes nicht zu trennen,
Dem Sie — wie trefflich Sie bemerkt — (betonend) bloß als
Privatmann angehören. König Karl,
Ihr Oheim, wünscht, daß Sie daraus erkennen,
Wie er mit teilnahmsvoller Liebe stets
Des Sohnes seiner weiland Schwester denkt —
Und auch der Niederlande, wo er einst
In seines Lebens schwerster Prüfungszeit
Ein freundlich schützendes Asyl gefunden.
Wir aber bitten, Prinz, jetzt unserm Vortrag
Ein willig Ohr zu leihn.

Wilhelm (betrachtet Buckingham mit Aufmerksamkeit; dann):
Zur Sache denn,
Wenn es gefällig ist.

Estrades (tritt einen Schritt vor).
Mein Prinz! Nach Ihres
Erlauchten Vaters allzu frühem Tode
Hat sich der niederländischen Regierung
Eine Partei bemächtigt, die seit jeher
Im tiefsten abhold einem Oberhaupt
Des Staates, ihre eigne Herrschsucht mit
Dem Schein der Freiheit zu bemänteln sucht
Und ihren ausgesprochensten Vertreter
In Jan de Witt, Großpensionär von Holland,
Gefunden. Dieser Mann, der seine Laufbahn
Damit erschloß, die alt ehrwürdige,
Mit der Geschichte Hollands eins gewordne
Statthalterschaft für immer aufzuheben —
Und so das Fürstenhaus Oranien
Der angestammten Hoheitsrechte zu

Berauben: dieser Mann hat es gewagt,
Die Politik Ludwig des Vierzehnten,
Bei Höchstdesselben Vorgehn gegen Spanien
Durch Abschließung der Triple-Alliance
Im Angesicht Europas zu durchkreuzen.
Aufs äußerste beleidigt und erzürnt,
Erkläret Seine Majestät der König
Der Republik den Krieg, erobert die
Provinzen Geldern, Overyssel, Utrecht —
Und nichts vermöcht' ihn aufzuhalten, morgen
Als Sieger schon in Holland einzudringen.
Unnützem Blutvergießen feind jedoch,
Hat er für jetzt bewogen sich gefunden,
Dem Staate einen Frieden zu gewähren,
Der seinem Herrscheransehn völlige
Genugtuung verbürgt.

Wilhelm (ruhig). Der Frieden wird
Nicht angenommen werden.

Estrades. Möglich, Prinz.
Alsdann jedoch ist Seine Majestät
Gewillt, den Staatenbund der Niederlande
Zu streichen aus der Karte von Europa.

Wilhelm (wie früher).
Das ist sehr leicht gesagt, doch nicht getan.

Estrades. Das wird sich zeigen. Eure Hoheit dürften
Am besten wissen, wie es hierzulande
Um die Verteid'gungsfähigkeit bestellt ist.

Wilhelm. Das soll, das wird sich ändern.

Estrades. Ich verstehe,
Was Eure Hoheit damit sagen wollen.
Den Enkel eines der bedeutendsten
Feldherrn der Neuzeit — eines Prinzen Moritz —
Darf wohl die stolze Zuversicht beseelen,
Er werde, an die Spitze der Armee

Gestellt, selbst einem Condé — einem Turenne
Genüber mit dem Schwerte in der Hand
Den Dingen eine andre Wendung geben.
Doch Eure Hoheit scheinen zu vergessen,
Daß Sie noch immer an die Spitze der
Armee gestellt nicht sind — und falls dies auch
Geschähe, würden Sie doch nie und nimmer
Als bloßer General in einem Staate,
Wo die Regierung Sie mißtrauisch und
Mißgünstig überwacht, Ihr krieg'risches
Genie zu voller Macht entfalten können. —
Und somit wär' ich bei dem eigentlichen
Zielpunkte meines Vortrags angelangt. (Er hält inne.)

Wilhelm. Sprechen sie weiter.

Estrades (mit Feuer). Ja, ich sprech' es aus!
Der Augenblick, wo Sie die königlichen
Entwürfe des gewalt'gen Moritz von
Oranien, wo Sie Ihres eignen Vaters
Nur durch den Tod zerstörte Hoffnungen
Zur Wahrheit machen können — er ist da!
Sie brauchen nur zu wollen und der Krieg
Ist aus. Die Truppen Frankreichs, welche jetzt
In den Provinzen lagern, stellt man Ihnen,
Wenn Sie es wünschen, zur Verfügung. Sie
Bemächt'gen sich vermittelst eines Handstreichs
Der obersten Gewalt und lassen dann
Unter dem Schutz von Frankreich und von England
Zum König sich der Niederlande krönen.

Wilhelm (seine Erregung niederkämpfend).
O gut — o ganz vortrefflich. Und was fordern
Die Könige von Frankreich und von England
Für diesen — Schutz?

Estrades. O nichts — fast nichts, mein Prinz.
Sie treten dann gewisse Städte nur

An Frankreich ab, und was England betrifft,
So wird es fürder mit dem bloßen Senken
Der Flagge sich begnügen.

Wilhelm (erregter, aber noch nicht heftig).

Wird es sich!
Und Sie vermögen, meine Herr'n, mit Ihren
Souv'ränen allen Ernstes anzunehmen,
Daß ich in diesen Vorschlag will'gen werde?

Estrades. Wie? Eure Hoheit könnten sich bedenken —

Wilhelm (ausbrechend). Die Niederlande zu verraten und
In ihrer größten Not schnöd' zu verkaufen
Um einer Krone Silberling!

Buckingham (bestürzt einfallend).

Wer spricht
Davon, mein Prinz? Sie scheinen ganz und gar
Der Majestäten Absicht zu mißdeuten.
Man will ja nur, daß endlich Sie die Stellung
Einnehmen, welche ihnen in der Reihe
Der europäischen Fürsten längst gebührt;
Man will ja nur dem Lande, das im Innern
Vom Hasse, von der Zwietracht der Parteien
Geschwächt, zerklüftet ist, die Segnungen
Einer monarchischen Regierung bieten.

Wilhelm. So, so. Gewiß wohl Segnungen der Art,
Wie sie in England jetzt geboten werden,
Wo man die Macht des Parlaments zu brechen,
Der Bürger Freiheit zu vernichten sucht —
Und sich dem Papsttum in die Arme wirft.
Und alles dies mit König Ludwigs Hilfe
Und Frankreichs Gold! Um solche Segnungen
Für meine Untertanen anzunehmen,
Müßt' ich — ein Stuart sein!

Buckingham (auffahrend). Prinz!

Wilhelm. Was beliebt,
Herzog von Buckingham?
Buckingham (sich gewaltsam mäßigend). Erinnern Sie sich,
Daß Ihre Mutter diesen Namen trug.
Wilhelm.
Ja; meine Mutter, aber nicht mein Vater!
Amalia (die sich erhoben hat, ängstlich dazwischen).
Wilhelm, ich bitte dich —
Wilhelm. Lassen Sie mich,
Madame! Traurig genug, daß mich mein Oheim,
Den ich vom Herzen gern verehren möchte,
Zu diesen bittren Worten selber zwingt.
(Sich an den Grafen wendend.)
Und nun zu Ihnen, mein Herr Graf Estrades!
Vermelden Ihrem Herrn Sie und Monarchen,
Daß ich, wofern es mich gelüsten sollte
Nach einer Krone, Mann genug mich fühle,
Allein sie zu erringen — und nicht erst
Notwendig habe, eines ländersücht'gen
Und frechen Nachbarstaats Vasall zu werden.
Estrades. Bei Gott, Prinz, eine solche Sprache —
Wilhelm. Pflegt man
Am Hof von Saint Germain nicht zu vernehmen.
Estrades. Das ist zu viel! Vergessen Sie nicht, Hoheit,
Daß Sie Frankreichs Vasall schon lange sind.
Das Fürstentum Orange ward Ihrem Haus
Von Frankreichs Königen als Lehn verliehen.
Wilhelm. Ludwig der Vierzehnte mög' es mir nehmen
Und es an eine seiner Kreaturen
Als Lohn verschenken — meine Heimat sind
Die Niederlande!
Estrades (mit verbissenem Grimme).
Nun, so schützen, so
Verteidigen Sie Ihre Heimat!

(Gegen Amalia.) Fürstin,
Sie haben es gehört. Wir aber werden
Zu melden wissen, wie man uns empfing.
Kommen Sie, Herzog! (Beide ab.)

Wilhelm. Geht nur, geht! O dieser
So lang und heiß ersehnte Augenblick
Wiegt all die Jahre unverdienter Kränkung
Und stummer Duldung auf!

Zuilenstein. Wilhelm, was hast du
Getan? So sehr ich auch deine Entrüstung
Versteh' und billige — du warst zu rasch,
Zu heftig —

Amalia. Hast die Mächtigen gereizt;
Sie werden nun in ihres Hasses Drang
Auch dich vernichten wollen.

Wilhelm. Mögen sie's:
Ich steh' und falle mit dem Vaterland! (Will ab.)

Zuilenstein. Wohin?

Wilhelm. Wohin? Zum Großpensionär
Von Holland, um mich anzufragen, ob er
Den Frieden schließen will! (Ab.)

Zuilenstein (nachrufend). Was ficht dich an?
Wilhelm! So höre doch — Verwünscht, da geht
Er hin!

Amalia. Sahn Sie ihn jemals so? Bei Gott,
Ich kenn' ihn fast nicht mehr. Dies Feuer, diese
Gewalt'ge Leidenschaft! O Zuilenstein,
Wie schön stünd' diesem Haupte eine Krone!

Zuilenstein (aus seinen Gedanken auffahrend).
Er soll und wird sie tragen! Es gilt bloß,
Was ihn behindert, aus dem Weg zu räumen. —

Amalia (ängstlich). Nur nichts Gewaltsames — ich bitte Sie.

Zuilenstein. Gewaltsam oder nicht, wenn es nur hilft. —
Ah, Boreel! Wie gerufen.

Dritte Szene.

Boreel ist durch die Mitte eingetreten.

Zuilenstein (ihm entgegen). Nun, wie steht's?
Boreel. Vortrefflich, Euer Gnaden! Den Tumult
Von heute nacht habt Ihr doch wohl gehört.
Dem Herrn de Witt erübrigte nichts anders,
Als: Hoch Oranien! zu rufen.
Zuilenstein (nachdenklich). Tat
Er das? Und eben jetzo ist der Prinz
Zu ihm geeilt. Wenn der gewiegte Schlaukopf
Zum Schein sich fügte — oder beide gar
Am Ende sich verständigten —
Boreel. Ei was!
Wenn Seine Hoheit das Kommando nur
Bekommt — das andre findet sich.
(Geheimnisvoll.) Für unsern
Erzfeind Cornelius, gnäd'ger Herr, hab' ich
Schon etwas in Bereitschaft. Gebt nur acht,
Diesmal springt uns der Tiger in die Falle.
Amalia (hinhorchend, besorgt).
Was sagen Sie?
Zuilenstein. Nichts, Fürstin, nichts! Bekümmern
Sie sich nicht darum, das ist meine Sache.
(Zu Boreel.) Wir sprechen dann auf meinem Zimmer weiter.
(Zu Amalia.) Jetzt Ihren Arm, wenn ich Sie bitten darf.
(Führt sie nach rechts ab; Boreel folgt.)

Verwandlung.

Im Hause Johann de Witts wie im ersten Akt.

Vierte Szene.

Maria kommt von links in Gedanken.

Maria. Wär' nur mein Vater schon zurück! Die Folter
Der Ungewißheit, heut lern' ich sie kennen

Mit allen ihren Qualen. Meine Seele
Ist wie gelähmt und die Gedanken zittern
Vor der Entscheidung. Inhaltvolle Stunde,
Wo alles auf dem Spiele steht, du bist
So kurz — und dehnst dich doch zur Ewigkeit!

(An ein Fenster tretend.)

Wie still, wie freundlich es da draußen ist.
Goldener Sonnenschein umfunkelt hell
Die Dächer — und die Menschen, still geschäftig,
Gehn sie wie sonst dem Lauf des Tages nach.
Wer möchte denken, daß in diesen milden,
In diesen klaren Himmelslüften dunkle
Gewitter brüten. —
Jenes Mädchen dort
Trägt eine Rose in der Hand — vielleicht
Von ihrem Liebsten. Wie sie froh dahineilt —
Indessen ich mit unruhvoller Brust
Dem nächsten Augenblick entgegenbange.
Ja, du hast recht, mein Vater: sie ist glücklich —
Weit glücklicher, als ich. (Ferner dumpfer Lärm.)
Was soll das? Ein
Erregter Volksschwarm! — Näher kommen sie
Mit lauten Rufen: Hoch Oranien! —
Ein junger Edelmann in ihrer Mitte — —
Das ist der Prinz!
Er winkt — sie ziehen sich
Zurück. Er aber kommt mit raschen Schritten
Auf unser Haus zu — wie? Er wird doch nicht —

(Zieht sich rasch vom Fenster zurück; dann eine Bewegung, als wollte sie aus dem Gemach eilen, faßt sich jedoch allsogleich und fährt mit der Hand über die Stirn. Lächelnd:)

Bin ich denn wirklich schon ein kindisch Mädchen,
Das scheu in sich zusammen bebt? Ich werde

Den Prinzen von Oranien erwarten
Und werde fragen, was hieher ihn führt.
(Steht in hoheitsvoller Haltung da.)

Fünfte Szene.

van der Wissel; gleich darauf **Wilhelm von Oranien.**

van der Wissel (atemlos).
Des Prinzen Hoheit will —

Wilhelm (hastig herein; van der Wissel ab). Verzeihung, Fräulein!
Ich muß mit Ihrem Vater sprechen. Er
Ist nicht zu Hause, wie ich höre. Wann
Kehrt er zurück? Wo ist er? Reden Sie!

Maria (wie früher). Mein Vater ist bei Frankreichs Abgesandten.

Wilhelm. Des Friedensschlusses wegen?

Maria. Ja, ich glaube.

Wilhelm. Das heißt, Sie wissen es.
(Indem er sie aufmerksam betrachtet.)
Es sollen ja
Sich hinter dieser hohen weißen Stirne
Fast männliche Gedanken bergen — und
Man sagt, daß Ihnen nichts, auch gar nichts fremd bleibt,
Was die Regierung Hollands anbetrifft.

Maria. Vielleicht.

Wilhelm. Wie stolz! Doch steht es Ihnen gut —
Ah, blicken Sie nicht weg! Ich bin kein Schmeichler —
Am allerwenigsten den Frau'n genüber,
Die ich nicht liebe, weil ich sie nicht achte —
Bis jetzt nicht achten konnte. Doch von Ihnen
Hab' ich, wie schon gesagt, so viel vernommen —
Von Ihrem Geist, von Ihrem seltnen Wissen —
Von Ihrem festen Wollen — und das ließ
Mich oft bedauern, daß gerade Sie
Die Tochter meines Feindes sind

Maria. Feindes?
Mein Vater feindet nichts an, als die Lüge —
Die Ungerechtigkeit, die Willkür — und
Davon ist nichts in Ihnen, Hoheit.

Wilhelm. So.
Woraus denn schließen Sie das gar so sicher?
Und wenn ich Ihnen sagte, daß ich schon
Seit jeher nur den Augenblick erwarte,
Der mir vergönnt, die Macht an mich zu reißen —
Und zu vernichten, was de Witt sich nennt!

Maria. Dann würd' ich es nicht glauben. Denn so hat
Kein Wilhelm von Oranien noch gehandelt —
Selbst nicht Ihr Vater, Prinz, der doch in seiner
Herrschsucht gar weit ging; nur ein Moritz ließ
Einst Barneveldt auf dem Schafotte bluten.

(Wilhelm blickt finster zu Boden).

Nein, Prinz, das tun Sie nicht. So werden stets,
Ich weiß es, die Gesetze heilig halten
Und in verdienten Ehren auch den Mann,
Der sie ins Leben rief.

Wilhelm (auffahrend). Den Mann in Ehren,
Der mich durch die Gesetze ausgeschlossen
Vom Rechte, das der letzte selbst genießt;
Kämpfen zu dürfen für sein Vaterland!

Maria. Das war bis heute. Auch Gesetze müssen
Sich erst erproben — und sie können wieder
Zurückgenommen werden. (Aufhorchend.)
Doch ich höre
Jetzt meinen Vater kommen; er wird Ihnen
Dies alles selber auseinandersetzen.

(Verneigt sich und will gehen.)

Wilhelm. Wohin? Verweilen Sie — ich bitte! Seien
Sie Zeugin unsrer Unterredung.

Maria. Nein,

Hoheit. Sie haben früherhin erwähnt,
Daß Sie die Frau'n nicht achten — ich will keine
Ausnahme sein. (Ab.)

Wilhelm. Wie sie zu treffen weiß! (Nachblickend.)
Und wie sie schön ist — O, ich möcht' sie hassen
(Mit dem Fuße stampfend.)
Und kann es nicht!

Sechste Szene.

Johann de Witt tritt ein.

Johann de Witt. Hoheit! (Verneigt sich.) Man hat mir schon
Gesagt, daß Sie sich hier befinden, und
So heiß' ich Sie jetzt unter diesem Dach
Willkommen.

Wilhelm (mit einiger Verlegenheit).
Seien Sie gegrüßt.

Johann de Witt. Ich weiß,
Was Sie zu mir geführt, Hoheit, und sage
Deshalb sogleich, daß ich umsonst mich mühte,
Verständigungen zu erzielen. Man
Hat mich kaum angehört.
(Da der Prinz schweigt, fährt er warm fort.)
Mein Prinz, seit langem
Schon wünsch' ich die Gelegenheit herbei,
Die es mir möglich macht, mit Ihnen einmal
So recht vom tiefsten Herzen weg zu sprechen.
(Zieht einen Stuhl heran.)
Belieben Eure Hoheit sich zu setzen.

Wilhelm. Wozu? Wozu dies alles? Wollen Sie
Nur kurz und bündig sich erklären,
Was Sie nunmehr zu tun gesonnen sind.
Um dies zu hören, bin ich jetzt bei Ihnen.

Johann de Witt. Sie sollen es. Ich werde tun, was mir
Zum Wohl des Vaterlands geboten scheint;
Ich habe dieses nur im Auge stets
Behalten. (Bittend.) Setzen Sie sich, Prinz.

Wilhelm (setzt sich mit innerem Widerstreben).

Johann de Witt. Verzeihn Sie,
Wenn ich jetzt weiter auszuholen mir
Erlaube und dabei auf Dinge komme,
Die ich am liebsten nicht berühren würde —
Allein mein Gegenstand erfordert es. (Kurze Pause.)
Wilhelm der Schweigende, Ihr großer Vorfahr,
Hat einst die Niederlande aus dem Joch
Der span'schen Könige befreit — doch jene,
Die auf den Retter folgten, haben sich
Selbst in Bedrücker nur zu bald verwandelt.
(Da sich der Prinz unmutig auf seinem Stuhle bewegt.)
Erzürnen Sie sich nicht. Was ich da sage,
Kein Vorwurf soll es sein. Ein jeder handelt,
Wie die Verhältnisse es mit sich bringen,
Die ihn zunächst umgeben, und gar tief
Begründet ist's in der Natur des Menschen,
Daß er die Macht, die ihm verliehen ward,
So weit als möglich auszudehnen sucht.
Doch eben so natürlich ist es auch,
Daß all diejen'gen, welche unter solchen
Gewaltbestrebungen zu leiden haben,
Auf Widerstand verfallen und — einzeln
Zu schwach — in ein gemeinsam festes Bündnis
Zusammentreten. Dies geschah nun mehr
Und mehr — ganz in dem Maß der Übergriffe
Von Seite der Statthalter — und als plötzlich
Ihr Vater, Prinz, der so wie einstens Moritz
Nach ungemess'ner Herrschermacht verlangte,
Noch jung an Jahren starb: da war gekommen

Die Zeit auch, dieser höchst gefährlichen
Machtstellung rasch ein Ende zu bereiten —
Und zum Prinzip die Freiheit zu erheben.

Wilhelm. Jawohl — und ich — ich bin der Freiheit Sklave!

Johann de Witt (ohne auf diesen Einwurf zu achten, fährt ruhig fort):
Sie waren damals noch ein Kind. Zur Seite
Stand Ihnen eine schwache Mutter, ganz
Beherrscht von Ihres Vaters Mutter, Prinz,
Einer Prinzessin aus dem Hause Solms,
Das seinen Ehrgeiz nie verleugnet hat.
Auch zeigte Herr von Zuilenstein, Ihr Oheim,
Nicht übel Lust, so lang Sie minderjährig
Im Staate als Regent sich zu gebärden.
Es galt, dem vorzubau'n. Man drang darauf,
Daß jener Herr vom Hofe sich entferne,
Man schränkte ein der Fürstin Hoheitsrechte,
Und als, für Ihre fürstliche Person,
Mit achtzehn Jahren Sie die Mündigkeit
Erreicht: erließ man ein Gesetz, daß Sie,
Eh' nicht vier weitre Jahre abgelaufen,
Mit keiner Würde in der Republik
Und keinem Amte zu bekleiden seien.

Wilhelm (heftig). Da kam der Krieg!

Johann de Witt. Er kam, und jedem mußte —
Die starrsten Gegner Ihres Hauses nehm'
Ich aus — mir selber mußte der Gedanke
Sich nahe drängen, Eure Hoheit mit
Des Heeres Führung zu betraun. Ließ doch
Der Ruhm, der sich an Ihren Namen knüpft,
Der Ahnen Feldherrngabe auch im Enkel
Vermuten. Aber Prinz, Ihr Oheim war
Zurückgekehrt. Die Hofpartei erhob
Das Haupt, mit stolzem Übermut erklärend:
Vom Obergeneral zum Statthalter

Sei nur ein Schritt — und so entschloß man sich,
Obgleich zu jenem vorbestimmten Alter
Nur eine kurze Spanne Zeit mehr fehlte,
An des Gesetzes Worten festzuhalten —
Und zu versuchen, ob die Republik
Denn nicht auch ohne Sie den Truppen Frankreichs
Zu stehn vermöchte; hätte die Gefahr,
Die jetzt hereinbrach, doch weit früher schon
Sich zeigen können. — Der Erfolg war gegen
Diesen Versuch.

Wilhelm (aufspringend). Und weshalb war er es?
Nicht weil ich nicht den Krieg geführt — vielmehr
Weil Sie von Jahr zu Jahr das Heer vermindert
Und so des Staats Verteid'gungskraft geschwächt —
Ja sie nicht einmal in Betracht gezogen.

Johann de Witt (hat sich gleichfalls erhoben).
Vielleicht verdien' ich diesen Vorwurf, Prinz.
Doch nichts geschieht ohne tiefinnerste
Notwendigkeit. Wir Niederländer sind
Trotz allen Muts, trotz aller Tapferkeit,
Die stets und aller Orten wir bewiesen,
Kein streitbar Volk. Der Boden, der uns trägt
Und nährt, er hat uns auch zu angestrengter,
Zu liebevoller Arbeit stets genötigt.
Der reiche Segen unsrer grünen Triften,
Der blühende Gewerbfleiß unsrer Städte,
Die stolze Weltbahn unsrer Handelsschiffe —
Liegt uns weit mehr am Herzen, als der Ruhm
Geschlagner Schlachten. Durch gewalt'ge Taten
Nicht wollen wir in der Geschichte glänzen:
Durch unsre wohlempfundne Freiheit nur,
Die wir mit kluger Einsicht aufrecht halten,
Indem wir Satzungen uns unterwerfen,
Die wir uns selber willig auferlegt

Und da wir also, friedlich wie wir sind,
Auch keine aggressive Politik
Verfolgen, durften billig wir erwarten,
Daß man uns still gedeihen lassen werde
Auf jener meerumwogten Länderspitze,
Die die Natur uns in Besitz gegeben.

Wilhelm. Dann durften Sie, Herr Großpensionär,
Auch nimmer aus der Rolle fallen und
Den Mächt'gen drohn.

Johann de Witt. Ich habe nicht gedroht.
Das Bündnis, das ich schloß, bezweckte nur
Abwehr des Unrechts, das an Spanien man
Begehen wollte — und das auch für uns
Nicht ohne Folgen hätte bleiben können.
Es war nicht meine Schuld, Hoheit, daß Schweden,
Daß England bundesbrüchig wurden.

Wilhelm. Nein —
Gewiß nicht; doch es war vorauszusehen.
Sie sind — ich geb' es gerne zu — ein Weiser,
Mynheer de Witt, wie aber können Sie
Nicht fühlen, daß gerade jene Freiheit,
Durch die die Niederlande glänzen wollen,
Den Haß der Könige erwecken muß
Und aller derer, die zu ihnen stehn.
Ludwig der Vierzehnte war längst entschlossen,
Die Republik durch Angriff zu erschüttern:
Die Triple-Alliance kam ihm nur
Als Vorwand sehr gelegen. Glauben Sie:
Die Welt im ganzen ist noch weit davon
Entfernt, die Segnungen auch nur zu ahnen,
Die unsre Staatsverfassung bieten mag.

Johann de Witt. Doch irgendwo, mein Prinz, muß doch gelegt
Der Same werden, daß er keimt und aufgeht —
Und sich allmählich jedem Volke mitteilt.

Wilhelm. Allmählich! Wie denn kann er es, wenn er
Beim ersten Sprießen schon zertreten wird?
Die Zeit ist eisern noch, Mynheer de Witt,
Und wenn kein Arm sich finden wird, der Ihr
Prinzip verteidigt, schützt, zur Geltung bringt —
So ist es auch verloren.

Johann de Witt. Nun, so schützen,
Verteidigen Sie es! Sei'n Sie Europa
Das erste große Beispiel eines Fürsten,
Der für die Freiheit einsteht! Machen Sie
Erröten die Beherrscher dieser Erde!

Wilhelm.
Und wenn ich's wollte? Könnt' ich's? Ihnen schwebt
Ein Ideal vor. Muß ich Ihnen sagen,
Daß unser Land, trotz seiner Freiheit, mehr
Als irgend eins zerklüftet ist im Innern?
Schon die Provinzen streiten um das Vorrecht
Mit Holland stets, wo sich der alte Haß
Zwischen dem Volk und den Patriziern
Mit jedem Tag erneut. Sie selbst erfahren,
Wie schwer es ist, bei solchem Widerstreit
Der Meinungen und Interessen ohne
Die größte Machtvollkommenheit die Menschen
Zu einem großen Zwecke zu vereinen. —
Sie schweigen jetzt?

Johann de Witt. Ich sinne nach, wie weit
Die Wahrheit Ihrer Worte geht. Es liegt
Viel Treffendes darin. Allein, wo gibt
Es eine Machtvollkommenheit, die nicht
Auf eben solche Schwierigkeiten stieße?
Uneinig sind die Menschen überall;
Willkür, Gewalt vermögen immerhin
Sie mit sich fortzureißen; Einsicht, Klugheit,
Redliche Absicht — sie zu lenken. Prinz,

Sie haben früherhin gesagt, mir schwebe
Ein **Ideal** vor. Ja, dem ist so. Doch
Wenn wir es fest im Aug' behalten, wenn wir
Mit treuem Sinn es unverwandt verfolgen:
So kommen wir ihm näher stets und näher —
Erreichen es vielleicht auch —

Wilhelm (blickt vor sich hin).

Johann de Witt (tritt ihm näher; innig): Lassen Sie uns
Am Ideal festhalten, Wilhelm von
Oranien!

Wilhelm (mit raschem Entschlusse). Wohlan! Es sei. Man soll
Nicht sagen, daß ich herrschen will. Frankreich
Und England haben mir vor einer Stunde
Der Niederlande Krone angeboten.

Johann de Witt (mit Überraschung und tiefer Rührung).
Und Sie —

Wilhelm. Sie fragen noch? Kein Wort — ich bitte —
Und keine Anerkennung, daß ich nur
In meinem Sinn gehandelt. Ludwigs Herrschgier
Und unheilvolle Ruhmsucht — sie empören
Nicht minder meine Seele, als die Ihre,
Und wenn ich jetzt als Obergeneral
Der Republik das Schwert ergreife: tret' ich
Auch für Europas Freiheit in die Schranken.
Mög' es gelingen, wie wir beide wünschen;
Ich werde treu mir bleiben bis ans Ende! (Rasch ab.)

Johann de Witt. Es ist vollbracht! (nach oben blickend.)
In deine Hände, Schicksal,
Leg' ich die Zukunft jetzt der Republik!

(Der Vorhang fällt.)

Ende des zweiten Aktes.

Dritter Akt.

Der Staatensaal im Binnenhof mit einer Galerie, welche den Durchblick ins Freie gestattet und zu der einige Stufen hinanführen. Am Höhenrande derselben ein verhängter Tisch; Glocke und Schreibzeug darauf, ein einfacher Stuhl dahinter. Rechts und links daran die Sitze des Staatsrates; in der Tiefe und bis über die Mitte der Bühne reichend, die Bänke des Adels und der Staaten. In den Kulissen zu beiden Seiten offene Bogengänge, die hinter die Szene leiten.

Erste Szene.

Boreel und **van der Moezel** von rechts.

Boreel (umherblickend). Nun, am Saal hat sich nichts verändert — nur den Statthalterstuhl haben sie weggeschafft. Es ist eine Zeit her, daß er dort oben gethront, wo sich jetzt der Schreibertisch des Herrn Großpensionärs breit macht. Damals wart Ihr noch schlank und stramm, Junker, und die Mädels im Haag guckten nach Euch. Jetzt aber habt Ihr schon ein stattliches Bäuchlein angesetzt.

Moezel. Kummerfett, lieber Boreel, Kummerfett.

Boreel. Schon wieder schwermütig? Laßt's gut sein; es werden bald andere Tage kommen. Und dann werden sich die hochmögenden Herren Staaten wohl bequemen müssen, das alte Möbel wieder aus der Rumpelkammer hervorzuholen. Auch einen neuen Überzug soll es erhalten — und mit der Zeit sogar ein goldenes Krönlein über der Lehne.

Moezel. Immer mit vollen Segeln! Ihr faselt da schon von einem Krönlein — und der Prinz ist nicht einmal noch Generalkapitän.

Boreel. Zweifelt Ihr, daß er es wird? Vielleicht deshalb, weil Mynheer Cornelius geschworen hat, den Frieden selbst gegen den Willen seines Bruders durchzusetzen? Heißt mich einen Waffelbäcker, wenn ich den alten Schreihals nicht in einer Stunde hinter Schloß und Riegel habe!

Moezel. So wollt Ihr Euren verteufelten Plan wirklich ausführen?

Boreel. Ob ich will! Euer Barbier hat mich ganz wohl begriffen.

Moezel. Mordschurke das! Und wenn ihn das Volk in Stücke reißt?

Boreel. Das ist meine Sache. Ein paar Wochen Gefangenschaft mit dem Herrn Altbürgermeister von Dordrecht muß er sich wohl gefallen lassen. Dann soll er ausbrechen und mit seinem Lohn zu Schiff und nach Indien.

Moezel. Ihr wißt auszuhecken, das muß man sagen. Aber was nützt's? Die Niederlande sind kein Boden, auf dem die Fürsten gedeihen — und der Prinz schon gar nicht. Dem ist ja selbst nicht um die Statthalterschaft zu tun. Das Vaterland will er retten, die Freiheit Europas schützen — und was weiß ich!

Boreel. Possen! Laßt ihn nur einmal in der Bewegung mitten drinnen sein; laßt den jungen Löwen Blut geschmeckt haben: dann werdet Ihr sehen, wie die Natur seines Vaters in ihm hervorbricht. (In die Galerie tretend.)

Aber es wird schon immer lauter da drunten, und die Turmuhr weist gegen zehn. Die Herren Staaten werden sich gleich einfinden. Kommt, wir müssen auf unseren Posten. (Beide ab durch die Galerie nach links; die Bühne bleibt einen Augenblick leer.)

Zweite Szene.

Leopold van der Graaf und **Friedrich van Goes** kommen von rechts durch die Galerie.

van der Graaf. Wer hätte das vorausgesehn! Bei Gott,
Jetzt reut's mich fast, daß ich so eifrig für
Den Krieg gestimmt.

Goes. Torheit! Du hättest dich

Nur mit dem Haus Oranien verfeindet,
Wenn du es **nicht** getan — und deine Hoffnung,
Großpensionär zu werden, aufgegeben.

van der **Graaf.** Wie könnte diese Hoffnung jetzt sich noch
Erfüllen?

Goes. Wie? Im Lauf' der Dinge, Freund,
Der dem Geduld'gen stets sich gnädig weist.
Meinst du, daß dieses Einverständnis mit
Dem Prinzen dauern wird für Ewigkeiten?
An eine solche seltene Erscheinung
Glaubt jedenfalls die Welt nicht allzu lang —
Und das ist alles, was wir brauchen werden.
Darum frisch auf, und Herrn Johann de Witt
Im Kampf mit seinem Bruder unterstützt!
Der hat ja ohnehin, wie ich gefürchtet,
Ins Schwanken alles schon gebracht. Die Staaten,
Noch gestern mehr und minder für den Krieg,
Sind heute wieder voll Bedenklichkeiten,
Und was er jetzt in seiner Leidenschaft
Vor der Versammlung hören lassen wird,
Kann um so größre Wirkung tun — als es
Im Grund' genommen wahr ist.
Doch sieh' da!
Unser Kollege Pauw. Schon jetzt das Antlitz
Mit Schweiß bedeckt; ich wüßte gern, wie viele
Sacktücher heute er zu sich gesteckt.

Dritte Szene.

Adrian Pauw in Atem von rechts durch die Galerie.

Pauw. Da bin ich, Gott sei Dank! Ich dachte schon,
Ich würde gar nicht in den Saal gelangen,
So ist der Binnenhof vom Volk umdrängt.
Gesichter sind darunter, sag' ich euch,

Gesichter und Gestalten, um des Nachts
Davon zu träumen. 's ist ein wahres Glück,
Daß samt und sonders sie den Krieg verlangen.

Goes. Nun denke dir einmal, du hättest uns
Nicht beigestimmt und, so wie du es wolltest,
Dich für den Frieden in das Zeug gelegt.

Pauw. Ja, das ist wahr! Doch von der andern Seite
Droht uns Cornelius. Weiß der Himmel, Freunde,
Ich stünde heut weit lieber vor der Mündung
Einer Kartaune, als vor seinem Antlitz.
Ich sah ihn eben jetzt, wie er die Treppe
Hinanstieg hinter mir, und lief, was ich
Nur laufen konnte. Doch ich fühlte, wie er
Mir seine Augen in den Rücken bohrte.

Goes. Da hatten sie gut bohren! Weißt du was?
Du kannst dich später hinter uns postieren.
Dann sieht er höchstens deine Achselwülste —
Und wenn er spricht, halt' dir die Ohren zu,
Wie du es pflegst, so oft Madame Pauw
Eine Gardinenpredigt hält. (Nach der Galerie blickend.)
Da ist
Er schon. Ziehn wir einstweilen uns zurück.
(Sie treten in den Bogengang rechts.)

Vierte Szene.

Cornelius de Witt, van Gend und noch zwei Abgeordnete kommen durch die Galerie.

Cornelius de Witt (hinter die Szene blickend).
Sind das nicht van der Graaf und Goes, die
Dort hingehn?

van Gend. Ja, ich glaube.

Cornelius de Witt. Ha, die Vipern
Verkriechen sich, um später desto sichrer

An unsre Fersen wagen sich zu können.
Doch heute will ich ihnen die Giftzähne
Austreten! Darum unerschütterlich,
Ihr wackren Freunde! Laßt uns stehn wie Felsen
Im Meer.

van Gend. Wir wollen es. Doch daß dein Bruder
Sich für den Krieg erklärt, erschweret uns —
Und dir den Kampf.

Cornelius de Witt. Für meine Überzeugung
Kämpf' ich! Daß sie nicht jene meines Bruders —
Bin ich gewohnt. Wer einem Abgrund zugeht
Mit offnem Aug', dem tritt man in den Weg.
Wir retten mit dem Vaterland auch ihn.

van Gend. Wenn die Bedingungen des Friedens nur
Nicht gar so drückend wären —

Cornelius de Witt. Ja, sie sind es.
Doch die Statthalterschaft erdrückt. — Seht nur,
Dort naht der Adel!

(Er bildet mit seinem Anhang eine Gruppe an den Pfeilern links.)

Fünfte Szene.

Herr von Asperen, Herr von Bennebrok und andere Edle kommen durch die Galerie. Alle in reicher Kleidung, die bunt und glänzend von der schwarzen, einfachen Tracht der übrigen absticht.

Cornelius de Witt (sie aus der Entfernung musternd).
Wie sie siegbewußt
Schon in die Brust sich werfen! Wie sie gleißen!
(Unwillig wegblickend.)
Wölfe im Pfauenschmuck

Asperen (zu Bennebrok). Bald wird der Sturm
Entfesselt sein, und wenn nicht alles trügt,
Bläst er das ewige Edikt zuschanden.
Mir ist zumute, wie vor einer Schlacht. (Erblickt Cornelius.)
Ha, unser Feind!

Bennebrok. Gib acht, der treibt es heut
Zum äußersten.

Asperen. Er soll es tun! Doch dann,
Bei Gott, vergess' ich auch, im Ständesaal
Zu sein — und will mich nur an eins erinnern:
Daß ich ein Schwert an meiner Seite trage.

(Stellen sich rechts auf. Beide Gruppen messen sich mit feindlichen Blicken. Inzwischen haben sich die Staaten und Räte in der Galerie versammelt. Zehn Glockenschläge. Alle treten langsam in den Saal; van der Graaf, Goes und Pauw von rechts. Beim letzten Glockenschlage erscheint:)

Sechste Szene.

Johann de Witt; hinter ihm **de Groot** mit Papieren. Sie treten an den Tisch. de Groot setzt sich, während Johann de Witt ihm zur Linken stehen bleibt. Der Staatsraat, der Adel, und die Staaten nehmen ihre Plätze ein: der Adel rechts; die Staaten, worunter Cornelius mit seinem Anhang, links. Pause.

Johann de Witt. Hochmögende Versammlung! Adel und
Staaten von Holland! Leider ist es nur
Zu wohl bekannt, was uns in diesen Räumen,
Die schon so oft die stummen Zeugen waren
Unsrer Beschlüsse, heut zusammenruft.
Ich darf daher mich auch der schweren Pflicht
Enthoben glauben, näher einzugehn
Auf all das Unheil, das mit rascher Wucht
Über die Republik hereingebrochen,
Und will nur die Bedingungen des Friedens,
Die uns ein übermüt'ger Sieger vorschreibt,
Mit ihres Inhalts unerhörtem Fordern
Noch einmal jetzt zu aller Kenntnis bringen:
(Nimmt ein Papier vom Tische und liest:)
„Abtretung der Generalitätslande an Frankreich.
Schleifung der Festungswerke von Nymwegen.
Freiheit aller Zölle für französische Untertanen.

Sechzehn Millionen Gulden an Kriegsentschädigung.
Feststellung der Seehoheit Englands — und endlich:
Anerkennung des Königs von Frankreich als obersten
Schutzherrn der Republik, welchem alljährlich durch eine
außerordentliche Gesandtschaft die Danksagung für die
Wiedererstattung des Landes ausgesprochen werden soll."

(Bewegung unter dem Adel.)

Daß die Annahme dieser Friedenspunkte
Fast eins mit völl'ger Unterwerfung wäre
Unter das Zepter Frankreichs, fühlet jeder.
Die Republik hat also keine Wahl,
Und nichts erübrigt ihr, als — rasch entschlossen,
Den blut'gen Kampf von neuem aufzunehmen.

(Zustimmung von Seite des Adels.)

Die Stände schweigen?

Cornelius de Witt (vortretend). Weil sie überlegen.
Ich aber habe lang' schon überlegt
Und will jetzt für sie reden.

Johann de Witt. Ich bedeute
Den Abgeordneten Cornelius
de Witt, daß er die Meinung nur von Dordrecht
Und nicht auch die der andern Städte zu
Vertreten hat.

Cornelius de Witt. Gut denn; so fordre ich
Das Wort für Dordrecht.

Mehrere Staaten. Hört ihn! Er soll reden!

Cornelius de Witt.
Staaten von Holland! Nicht zu leugnen ist es,
Daß wir mit der Annahme dieser Punkte
Uns fast dem Zepter Frankreichs unterwürfen.
Wer aber bürgt uns für das Gegenteil,
Wenn wir zurück sie weisen? Wer steht ein
Für des erneuten Kriegs glücklichen Ausgang?

Johann de Witt. Prinz Wilhelm von Oranien.

Cornelius de Witt. Ich staune,
Mit welcher Sicherheit und Zuversicht
Man diesen Namen ausspricht. Wenn der Adel,
Der seine Wünsche an den Prinzen knüpft;
Wenn dieser selbst, in stolzer Überschätzung
Der eignen Kraft, solcher Behauptung sich
Vermessen würde — könnte man's begreifen.
Doch ganz unglaublich ist es, daß ein Mann
Es tut, der da am besten wissen sollte,
Wie wenig Aussicht auf den Sieg wir haben.

Johann de Witt. Ich weiß es. Doch deshalb erkenn' ich auch,
Wie sehr dem Staat ein kampfbegeistert Heer,
Ein kühner Führer nötig. Beides ist
Gewonnen, wenn — auf meinen Antrag hin —
Den Prinzen wir zum Obergeneral
Ernennen. Die Provinzen, Volk und Staatsrat
Sind meiner Meinung.

Cornelius de Witt. Die Provinzen! Die
Sich gleich von Anfang an so schlecht verteidigt
Und Holland preisgegeben, in der Hoffnung,
Vom Haus Oranien Dank sich zu verdienen!
Das Volk! das sich zurücksehnt nach der Zeit,
Wo die Statthalter nach den Bürgern schlugen —
Und Brot und Spiele gaben für den Pöbel,
Den sie als Stütze ihrer Macht erkannt;
Das Volk, bei dem man jetzt den Gin nicht spart,
Damit es sich begeistre für den Krieg!
Und was den Staatsrat anbetrifft — so weiß man,
Wie sehr zweideutig seine Stimmen sind.

Goes (vortretend).
Wer wagt's, den Staatsrat zu verdächt'gen?

Cornelius de Witt. Ich,
Friedrich van Goes, der du dich sogleich
Als Schuldiger verrätst. Du warst seit jeher

Ein Feind der Freiheit, deren Wurzel du
Im Bund mit deinem Schwager van der Graaf
Für immer untergraben willst. Wenn der
Großpensionär, verblendet wie er ist,
Dies übersieht — so muß ich ihn bedauern.
Euch aber ruf' ich zu, Staaten von Holland:
Gebt nimmermehr dem Prinzen eure Stimme —
Seine Ernennung führt geraden Weges
Uns zur Statthalterschaft zurück.

Goes. Und wenn es
So wäre? Handelt es sich jetzt um die
Statthalterschaft? Die Frage ist: ob man
Freiwillig sich in eine schmähliche
Abhängigkeit begeben, oder mutig
Aufs neue sich verteid'gen will — selbst auf
Gefahr hin, daß damit man eine Staatsform,
Wenn es sein muß, zurück ins Leben rufe,
In der die Niederlande fast durch ein
Jahrhundert sich so mächtig und so groß
Erwiesen!

Cornelius de Witt. Ha, wie frech, wie unverhohlen
Die Absicht sich hervorwagt hinter dieser
Spitzfindigkeit! Versteht ihr ihn, Staaten
Von Holland? Ich jedoch, ich sage euch:
Wenn die Bedingungen noch zehnmal härter
Und schmählicher als sie es sind, auch wären;
Ja, wenn man unbedingte Unterwerfung
Verlangte: müßte man bei der Gefahr,
Die jetzt im Innern droht, sich unterwerfen.
Denn wo — ich frage euch — wo gab es jemals
Einen Despoten, der ein fremdes Volk
Dauernd geknechtet hätte? Wo ein Volk,
Das fremder Knechtung dauernd sich gefügt?
Muß ich zurück auf unsre eigene

Vergangenheit euch weisen? Unterm Druck
Der Fremdherrschaft entfalten sich im Drang
Des innern Widerstrebens nach und nach
Die tiefsten Kräfte einer Nation
Und sprengen endlich die verhaßte Fessel.
Unter dem heimischen Tyrannen aber
Erschlaffen sie; Feilheit und Niedertracht
Erheben frech ihr Haupt, indes die Duldung
Empfindungslos den Fuß küßt, der sie tritt!

Goes. Daß dies nicht stets und unbedingt der Fall ist,
Lehrt uns, von Cäsar ganz zu schweigen, schon
Ein Blick auf die Geschichte Englands. Aber
Ist jetzt die Zeit zu solchen Kontroversen?
Staaten! Die Stunde drängt und fordert einen
Entschluß. Dort unten stehen Tausende
Schulter an Schulter, Kopf an Kopf, und harren
Eurer Entscheidung. Hört ihr sie?

(Dumpfer Lärm von außen; Rufe: „Krieg! Hoch Oranien!" Bewegung unter den Staaten.)

Sie werden
Schon ungeduldig. Laßt es nicht darauf
Ankommen, daß sie eurem Ausspruch nach=
Zuhelfen suchen! Denkt daran, daß auch
Daheim in euren Städten, so wie hier,
Das Volk verlangt, daß man den Krieg beschließe —
Das Volk, das, ob Cornelius de Witt
Es auch verachtet, doch aus Niederländern
Gleich uns besteht.

(Gegen den Großpensionär.) Ich rate, abzustimmen!

Johann de Witt (mit lauter Stimme).
Sogleich! Staaten von Holland, wenn bis jetzt
Ich schwieg, geschah es nur, weil die Gefühle,
Die euch bewegen, euch unschlüssig machen,
In wildem Sturm auch meine Brust durchtoben.

Es sind dieselben Zweifel, sind dieselben
Befürchtungen, die schon zu Anfang sich
des Krieges geltend machten. Doch sie müssen
Jetzt weichen, da es Hollands Ehre gilt —
Und ich, vernehmt es alle: für die Freiheit
Im Inneren des Vaterlandes bürge.

Cornelius de Witt.
Hört ihr ihn, Staaten von Holland? Fragt ihn,
Wie er für diese Freiheit bürgen will!

Johann de Witt. Ich bürg' dafür, wie es dem einzelnen
Im Wechsel der Geschicke möglich ist,
Für sich und andre einzustehn. Der Prinz
Verspricht, die Satzungen der Republik
Heilig zu halten.

Cornelius de Witt. Er verspricht! Was sind
Solche Versprechungen!? Und selbst, wenn er
Es ehrlich meinte: die Machinationen
Der Seinen, die Wilhelm des Zweiten Traum
In ihm zur Wahrheit machen wollen, werden
Ihn weiter stets und weiter treiben — bis er
Zuletzt die Krone auf das Haupt sich drückt.

Johann de Witt. Er hat bereits die Krone ausgeschlagen.
Sie wurde gestern ihm von den Gesandten
Frankreichs und Englands angeboten.

(Bewegung unter den Staaten.)

Cornelius de Witt. Wenn
Er sie ausschlug, geschah's aus Stolz, der es
Verschmäht, sie fremden Händen zu verdanken.
Sein erstes Ziel: es ist die Diktatur.
Und die wird er erreichen, ohne daß er
Erst nötig hätte, an die Satzungen
Der Republik zu rühren. In sich selbst
Dann brechen sie zusammen. Denn im Krieg —

Das wißt ihr alle — gilt allein das Schwert,
Und wer's in Händen hat, ist auch der Herrscher.

Johann de Witt. Zu Ende jetzt!
(Gegen die Versammlung.) Ihr habt mein Wort gehört.
Entschließt und einigt euch, Staaten von Holland!
Der Prinz harrt eures Rufes schon. Er wird
Sogleich vor euch erscheinen und den Eid
Der Treue leisten.

(Zeichen der Zustimmung unter den Staaten.)

Cornelius de Witt. Halt! Kein Gaukelspiel!
Man will euch überraschen, euch betören,
Staaten von Holland — will euch mit sich reißen.
Noch ist nicht abgestimmt.

Johann de Witt. Doch wird es werden.
Hier leg' ich das Papier zur Unterschrift
Bereit. (Zu de Groot.) Der Ständesekretär entbiete
Indes den Prinzen. (de Groot ab.)

Cornelius de Witt. Wie? Das ist Gewalt!

Johann de Witt. Gewalt gegen Gewalt!
(Zur Versammlung.) Man unterschreibe!

Cornelius de Witt.
Sie werden nicht! Sie werden nicht!
(Er blickt gespannt auf die Versammlung. Der Adel drängt zur Unterschrift heran; die Mehrzahl der Staaten folgt. Unwillig zusammenzuckend:)
Was seh' ich?!
Ihr könntet — Wie? Ihr unterschreibt?
(Sich entgegenwerfend.)
Alkmaar —
Hoorn — Leyden — Amsterdam! Bedenkt doch, was
Ihr tut!

Goes (mit einigen Staatsräten dazwischen).
Zurück, Sinnloser!

Cornelius de Witt (schreiend). Unterschreibt
Nicht! Staaten, Freunde, höret meine Stimme!

Johann de Witt. Ruhe! (Läutet.)
van Gend (zu Cornelius tretend). Es ist umsonst: wir sind verloren.
Cornelius de Witt. Verloren — ja: Freiheit und Vaterland!
(Gräßlich lachend.)
O unterschreibt nur — unterschreibt! Auf euer
Haupt alles, was da kommen wird!
(Plötzlicher Lärm von außen, der immer stärker wird und in einem wilden Geheul endet. Alles lauscht betroffen und gespannt.)
de Groot (stürzt bleich und atemlos herein). Ihr Herr'n! (Hält inne.)
Stimmen (durcheinander).
Was ist? Was ist geschehen? Redet!
de Groot (ausbrechend). Der
Prinz von Oranien ist ermordet!
Cornelius de Witt. Ha!
(Allgemeine Bestürzung. Unten beginnt der Lärm wieder, freudig anschwellend und in stürmischen Jubelrufen forthallend. Bewegung.)

Siebente Szene.

Herr von Zuilenstein kommt rasch durch die Galerie.

Zuilenstein. Man zürne nicht, daß ich hier ungerufen
Erscheine. Ein Verbrechen, so empörend
Wie jenes, dem Wilhelm der Schweiger einst
Zum Opfer fiel, wurde versucht. Als eben
Der Prinz, erwartend der Versammlung Ruf,
Den Buitenhof durchschritt — da warf ein Mann
Mit hochgeschwungnem Dolch sich auf ihn zu.
Zum Glück gelang es einem meiner Leute,
Dem Mörder rasch noch in den Arm zu fallen,
So daß der Prinz nur an der Schulter leicht
Verwundet wurde. In Gefahr, zerrissen
Zu werden von des Volkes rascher Wut,
Bat der Elende, auf die Kniee stürzend,
Um Gnade und gestand, daß er zum Mord
Gedungen ward. (Bedeutsam.) Gedungen. Und von wem?

(Er hält inne. Alle stehen erwartungsvoll und folgen seinen Blicken, die er langsam nach Cornelius hinlenkt.)

Von dem Altbürgermeister von Dordrecht,
Cornelius de Witt!

(Allgemeines unwilliges Erstaunen; der Adel tumultuarisch. Johann de Witt zuckt schmerzlich zusammen; van Gend wendet sich mit seinem Anhang von Cornelius ab.)

Cornelius de Witt. Von mir? Ha! Ha!
Da habt ihr, Freunde, schon den ersten Schritt,
Den ersten Schlag! Und der galt mir, dem Manne,
Den man am meisten hier zu fürchten hat.

(Allgemeines Schweigen.)

Zuilenstein. Ihr hört es, wie sie schweigen.

Cornelius de Witt (umherblickend). Wie, ihr schweigt?
Bin ich bei Sinnen? Glauben könntet ihr —

(Seinen Bruder anstarrend, der vor sich hinblickt.)

Du freilich mußt es glauben — du! — Doch auch
van Gend — und Ihr!

Johann de Witt. Ich glaube nichts. Daß man
Dich angeklagt, kann ich nicht von dir nehmen.

Cornelius de Witt.
So, so! Nun gut, so wünscht' ich jetzt, daß ich's
Beschlossen hätte, denn dann hätt' ich es
Auch ausgeführt!

Zuilenstein. Mit solchen Worten sprecht Ihr
Nur gegen Euch. Doch wird man's untersuchen. —
Staatsrat von Holland, ich begehr' im Namen
Des Fürstenhauses, dem ich angehöre,
Daß ein Gericht entscheide über ihn.

Johann de Witt (mit Fassung).
Es soll geschehn. Jetzt aber bitten wir,
Daß sich des Prinzen Hoheit herbegebe.

Zuilenstein. Er naht bereits.

(Ganz nahe stürmische Rufe: „Hoch Oranien!")

Achte Szene.

Der **Prinz** mit **Tilly** rasch herein. Hinter ihnen drängt Volk nach und füllt die Galerie. Begeisterter Zuruf und Begrüßung von Seite des Adels; die Staaten mit fortgerissen.

Wilhelm. Ich grüße die Versammlung! —
Vergessen sei, Staaten von Holland, was
Sich zugetragen. Die Gefahr, sie ging
An mir vorüber: auch am Vaterland
Wird sie vorübergehen. Ihr habt mich
Erwählt, zu seinem Schutz das Schwert zu ziehn —

(Er tut es; der Adel desgleichen.)

Ich werd' es nicht mißbrauchen, werde treu
Des Amtes walten, das ihr hoffnungsvoll
Mir anvertraut. Geschworen sei's bei Gott
Und meiner Ehre! (Akklamation von Seite der Staaten.)
Und somit brech' ich
Jetzt stehnden Fußes auch nach Arnheim auf,
Wo sich das Heer aufs neue sammeln soll —
Und rufe: In den Staub mit allen Feinden
Der Niederlande!

Alle (mit Ausnahme Cornelius', der für sich allein im Vordergrunde links steht): In den Staub! Hoch! Hoch,
Oranien!

Cornelius de Witt (verzweiflungsvoll überschreiend):
Jauchzt nur, Verblendete!
Eindringen wird der Feind in Holland und
Verwüsten eure Fluren, eure Städte!
Der bleiche Jüngling dort, der sich vermißt,
Ihn aufzuhalten: wird geschlagen werden
Von Schlacht zu Schlacht. Und dennoch wird er zum
Tyrannen sich aufwerfen. Eure Freiheit
Seh' wieder ich in Kerkern modern — und

(auf Johann de Witt zeigend:)

Das Haupt des Mannes dort auf dem Schafott,
Gleich jenem Barneveldts, vom Rumpfe fallen!

Johann de Witt (unwillkürlich erschüttert, ihm entgegen).
Unseliger!

Wilhelm. Laßt ihn! Des Hasses Worte
Verhallen machtlos. Und so ruf' ich jetzt
Noch einmal: Hoch das Vaterland!

(Unter allgemeinen brausenden Rufen fällt der Vorhang.)

Ende des dritten Aktes.

Vierter Akt.

Im Hofe von Holland wie im zweiten Akt.

Erste Szene.

Amalia Solms sitzt nachdenklich in einem Armstuhl; **Zuilenstein** tritt von rechts ein.

Zuilenstein (nachdem er sie eine Weile betrachtet hat).
So in Gedanken, hohe Frau?

Amalia. Wie sollt'
Ich anders sein — bei allem, was da vorgeht.

Zuilenstein. Es ist ja alles gut, so wie es kommt.

Amalia (sich erhebend). Wie können Sie so sprechen, Zuilenstein?
Ward Wilhelm an der Yssel nicht geschlagen —
Mußt' er nicht Woerden räumen? Stehen die
Franzosen, Schrecken und Verwirrung rings
Verbreitend, nicht in Holland schon — ganz so,
Wie unser Todfeind es vorausgesagt?

Zuilenstein. Ja wohl. Doch geht auch sonst noch in Erfüllung,
Was er in seinem Grimme prophezeit.
Man kann im Lande sich die Niederlagen
Des Prinzen nicht erklären. Man glaubt ihn

In seinem Wollen unfrei; glaubt, daß er
Behindert in Entfaltung seiner Kraft.
Und also bricht jetzt bei des Krieges Schrecken
Nur immer mächtiger der Drang hervor,
Die alten Hoheitsrechte herzustellen.
Allüberall, wo er sich zeigt, wird Wilhelm
Auch zum Statthalter stürmisch ausgerufen.

Amalia. Doch hört er diesen Ruf? Verschließt er nicht
Sein Ohr gewaltsam — um nur sein Gelöbnis
Halten zu können?

Zuilenstein. Ja, das ist's! Man hat
Ihn überlistet, sein Gewissen durch
Verdächtigungen überreizt; hat einen
Schwur zwischen ihn gestellt und seinen Anspruch.
Doch diese Scheidewand wird fallen mit
Denjen'gen, die sie aufgerichtet — und
Wenn steuerlos das Staatsschiff treibt — so muß er
Die oberste Gewalt ergreifen.

Amalia. Sie
Erschrecken mich, mein Freund. Bei Gott, ich wage
Gar nicht zu forschen, was Sie eigentlich
Im Sinne tragen —

Zuilenstein. Forschen Sie auch nicht.
Sie haben nur geschehn zu lassen, was
Geschehen muß — und bald geschehn. Sonst könnte
Der Wunsch Johann de Witts sich noch erfüllen,
Daß eine fremde Macht den Ausschlag gibt.

Amalia. Und Wilhelm! Ach, Sie haben nur im Auge
Seine Erhebung und vergessen ganz,
Mit welchem Stolz, mit welcher Zuversicht
Er in den Kampf gezogen ist — und wie
Ihm jetzt zumute sein muß!

Zuilenstein. Machen Sie
Sich deshalb keine Sorge. Wilhelm ist

Der Mann nicht, der so leicht an seinem Selbst
Verzweifelt. Wie man sieht, weiß er sogar
Noch seine Niederlagen auszunützen.
Daß er nach Bodegraven sich zurückzog
Und dort, Gouda im Rücken, sich verschanzte,
War ein strateg'scher Meisterzug. Ich sage:
Im Augenblicke der Entscheidung wird
Er siegen — und wenn nicht, nun denn, so mag er
Als Landesherr in Gottes Namen sich
Zu einem Friedensschluß bestimmen lassen.

Zweite Szene.

Boreel ist durch die Mitte eingetreten.

Zuilenstein. Was bringt Ihr, Boreel?
Boreel. Alles geht nach Wunsch
Das Mißtraun wächst im Haag von Stund' zu Stunde.
Zuilenstein. So glaubt man an Verrat?
Boreel. Ob man dran glaubt!
Ich brauch' den Samen gar nicht auszustreun:
Das schießt jetzt überall von selbst empor
Wie Unkraut bei der allgemeinen Furcht
Vor einem Überfalle der Franzosen.
Die ärgsten Schreier sind die Invaliden,
Die unterm Prinzen Moritz schon gedient,
Und ihre kriegerische Weisheit nun
Wie ihre roten Nasen leuchten lassen.
In allen Kneipen belfern sie und schwören,
Es gehe nicht mit rechten Dingen zu.
Daneben aber sitzt die Hörerschaft
Mit offnen Mäulern und geballten Fäusten,
Und wenn auch dieser oder jener noch
Ungläubig seine dicken Ohren schüttelt,

Erzählt er's doch zu Hause wieder und
So pflanzt es sich von Mund zu Munde fort.
Zuilenstein (in Gedanken). Höchst seltsam — in der Tat.
Boreel. Und auch das Urteil
Über Cornelius kommt uns sehr zu statten.
Man hatte einen Spruch auf Tod erwartet,
Und nun erscheint dem Volke die Verbannung,
Die man im Rat beschlossen, viel zu mild.
Der alte Starrkopf aber weigert sich,
Dem Machtgebot zu folgen, flucht und schwört:
Er werde das Gefängnis nicht verlassen,
In das ihn falsche Inzicht frech geworfen,
Bis seine Unschuld klar zu Tage sei.
Und das empört, erbittert die Gemüter
Aufs äußerste. Ich sag Euch, Euer Gnaden:
Es braucht nur einen leisen Anstoß noch —
Und ringsum donnerts: Nieder mit den Witten!
Zuilenstein. Der Anstoß muß gegeben werden, Boreel.
Ich kenne Eure Umsicht, Eure Klugheit
Und laff' Euch völlig freie Hand.
Boreel. Ihr sollt
Mit mir zufrieden sein. (Will ab.)
Zuilenstein. Doch halt, noch eins.
Seid Ihr gewiß, daß jener Tichelaar
Sich eingeschifft hat?
Boreel. Warum nicht? Ich denke,
Holländ'sche Luft zu atmen, wird ihm selbst
Kaum rätlich mehr erschienen sein.
Zuilenstein. Wer weiß!
Das ist ein unberechenbarer Schurke;
Man hätt' ihn sollen —
Boreel (bedeutsam). Schweigen machen, meint Ihr?
Das dacht' ich auch; allein er roch die Lunte
Und war auf seiner Hut.

Zuilenstein. Nur um so schlimmer.
Doch das ist nicht zu ändern mehr.
Boreel. Und tut
Auch nichts zur Sache. Was kann er beginnen?
Ausplaudern etwa? Das käme post festum.
(Ab gegen den Hintergrund, wo er, auf einen gebieterischen Wink der Fürstin, welche im Kampfe mit sich selbst zugehört, verweilt.)
Amalia. Nein, Zuilenstein, so weit nicht werden Sie
Es treiben! Nimmer geb' ich's zu, daß Wilhelm
Um diesen Preis das Erbe seiner Väter
Antritt: das wäre ein Verbrechen!
Zuilenstein. Sprechen
Sie solch' ein Wort nicht aus, Fürstin! — Und wenn
Es ein Verbrechen wäre: so vergelten
Wir Gleiches nur mit Gleichem. Oder war
Es etwa kein Verbrechen, daß man Sie
In Ihrer Macht gefesselt, daß man mich
In die Verbannung schickte — um Wilhelm
Ganz ungestraft berauben und der Herrschaft
Sich selbst erfreun zu können?
Amalia. Es ist wahr —
Und dennoch —
Zuilenstein. Nein, kein dennoch!
(Mit gedämpfter Stimme, eindringlich.)
Wollen Sie
Zuwarten, bis der Großpensionär
Die angestrebten Bündnisse mit Deutschland
Zustande bringt; zuwarten, bis die Staaten,
Des Krieges müd', den Friedensschluß verlangen —
Und Wilhelm wieder sitzen kann im Haus
Im Busch und dort Leimruten stellen? Nun,
Madame? (Da Amalia unschlüssig schweigt.)
Seien sie stark! Erkennen Sie,
Wie die Vorsehung unsre Zwecke fördert;

Erkennen Sie, daß diesen ganzen Zwiespalt
Die beiden Brüder selbst heraufbeschworen.
Der eignen Schuld nur fallen sie zum Opfer —
Und was wir dazu tun, das will ich noch
Vertreten vor dem Richterstuhl des Höchsten! (aufhorchend.)
Wer sprengt da in den Hof?

Boreel (der ans Fenster geeilt ist). Graf Tilly!

Amalia. Tilly?
Er kommt von Wilhelm — bringt vielleicht uns Kunde
Von einem Sieg!

Dritte Szene.

Graf Tilly rasch herein.

Tilly. Hoheiten! Wicht'ge Botschaft!
Der Prinz folgt mir mit einem Teile der
Armee fast auf dem Fuße. Die Franzosen,
Unter Turenne, umgingen Bodegraven
Und schnitten ihm den Rückzug ab nach Gouda.
Nun muß er schleunig in den Haag sich werfen.
Bewaffnen soll sich Bürgerschaft und Volk;
Sobald der Prinz herein ist, will er auch
Die Deiche gleich durchstechen und das Land
Rings unter Wasser setzen lassen.

Zuilenstein. Schicksal,
Du waltest gut!

Amalia. Wieder ein Rückzug! Sagt,
Wie nimmt der Prinz den neuen Mißerfolg?

Tilly. Gefaßt, wie immer. Ja, es scheint sogar,
Als wär' ihm dieser Rückzug nach dem Haag
Nicht gänzlich unerwünscht.

Zuilenstein. Nicht unerwünscht?
Wieso?

Tilly. Je nun, es drang ins Lager schon

Die Kunde von der Stimmung, die hier herrscht,
Und so vermut' ich, daß er um das Schicksal
Des Großpensionärs besorgt gewesen.

Zuilenstein. Verdammt!

Tilly. Auch dünkt es mich, als wäre sonst
Noch eine Wandlung in ihm vorgegangen.

Zuilenstein. In welcher Hinsicht denn?

Amalia. Was meinen Sie?

Tilly. Ich schwanke, ob ich mich aussprechen soll —
Sie wissen doch, wie er bis jetzt den Frauen
Abhold gewesen; wie er Reiz und Schönheit
Fast gänzlich übersah und wie gering
Er stets von all den jungen Damen dachte,
Die manchmal sich bei Hof gezeigt. Und nun —

Zuilenstein. Und nun?

Amalia. Enträtseln Sie uns doch —

Tilly. Und nun
Spricht er mit Worten der Bewunderung,
Die kurz und schwer, wie glühnde Lavastöße,
Aus seiner so verschloss'nen Brust sich ringen,
Oft von Maria de Witt.

Zuilenstein. Kennt er sie denn?

Tilly. Er sah und sprach sie, als er sich nach jenem
Denkwürd'gen Auftritt mit den Abgesandten
In ihres Vaters Haus begeben hatte.

Zuilenstein. Sie werden doch nicht sagen wollen, daß er —

Amalia. Sie liebt!?

Tilly. Vielleicht; ergründen kann man's nicht.
Doch sicher ist, daß dies Zusammentreffen
Zu jener Festigkeit viel beigetragen,
Mit welcher er die Staatsgewalt noch immer
Von sich weist.

Zuilenstein (zu Amalia). Nun, was sagen Sie dazu?

Amalia. Es ist unglaublich!

Tilly. Dann noch eines! Denken
Sie nur: Gestern, in später Abendstunde,
Erscheint im Lager plötzlich jener Mensch,
Den wir schon längst auf fernen Meeren glaubten —
Tritt vor den Prinzen hin, mit einer Frechheit,
Ganz ohnegleichen, rund heraus erklärend,
Was er geleistet, und begehrt zuletzt
Unangefochtnen Aufenthalt in Holland
Samt einem jährlichen Gehalt: denn ihn
Gelüste nicht nach einem frühen Tod
Am gelben Fieber in Batavia.
Aufs äußerste empört, ließ Seine Hoheit
Den Mann in Fesseln schlagen und er wird
Die strengste Untersuchung nun verlangen.

Zuilenstein. Ha, Tod und Hölle, ich hab' es geahnt!
Doch diese Untersuchung darf nicht mehr
Zur rechten Stunde kommen. (Zurückrufend.) Boreel!

Boreel (entgegen). Herr!

Zuilenstein. Ihr habt gehört — vermögt Ihr auch zu handeln?

Boreel. Jetzt oder nie! Ich eile nach der Stadt,
Graf Tilly mag sodann aufs Pferd sich werfen,
Mit seiner Kunde durch die Straßen sprengen
Und alles zur Verteidigung entbieten.

Tilly. Was haben — was bezwecken Eure Hoheit?

Zuilenstein.
Nichts! Fragen Sie mich nicht — folgen Sie Boreel!

Amalia (widerstrebend, angstvoll). Zuilenstein!

Zuilenstein. Kein schwaches Mitleid, Fürstin —
Das Rad soll rollen!

(Alle ab nach verschiedenen Seiten.)

Verwandlung.

Im Hause Johann de Witts wie in den früheren Akten

Vierte Szene.

Maria tritt aus der Türe links. Sie geht langsam über die Bühne und bleibt lauschend vor der rechten Seitentüre stehen.

Maria. Immer noch die Räte
Bei ihm. Die Unterredung währt schon lang –
Und wird doch nutzlos sein. Sie freun sich ja
Der Siege, die der Feind erringt, vermehren
Durch lauernde Tatlosigkeit das Mißtraun,
Die Furcht des Volks und ziehn so im geheimen
Das Unheil groß, das ihre Zwecke fördert. —
O welch ein Glück, daß sich der Prinz, trotz allem,
Vom Pfad nicht lenken läßt, den er betreten,
Und aufrecht hält, was er dem Staat gelobt!
Doch wird er's immer? (In Gedanken.) Hat ein Mensch auf Erden,
Die dauernd unerschütterliche Kraft,
Zurückzuweisen, was ihm teuer sein muß —
Ein Fürst die Kraft, die Macht von sich zu weisen? —
Und doch — er wird sie haben — denn mir sagt's
Mein Herz! — Mein Herz? Ihr wogenden Gedanken,
Wohin wollt ihr mich führen? —
Horch, man kommt.
(Zieht sich wieder nach links zurück.)

Fünfte Szene.

van der Graaf, Goes, Pauw und andere Staatsräte mit **Johann de Witt** aus der Türe rechts

Johann de Witt. Noch einmal denn: ich will das Äußerste
Versuchen und zu meinem Bruder mich
Begeben.
van der Graaf. Mög' es deinem Wort gelingen,

Ihn zu bewegen, daß er die Verbannung
Antritt. Denn, wie ich dir bereits gesagt,
Das Volk ist in gefährlicher Erregung —
Ich steh' für nichts.

Pauw. Ja, eine schlimme Zeit.
Man wird als Staatsrat kaum mehr auf die Straße
Sich wagen dürfen.

Johann de Witt. Nun, so bleibt zu Hause,
Adrian Pauw. (Zu van der Graaf.)
Und was das Volk betrifft
Und seine Furcht vor einem Überfalle,
So weißt du, daß mit jedem Tag Hülfstruppen
Am Rhein sich zeigen können.

van der Graaf. Ja, ich weiß,
Daß du dies hoffst. Doch ob es dir gelingt,
Das Deutsche Reich aus seinem Schlaf zu rütteln
Und Brandenburgs Kurfürsten von dem Vorteil,
Der ihm erwächst, wenn er uns Hülfe bringt,
Zu überzeugen — steht dahin.

Goes. Und dann —
Man wird bei diesem ungeheuren Zwiespalt,
Der jetzt in Holland herrscht, mit Mißtraun auf
Die Truppen blicken, nicht verstehen wollen,
Zu welchem Zweck sie eigentlich erschienen;
Wird einen neuen Winkelzug vermuten —

Johann de Witt. Genug! Genug, ihr Herrn! Ich sehe diese
Unseligen Verkettungen so deutlich
Wie ihr — empfinde sie weit tiefer noch
Und schmerzlicher. Allein, wenn die Geschicke
Der Staaten leicht und kampflos sich vollzögen;
Wenn nicht die Völker unterworfen wären
Dem Wahne und den schwanken Leidenschaften
Der menschlichen Natur: wozu gäb' es
Dann Männer, so die Pflicht auf sich genommen,

Mit klarem Auge und mit festem Wollen
Sorglich zu wachen über ihrem Heil?
Ein jeder von euch handle also jetzt
Wie seine Einsicht — sein Gewissen ihm
Zu handeln vorschreibt. Und somit lebt wohl!

(Die Staatsräte ab.)

Da gehn sie hin, geheimen Widerstand
Im Herzen — und ich fühle mehr und mehr
Den Boden schwinden unter meinen Füßen.

(Auf und ab in Gedanken.)

Solltest du wahr gesprochen haben, Bruder?
Und müßte jetzt zu Scheiter gehn das Werk,
Dem ich mein Leben weihte? Hätte wirklich
Nur wesenlosen Scheins ein Ideal
Mir vorgeschwebt!? — —
Nein! nein! Wohin denn käme diese Welt,
Wenn alles Edle und Erhabene,
Das man für sie, selbstlos, mit lautrer Seele
Zu schaffen denkt, des Daseins niedren Mächten
Zum Opfer fiele! (Maria ist wieder aufgetreten.)

Maria. Nun, mein Vater?

Johann de Witt. Sei
Getrost, mein Kind. Es hat sich nur erwiesen,
Was wir schon längst gewußt: daß ich auf sie
Nicht zählen darf. Das soll ein Ende nehmen,
Und Klarheit will ich bringen in das Wirrsal,
Das uns umnachtet. — Höre jetzt, was ich
Beschlossen, eh' sie noch erschienen waren:
Der Prinz muß sich, und sei's auf eine Stunde,
Sobald wie möglich nach dem Haag begeben.

Maria (aufzuckend). Der Prinz!

Johann de Witt. Ja; sein Erscheinen wird den Mut,
Den tiefgesunkenen, des Volkes heben,
Und wenn er öffentlich erklärt, daß er

Mit mir in vollem Einvernehmen stehe
Und immer noch zu siegen hoffe: dann
Stirbt mit der Wurzel auch der Argwohn hin —
Und leichtern Herzens können wir erwarten,
Daß Deutschland Hülfe bringt. Nach heute nacht
Soll insgeheim de Groot zu ihm hinaus
Ins Lager. —
Doch was hast du?

Maria. Nichts — o nichts,
Mein Vater!

Johann de Witt. Wirklich nichts, Maria? oder
Hätt' ich doch recht gesehn, als mir dein Wesen
Befremdlich schien seit jenem Tage —

Maria (macht eine heftig abwehrende Bewegung).

Johann de Witt. Nun
Ich will es glauben, will nicht vorschnell in
Dein Innres greifen. Ich kann ruhig warten,
Bis du es selber mir erschließest. — Jetzt
Geh' ich zu deinem Oheim, der sich gleich
Bis an sein Ende bleibt.

Maria (hat sich gefaßt). Er ist schuldlos.

Johann de Witt.
Schuldlos? Gewiß an dem, um dessentwillen
Die Hofpartei ihn angeklagt. Doch nur
Sein starrer Sinn, sein unversöhnlich Herz
Hat es ermöglicht; — es war sein Verhängnis.
Seltsam, wie Heil und Unheil sich im Leben
An jene Seiten unsres Wesens knüpfen,
Durch die wir sind und werden, was wir sind.
Leb' wohl, Maria. (ab.)

Maria (allein). Ja, es ist seltsam!
Muß ich es nicht erfahren an mir selbst?
Meinem Geschlechte fremd, mit unbeirrter,
Mit klarer Seele wollt' ich wunschlos hier

Auf Erden wandeln — und hab' es verschmäht,
Zu lieben und geliebt zu werden. —
Und nun, seit er hier eingetreten, seit
In diese stolzen Augen ich geblickt,
Den herben Klang vernommen seiner Stimme:
Nun regt sich immer mächt'ger ein Gefühl
In mir, vor dem ich selig zitternd stehe.
Ja, ja, nicht länger kann ich mir's verbergen:
Ich liebe — liebe Wilhelm von Oranien!
Was zuckst du, Herz? O, fasse dich zusammen,
Du darfst zu jenen schwachen nicht gehören,
Die an Unmöglichkeiten kranken. — (Pause.)
Und dennoch — hätt' ich keine andre Wahl,
Als still in scheuer Sehnsucht mich verzehren —
Oder mir zuzurufen, übermenschlich:
Erstick' den Lenz, der sich verspätet hatte
Und jetzt so plötzlich über dich gekommen? —
Kann ich sein leuchtend Bild in mir nicht tragen,
Wie ihre Perle stumm die Muschel hegt?
Kann nicht mein Geist den seinen still begleiten?
Kann ich nicht jubeln, wenn er glücklich ist,
Nicht seiner Trauer heiße Tränen weinen —
Und so besitzen, was mir stets verwehrt?
Das kann ich — ja! Und also darf ich's auch!

Sechste Szene.

de Groot rasch herein.

de Groot. Seid mir gegrüßt! Wo ist Mynheer de Witt?
Maria. Was habt Ihr? Ihr seht ganz verstört.
de Groot. So wißt Ihr
Noch nichts? Der Prinz naht sich dem Haag —
Maria. Der Prinz
Sagt Ihr? O dann — dann ist ja alles gut.

de Groot. Ja — ja, es wäre gut; doch ist er wieder
In vollem Rückzug vor dem Feind begriffen —
Ich muß zu Eurem Vater — (Will nach der Türe rechts.)
Maria. Er hat eben
Das Haus verlassen und ist auf dem Wege
Zu Ohm Cornelius.
de Groot (erschrocken). In das Gefängnis?
Zwar die Vorpforte ist nicht weit entfernt —
Und doch — wenn bei dem kurzen Gang ihm etwas
Begegnete —
Maria. Was könnte ihm begegnen?
de Groot. Es ist Euch doch nicht fremd, mit welcher Angst,
Mit welchem Mißtraun man im Haag seit jeher
Des Krieges Lauf verfolgt. Die Nachricht von
Dem neuen Mißgeschick des Prinzen ruft
Entsetzen und Verwirrung jetzt hervor.
(Leitet Maria an ein Fenster.)
Seht, wie die Leute aus den Häusern stürzen
Und nach dem Marktplatz eilen! Dort und auf
Der Prinzengracht versammelt sich das Volk,
Wild, wie im Aufruhr, durcheinander wogend.
Als ich vorüberkam, hört' ich aus mehr
Als einem Mund das Wort Verrat erschallen.
Maria. O die Verblendeten!
de Groot. Gerade weil sie
Verblendet sind, darf man das Äußerste
Befürchten —
Maria. So eilt meinem Vater nach —
Setzt ihn in Kenntnis —
de Groot. Ja, das will ich! (Zaudernd.) Doch
Soll ich allein Euch lassen?
Maria. Warum nicht?
Was hätt' ich zu besorgen?
de Groot. Muß ich Euch

An jene Nacht erinnern, wo man sich
Mit lautem Drohn vor diesen Fenstern einfand?
Das kann vielleicht schon jeden Augenblick —
Nur noch weit schrecklicher, sich wiederholen.
Ihr kennt das Volk nicht, wenn es, wutempört,
Den letzten Damm der Menschlichkeit durchreißt.
Dann schont es nichts — selbst einer Göttin Haupt nicht!
Maria — höret mich, das Haus der Meinen,
Es ist nicht weit von hier gelegen — dort
Seid Ihr geborgen —

Maria (mit Hoheit zurücktretend). Nein, Hugo de Groot;
Ich bleibe, wo ich bin. Die Angst um uns
Verwirret Euch. Noch ist die Welt so ganz
Nicht aus den Fugen; noch kann ein Gerechter
Sich sicher fühlen.

de Groot (eingeschüchtert). So gestattet mir
Doch wenigstens, daß ich die Dienerschaft
Um Euch versammle —

Maria. Das will selbst ich tun,
Wofern es nötig ist. Jetzt aber geht —
Beruhigt Euch — und mich.

de Groot. Ich gehe. Doch
Wenn ich ihn ungefährdet weiß, kehr' ich
Zurück! (Ab.)

Maria. Kehrt er zurück! Nun macht die Furcht
Den Jüngling wieder kühn. (Pause.)
Die Furcht? Was fürchtet
Er denn — zur Stunde, wo des Prinzen Ankunft
Jedwede Sorge rasch verscheuchen wird — (Gedämpft.)
Hat er auch wieder keinen Sieg errungen
Und keinen Lorbeer sich aufs Haupt gedrückt.
(Unruhig auf und ab.)
Und doch, ich fühl es, wie die Angst sich mitteilt —
Was schnürt mir jetzt mit einem Mal die Brust

Zusammen? — Meine Pulse stocken — Luft!
(Eilt ans Fenster und stößt es hastig auf.)
Wie totenstill da unten — (Lauscht.)
Von der Gracht
Herüber nur tönt ein unheimlich Rauschen — (Aufschreiend.)
Wenn meinem Vater —! (Sich gewaltsam fassend.)
Nein! So ungerecht,
Ihr ewigen Mächte, seid ihr nicht! (Der Vorhang fällt rasch.)

Ende des vierten Aktes.

Sehr kurzer Zwischenakt, den eine stürmische Musik ausfüllt.

Fünfter Akt.

Der große Markt im Haag.

Erste Szene.

Volksauflauf. Weiber und Kinder in lärmender Verwirrung über die Bühne. Rufe: „Die Franzosen! Waffen! Waffen!" **Verhoef, de Haan, Klaptas, Bankhem** und viele andere kommen in den Vordergrund.

Verhoef. Schreit nur nach Waffen! Euere Bratspieße und Küchenmesser, ihr Weiber! die werden uns helfen. Wir sind verraten und verkauft!

Klaptas. Ja, das sind wir! Gleich bei der ersten Niederlage des Prinzen hab' ich's gesagt. Und jetzt noch das verschanzte Lager bei Bodegraven umgangen! War ich meine Zeit auch nur gemeiner Landsoldat: so viel versteh' ich vom Krieg, daß das nicht möglich ist, wenn man dem Feinde nicht Vorschub leistet.

Einer aus der Menge (herantretend). Aber wer sollt' ihm denn Vorschub geleistet haben?

Klaptas. Wer? Du nicht; hast du auch mit deiner

Schusterahle schon manchem auf die Beine geholfen. Aber ich will dir's sagen, Meister Papplöffel: die Loewenstein'schen haben's getan. Denn die wollen lieber französisch werden, als daß der Prinz siegt und das Vaterland rettet.

Der Frühere. Hat ihm der Großpensionär doch selbst das Kommando gegeben!

de Haan. Selbst? Das ist die rechte Höhe! Freiwillig, aus eigenem Antrieb gab er's ihm nicht; nur weil er von allen Seiten dazu gedrängt war und sich nicht anders zu helfen wußte. Aber er dachte: kommt Zeit, kommt Rat, und wenn nur der Prinz jede Schlacht verliert, so werden die Staaten schon endlich nach Frieden schrein, auf den er's gleich abgesehen hatte.

Ein anderer (der sich mit Weib und Kindern vorgedrängt). I, da schlag' ja das Wetter drein! Und das sollen wir alles ausbaden mit Hab und Gut, mit Weib und Kind — und am Ende gar, wenn der Haag unter Wasser gesetzt wird, ersaufen wie die Mäuse? Der Verräter muß baumeln!

Verhoef. Ja, ein Verräter ist er — ein Erzverräter! Oder glaubt ihr, er habe um den Mordanschlag seines Bruders nicht gewußt? Faule Fische, sag' ich euch! Ein höllisches Komplott war's; und sein ganzes Auftreten in der Staatenversammlung ein bloßes Gaukelspiel. Redete da mit voller Lunge für den Krieg, kanzelte zum Schein den Cornelis herunter, der doppelt loslegen mußte — und inzwischen sollte der Prinz abgetan werden. Merkt ihr was? damit wär' auch das Haus Oranien abgetan gewesen und die Großpensionäre von Holland könnten fortan ruhig in der gläsernen Staatskarosse sitzen und die Zügel der Regierung lenken. — Aber sie sollen es büßen!

Alle. Nieder mit den de Witt! Nieder!

(Es hat sich allmählich immer mehr Volk angesammelt.)

Zweite Szene.

Boreel und van der **Moezel** kommen.

Boreel. Holla! Was steht ihr da und brüllt und ballt die Fäuste in die Luft? Die Fuchtel zur Hand! Wißt ihr nicht, daß die Franzosen im Anzuge sind?

Verhoef. Eben weil wir das wissen, brüllen wir!

Boreel. Wollt ihr den Prinzen im Stiche lassen?

Verhoef. Nein, das wollen wir nicht! Wir wollen ihn retten, wollen ihn von seinen Feinden befrein, die ihn verraten, die sein Leben bedrohn und das ganze Unheil über die Niederlande gebracht haben.

Boreel. Wen meint ihr?

Verhoef. Tut Ihr, als wüßtet Ihr von nichts? Seid doch Oranische!

Klaptas (zu Boreel). Ich kenn' Euch. Ihr seid der Haushofmeister des Herrn von Zuilenstein. Wie denkt Ihr über den Rückzug des Prinzen?

Boreel. Wie wir darüber denken? Mein Gott, wir haben es längst aufgegeben, eine Meinung zu haben — oder gar zu äußern. Es heißt gleich: wir wollen den Prinzen zum Statthalter machen.

Verhoef. Und das muß er auch werden!

de Haan. Das ewige Edikt muß in Fetzen gehn!

Alle. Oranien Statthalter! Hoch Wilhelm der Dritte!

Boreel. Ja, das kann man in den ganzen Niederlanden hören; aber die zwei, die's eigentlich hören sollten: die hören es nicht.

Verhoef. Die zwei? Wer sind die zwei? — der eine ist der Großpensionär —

Boreel. Und der andere der Prinz.

de Haan. Der Prinz — und warum hört es der Prinz nicht?

Boreel. Warum? Närrische Frage! Weil er nicht hören darf, weil er durch einen Schwur gebunden ist.

Verhoef. Wir erkennen den Schwur nicht an. Das Volk von Holland entbindet ihn dieses Schwurs!

Boreel. Das Volk! Es wären auch noch andere, die ihn davon entbänden; aber diejenigen, die den Schwur veranlaßt, werden nicht nachgeben.

Verhoef. Sie werden! Sie müssen! Es wird ihnen keine Zeit übrig bleiben, zu überlegen: denn sie sterben — und das gleich!

Alle. Tod! Tod dem Großpensionär!

Boreel. Ihr guten Leute —

Verhoef. Nichts da! Wir sind keine guten Leute! Wir wollen keine guten Leute sein! Wir sind Wölfe, Tiger, Hyänen und lechzen nach Blut!

Alle. Blut! Blut! Nieder mit den de Witt!

Boreel. Aber bedenkt doch —

Verhoef. Nichts! Nichts! (Gegen das Volk.) Auf! Auf! Zu dem Hause des Großpensionärs! Wir reißen ihn nieder, wo wir ihn finden! Wir zermalmen ihn! (Zu Boreel.) Weh' dem, der sich uns in den Weg stellt!

Boreel. So hört doch — ihr findet ihn ja gar nicht zu Hause. Wir haben ihn soeben gesehen, wie er sich in die Vorpforte zu seinem Bruder begab.

Verhoef. Zu seinem Bruder? Neue Mordpläne zu schmieden? Desto besser! Da treffen wir beide mit einem Schlag! Auf nach der Vorpforte!

Alle. Nach der Vorpforte! Nach der Vorpforte!

Boreel. Die Vorpforte ist fest und ihr werdet die Tore geschlossen finden.

Verhoef. Was Tore und Mauern! Haben wir nicht unsere Arme? Auf, Brüder! Brechstangen, Äxte, Schmiedehämmer herbei! Wir heben das Gebäude aus den Fugen, daß kein Stein auf dem andern bleibt. Und dann nieder

mit den Schurken! Nieder mit den Verrätern! Nieder mit den de Witt!

Alle. Nieder! Nieder mit den de Witt!

(Die ganze Menge mit wildem Geheul stürmisch ab.)

Boreel (indem er den Forteilenden nachblickt). Nun, Junker, was sagt Ihr? Wer kann jetzt auftreten und uns anklagen, daß wir etwas dazu getan?

Moezel. Aber auch nichts dagegen. Dreht's wie Ihr wollt: das Ganze ist und bleibt eine Schandtat, die zum Himmel schreit. Hätt' ich geahnt, daß es so weit kommen würde, so hätt' ich mich nicht brauchen lassen.

Boreel. Über Euer zärtlich Gewissen! Schade, daß Ihr diese Goldwage nicht besser anwendet. Was kümmern Euch die Witten? Wer hat sie geheißen, den Kampf gegen das Haus Oranien aufnehmen? Der Rückzug stand ihnen offen, und wären sie klug gewesen und hätten zur rechten Zeit nachgegeben: so könnte der eine seinen Ärger in Dordrecht verschnaufen — und der andere ruhig auf irgend einem Landgute sitzen und sich mit seiner gelehrten Tochter an dem Krimskrams des Juden Spinoza erbaun. Aber das mußte mit Gewalt die Staatenlenker spielen und sich in die Welthändel mischen: was Wunder, wenn sie da endlich der Teufel beim Kragen zu fassen bekommt! Ich gehe jetzt die Dinge meinem Herrn melden. (Beide ab.)

Verwandlung.

Halle in der Vorpforte. Den Eingang durch die Mitte bildet ein offener Bogen; düsterer Gang dahinter. Links schmale und vergitterte Fenster. Rechts führen einige Stufen zu einer offen stehenden, mit Eisen beschlagenen Türe empor, durch welche man, wie angenommen wird, in den Turm gelangt.

Dritte Szene.

Johann und **Cornelius de Witt** kommen die Stufen herunter.

Johann de Witt. So bleibst du unerschütterlich, mein Bruder?

Cornelius de Witt. Ich bleib' es — so gewiß ich atme. Eher
Beginnt der Turm zu wandeln über uns,
Als dieser Fuß mich aus dem Kerker trägt.

Johann de Witt. Und was erreichst du damit?

Cornelius de Witt. Zeigen will ich,
Daß mich die Ungerechtigkeit nicht schrecken,
Nicht beugen kann. Und wenn ich hier verfaule,
So soll zuletzt noch mein Gebein erweisen,
Daß ich im Sinne des Horaz als Mann
Vor des Tyrannen Angesicht und meiner
Mitbürger Haß mit festem Mut bestand.

Johann de Witt. Gar manches wird als Festigkeit gepriesen,
Was doch nur Mangel an Erkenntnis ist.
Des Lebens unlösbare Widersprüche,
Sie machen es dem Starken, dem Gerechten
Gar oft zur Pflicht, Absicht sowohl wie Vorsatz —
Ja selbst sein Recht zu opfern, wenn es gilt,
Sich einem höhern Zweck zu unterwerfen.
Durch deine Weigerung — das fühlst du wohl —
Zwingst unsere Feinde du zum äußersten
Und schadest so der Sache nur der Freiheit.

Cornelius de Witt.
Der Freiheit! Sie zu retten hoffst du noch,
Verblendeter? Sie ist schon längst verloren —
Verloren nur durch deine — deine Schuld.
Oder glaubst du, daß diese Mauern mich
Absperren ganz und gar von jeder Kunde?
Gekommen ist's, wie ich's vorhergesehen:
Der Feind ist bis zum Herzen vorgedrungen
Der Republik — und doch ruft man den Prinzen
Zum Herrscher aus. Du aber stehst allein
Inmitten der Verwirrung.

Johann de Witt. Nicht allein:
Der Prinz steht mit mir.

Cornelius de Witt. Heilige Vernunft!
Wo ist die Grenze, die Arglosigkeit
Von Torheit scheidet? Merkst du nicht, Unsel'ger,
Daß er sich schweigend, nach Oranierart,
Empor von den Ereignissen läßt tragen,
Indes vielleicht dein Untergang, wie meiner,
Beschlossen schon und schon besiegelt ist!?

Vierte Szene.

de Groot kommt.

de Groot (auf Johann zueilend).
Dem Himmel Dank, daß ich Euch hier noch treffe.
Johann de Witt. Was ist?
de Groot. Ihr schwebt in äußerster Gefahr —
Und dürft jetzt diese Räume nicht verlassen.
Johann de Witt. Gefahr? Erkläret Euch —
de Groot. Der Prinz muß sich,
Verfolgt vom Feinde, nach dem Haag zurückziehn.
Hierüber ist das Volk in hellem Aufruhr
Begriffen, zeiht Euch des Verrats und hat —
Hat Euch den Tod geschworen: Tod Euch beiden!
Cornelius de Witt (auflachend).
Hörst du, mein Bruder? Dieser Rückzug kam
Dem Prinzen sehr gelegen — wenn er nicht,
Wie jener Mordversuch, auf Täuschung nur
Berechnet ist.
Johann de Witt. Halt ein! Ich lasse mir
Durch deinen Haß sein reines Bild nicht schwärzen.
Ich sage dir: an jenem Mordversuch
Ist er so schuldlos wie an diesem Rückzug,
Der in des Schicksals Rat beschlossen ward.
Und muß ich untergehn, so werd' ich auch
Im Sterben noch erkennen, daß ich falle:

Weil er bestimmt war, in den Niederlanden
Zu herrschen, wie einst seine Väter herrschten.

(Dumpfer Lärm von außen.)

Fünfte Szene.

Der **Stockmeister** stürzt herein.

Stockmeister. Ihr Herr'n! Rasch in die untersten Gewölbe
Mit euch! Der ganze Haag wälzt sich heran.
Blut! Blut! Tod den de Witt! so braust es rings.
Schon hab' ich alle Tore, alle Türen
Verschlossen und verrammelt — doch sie werden
Dem Sturm nicht lange trotzen! —

Cornelius de Witt. Ich verkrieche
Mich nicht. Laßt sie nur kommen, diese räud'gen
Schweißhunde der Oranier! So lang'
Ich denke, weiß ich, wie sie sind, und juble,
Daß ich mich bis ans Ende nicht getäuscht.
Noch fühl' ich Kraft genug in meinen Sehnen,
Ein paar von ihnen in den Staub zu treten —
Dann aber werd' ich es mit Wollust fühlen,
Wie sie die Zähne in das Fleisch mir schlagen.

Stockmeister. Ach, Ihr versündigt Euch, Mynheer Cornelis.

(Verstärkter Lärm.)

de Groot (zu Johann, der in Gedanken versunken steht).
Laßt Euch bedeuten doch — Laßt Euch erbitten —

Johann de Witt (wie erwachend).
Verbergen? Nein, de Groot; das tu' ich nicht.

de Groot. Es handelt sich ja nur um Augenblicke.
Vielleicht hat schon der Prinz den Haag in Sicht —
Gerettet seid Ihr dann — beide gerettet.

Stockmeister. Begebt doch wenigstens Euch in den Turm;
Ich will die schwere Türe hinter Euch
Verschließen —

Johann de Witt. Nein; ich geh' dem Volk entgegen.
Es soll erfahren —

de Groot (wirft sich ihm entgegen). Wird man Zeit Euch lassen?
Ihr könnt des Todes sein, eh' noch ein Hauch
Von Euren Lippen geht — denkt an Maria!

Johann de Witt. Ich kenne meiner Tochter starke Seele —
Und Ihr nicht minder.
(Zum Stockmeister.) Öffnet mir das Tor.

Stockmeister. Nein, Mynheer, nein. 's ist Euer Glück, daß nicht
Ein anderer hier Schließer ist. Der gäb'
Euch preis. Ich aber bin ein alter Mann,
Der nie in Eure Händel sich gemischt
Und froh ist, wenn er ohne Schuld dereinst
Sein müdes Haupt zur Ruhe legen kann.

Cornelius de Witt
(der Johann in sichtlichem Kampfe mit sich selbst betrachtet hat).
Johann, mein Bruder, ich beklage dich!
Trotz deiner Weisheit, deines edlen Herzens
Stehst du mit mir am gleichen Ziele jetzt —
Mit mir, den du als Knabe schon so oft
Des Hasses blinder Leidenschaft geziehn!
Ja, unsre Pfade gingen auseinander,
Doch — wie verschieden unser Wesen auch,
Wir waren eins in unserm tiefsten Wollen,
Und also trafen wieder wir zusammen.
(Erschüttert ausbrechend.)
Johann! O blick' mich an! Du hast ein Kind,
Für das du leben sollst. Komm mit mir in
Den Turm hinauf; die Türe dort schützt uns
Vielleicht. Und wenn wir sterben müssen, laß
Vereint uns sterben, Brust an Brust, und in
Dem Hochgefühl, daß einst das Vaterland
Von seinen treusten Söhnen sagen wird:
Sie sind gefallen für die Freiheit!

Johann de Witt.
(Ergreift schweigend Cornelius' Hand. — Dröhnende Stöße und Axthiebe von außen. Krachen, Gepolter; gleich darauf triumphierendes Geschrei.)

Stockmeister. Gott!
Das äußre Tor ist schon erbrochen — zögert
Nicht länger mehr.

Johann de Witt (indem er sich zum Abgehen wendet).
So lebt denn wohl, de Groot.

de Groot.
Laßt mich mit Euch gehn! Laßt mich, treu wie immer,
An Eurer Seite bleiben —

Johann de Witt. Nein; Ihr dürft
Nicht Euer Leben knüpfen an das meine;
Ihr steht im Aufgang, ich im Niedergang.
(Da de Groot nicht darauf hören will.)
Erschwert mir nicht die Qualen dieser Stunde —
Und wenn wir uns nicht wiedersehen sollten,
So bringt Marien meinen letzten Gruß.
Dem Prinzen aber sagt, daß ich ihm sterbend
Das Vaterland ans Herz gelegt.

(Verschwindet mit Cornelius in der Türe, welche der Stockmeister hinter ihnen abschließt.)

de Groot. O welch
Ein Augenblick! Was soll ich tun? Ich will mich
Den Rasenden entgegenwerfen, will
Sie aufzuhalten suchen —

Stockmeister (ihn festhaltend). Was? Ihr seid
Von Sinnen! Nur der erste wäret Ihr,
Den ihre Wut zerschmettert. Kommt, verbergt
Euch jetzt mit mir und sucht in der Verwirrung
Dann zu entkommen — Hilfe aufzubieten,
Wo Ihr sie finden könnt —

de Groot (unschlüssig). Mein Gott, mir ist,

Als müsse jetzt und jetzt die Rettung nahen —
Als hört' ich durchs Geheul Trompeten klingen —
(Gepolter und Gekrach; der Lärm immer näher.)

Stockmeister. Gefallen ist die letzte Tür, die sie
Noch aufhielt — Fort! Fort! Sonst ist es zu spät!
(Er zieht de Groot mit sich fort. Das Geschrei ganz nahe; endlich:)

Sechste Szene.

Verhoef, de Haan, Klaptas, Bankhem und viele andere mit Brechstangen, Äxten und Hämmern; einige sind abenteuerlich bewaffnet und führen eine improvisierte orangegelbe Fahne mit sich.

Verhoef (hereinstürzend). Ha, da wird's heller. (Umherblickend.) Verflucht! Wieder eine Tür!

de Haan. Und was für eine!

Klaptas. Da geht's in den Turm hinauf. Da oben müssen sie sein!

Verhoef. Und wohl verschanzt! Aber es hilft ihnen nichts — Geh' einer zurück und sag's den andern, die sich in dem finstern Dachsbau nicht zurechtfinden, daß wir auf der Spur sind. Und jetzt zugestoßen! (Versuch, die Türe zu erbrechen.)

de Haan. Die hält!

Verhoef. Was hält?! Fallen muß sie, und wenn sie der Satan selber eingeschmiedet hätte!

de Haan. Es geht nicht. Ist kein Schlosser da mit einem Dietrich?

Verhoef. Dietrich? Sind wir Diebe, die des Nachts Bodenkammern aufsuchen? Schämt euch! Noch einmal dran! — Hört ihr? Die Angeln klirren schon. — Und noch einmal! (Die Türe weicht.) Da habt ihr's! Und jetzt auf die Verräter!

(Alle drängen sich tumultuarisch hinauf, so daß die Bühne leer bleibt. Pause. Plötzliches triumphierendes Geschrei, das Auffinden der de Witt anzeigend; gleich darauf wütendes Gepolter und lange forthallendes Geheul. Ferne Trompetensignale, die immer näher kommen; endlich:)

Siebente Szene.

Der **Prinz von Oranien** mit Gefolge, von dem **Stockmeister** geführt. Stummes Spiel. Sie eilen alle hinauf, während von außen noch Volk nachdrängt. Das Geheul im Turm geht in jubelnde Rufe: „Hoch Oranien!" über. Plötzliche Stille. Dann kommt das Volk lautlos die Stufen herunter und begibt sich in den Hintergrund der Bühne, wo es erwartungsvoll stehen bleibt. Der Prinz folgt langsam mit gesenktem Haupte. Hinter ihm das Gefolge und der Stockmeister. Ganz zuletzt mit niedergeschlagenen Mienen **Verhoef, de Haan, Klaptas** und die anderen. Der Prinz bleibt in der Mitte der Bühne stehen; die übrigen um ihn gruppiert. Lange Pause.

Achte Szene.

Herr von Zuilenstein; ihm folgen **van der Graaf, Goes, Pauw** und andere Staatsräte; dann **Boreel** und **van der Moezel.**

Zuilenstein (noch hinter dem Eingange).
Wo ist der Prinz? (Tritt ein.)
Wilhelm (schrickt empor; sogleich gefaßt:)
Du rufst mich, Zuilenstein?
Hier bin ich.
Zuilenstein (will reden).
Wilhelm. Still! Ich weiß ja, was du bringst.
Der Staatsrat bietet mir die Herrschaft an.
Goes (vortretend). So ist es.
Wilhelm. Und ihr wagt zu glauben, daß ich
Im Angesichte jener Leichen, die
Dort oben liegen, blutig und verstümmelt,
Zugreifen werde mit bereiter Hand?
Goes. Du mußt es, Herr! Ob früher oder später:
Die **Niederlande** sind's, die es begehren.
Wilhelm. Freut euch nicht allzusehr auf diese Stunde:
Sie ist für euch die Stunde des Gerichts.

Zuilenstein. Richte! Anklagen kann uns niemand. Was
Wir taten, haben wir für dich getan.
Wilhelm. Für mich? Das ist es! Du erinnerst mich,
Was ich in Zukunft noch zu sühnen habe.
Als Herrscher glaubst du mich bereits zu sehen,
Den du stets weiter treiben kannst auf Bahnen,
Die mir dein Sinn schon lange vorgezeichnet.
Ich aber schwöre dir — und schwör' es allen:
Daß ich nur seinem Geiste folgen will,
So lang' ich atme für die Freiheit lebend,
Die er besiegelt durch den Martyrtod. —
Drum sei aus meiner Nähe jetzt verbannt,
Wie du's schon einmal warst. (Gegen das Volk.)
Und ihr, Kleinmütige,
Verblendete — die ihr schuldloses Blut
Vergossen habt: betet zu Gott, daß es
Nicht einstens komme über euch und sich
Nicht räche noch an euren spätsten Enkeln.

Verhoef (mit raschem Entschluß vortretend). Es komme über uns! Du selbst hast uns Verblendete genannt. Wir sind schlichte Leute, o Herr; unser Sinn reicht nicht weit, und diejenigen, deren Blut wir vergossen, haben ihn selbst verwirrt. Was sie mit dem Vaterlande vorhatten, das frag' uns auch jetzt nicht. Eines aber wissen wir: sie haben uns das heilige Gefühl für dich, das tief in uns wurzelt, aus dem Herzen reißen wollen. Wir jedoch hielten daran fest; denn unsere Eltern und Voreltern lebten und strebten für das Haus Oranien, dem die Niederlande ihre Freiheit, ihren Ruhm verdanken. Und so ruf' ich, ob du mir auch finster die Augen entgegenrunzelst, für uns alle: Hoch Oranien! Hoch Wilhelm der Dritte!

Volk (stürmisch). Hoch Wilhelm der Dritte!

Wilhelm (blickt schweigend zu Boden).

Neunte Szene.

Maria erscheint mit **de Groot** am Eingang. Das Volk weicht zu beiden Seiten zurück.

Maria (vorkommend). Wo ist mein Vater!?
de Groot (sucht sie zurückzuhalten). Ich beschwöre Euch —
Wilhelm (schrickt zusammen. Für sich):
Auch das noch! Herz, du hättest sie beinah'
Vergessen — und nun mahnt sie dich.
Maria. Wo ist
Mein Vater? (Schweigen.)
Wilhelm. Fragen Sie mich nicht. Beweinen
Sie einen Toten.
Maria (schaudert zusammen).
Wilhelm. Ich bin ohne Schuld.
Maria (mit ihrer Empfindung ringend; mühsam).
Ich weiß es, Wilhelm von Oranien — und
Beweine keinen Toten. Denn er lebt —
Und wird für alle spätren Zeiten leben —
Ich aber möchte sterben können — — (Sie droht zu sinken.)
Wilhelm (ausbrechend). Maria! (Umfängt und stützt sie.)
Maria (in ihrem Schmerze selig getroffen).
Es ist nichts — nur eine Schwäche;
Sie geht vorüber. (Macht sich sanft los und richtet sich auf.)
Lassen Sie uns stark sein,
Prinz von Oranien. Ein furchtbares
Geschick ist über uns hereingebrochen —
Über uns alle, das wir tragen müssen.
Wilhelm. Fürwahr ein furchtbares Geschick, das Menschen
Auf ewig scheidet, die sich angehören.
Ich will es tragen. Aber geben Sie
Jetzt meiner Kraft die letzte Weihe. Kann ich,
Darf ich der Niederlande Ruf vernehmen?
Maria. Sie dürfen es. (Nach oben blickend, mit letzter Kraft.)
Mein Vater segnet Sie.

Und wenn ich einst in Ihrer treuen Hut
Das Vaterland frei, groß und **glücklich** sehe —
Dann will auch ich es sein und kann vielleicht
Die Stunde preisen noch, die mich gebar. (Bricht zusammen.)

(Trompetenstoß.)

Zehnte Szene.

Deutscher Reichsbote mit einer Depesche.

Bote. An den Großpensionär von Holland!

Wilhelm (wie aus einem Traum erwachend). Gebt!
Ich steh' an seiner Stelle.

Einer vom Gefolge (da der Bote mit der Übergabe zögert).
Seine Hoheit,
Prinz Wilhelm von Oranien spricht mit Euch.

(Bote überreicht die Depesche.)

Wilhelm (erbricht und liest sie).
Des Kaisers Majestät und Friedrich Wilhelm
Von Brandenburg erklären sich bereit,
Zu einem Defensivbund mit den Staaten.
Der Kurfürst selbst und Montecuculi
Sind aufgebrochen schon mit ihren Heeren,
Um an den Rhein zu ziehn. —
Das weist uns wieder
Auf die Gefahr des Vaterlandes hin.
Ich habe mich vermessen, es zu retten —
Und doch war **er** es nur, der es getan. (Zu den Versammelten.)
Beflaggt mit düstren Flören jetzt den Haag,
Denn eine Totenfeier will ich halten,
Wie sie der Demut meiner Seele ziemt.
Dann aber sei aufs neue mir willkommen
Kanonendonner und Gebraus der Schlacht!

(Ein Trauermarsch, der schon während der letzten Rede des Prinzen leise begonnen, schließt das Stück.)

Ende.



Tempesta.

Trauerspiel in fünf Akten.

„Velle non discitur“.
Seneca.

Vorwort des Herausgebers.

Die „de Witt“ hat Saar aus der Prosa in Verse umgeschrieben; daß bei unserem Drama der seltene Fall einer Übertragung aus dem Vers in die Prosa vorliegt, würde trotz dem jambischen Rhythmus einzelner Stellen, der sich ja im Deutschen oft von selber einstellt, wohl niemand erraten haben. Und doch hat Saar, wie die Handschrift lehrt, noch im weißen Soldatenrock in Kaiser Ebersdorf bei Wien und in der Getreidemarktkaserne in Wien im Dezember 1859 und im Januar und Februar des folgenden Jahres die erste Fassung in Versen niedergeschrieben, die den Titel führt: „Ein Borromäer. Drama in 5 Aufzügen“ und die er zehn Jahre später, im November 1869 flüchtig durchsah, nachdem sie schon bald nach ihrer Entstehung von Laube zurückgewiesen worden war. Außer dem Grafen, der in der ersten Fassung den Titelhelden abgab, sind später alle Personen umgetauft worden. Der Maler heißt in der ersten Fassung Antonio de Falari, er ist also noch kein Wassermaler und hat daher auch keine Entführung der Europa auf Bestellung zu malen, sondern auf eigenen Antrieb einen Tod der Lukrezia in Angriff genommen. Seine Gattin heißt Elisabeth und ist keine Römerin, sondern eine Engländerin, die als die Tochter eines nach Rom ausgewanderten puritanischen Malers allerdings dort aufgewachsen und die Frau des Lieblingsschülers ihres Vaters geworden ist. Der Diener und Haushofmeister heißt Girolamo, und der Fischer ist namenlos. Trotzdem stimmen die Szenenfolge und die Wendungen des Dialoges mit der späteren Fassung im großen und ganzen überein. Nur den ersten Eindruck der jungen Frau auf den Grafen hat Saar erst später sichtbar vergegenwärtigt, denn in der ersten Fassung fehlt das Auftreten des Grafen am Schluß des ersten Aktes; und die Nachricht von der dem Malerpaar drohenden Gefahr, die hier recht undramatisch bloß durch den Brief eines Freundes gegeben wird, hat er erst später durch den Intendanten Albani bringen lassen, die einzige Figur, um die das

Personal vermehrt worden ist. Auch die Motive sind im ganzen dieselben. Nur liebt der Graf nicht launisch eine königliche Marchesa, sondern er ist der Bräutigam einer einfachen Leonore, dessen lose Zeit weit zurückliegt und der sich die Familienfreuden recht sentimental ausmalt. Auch erfahren wir über den Mord, dessentwegen der Maler verfolgt wird, weder im ersten Akte aus seinem eigenen, noch im zweiten aus dem seiner Gattin etwas Genaueres. Erst im Jahre 1880 hat Saar die langatmigen und wortreichen Verse in knappe Prosa, das Pathos in den Konversationston umgesetzt und alles Sentimentale fernzuhalten gesucht, wobei freilich die Gefahr des bloß Skizzierten nicht immer vermieden ist. Jetzt hat er auch nicht mehr den Grafen, sondern den berühmten Tempesta zum Helden gemacht. In acht Tagen, so schreibt er am 17. April 1880 an Egger-Möllwald, hoffe er mit seinem „neuen Drama" fertig zu sein. Die Reinschrift, die während des Druckes noch einige Abänderungen erfahren hat, ist im Nachlaß erhalten. Der Druck war im September 1880 beendet und im Spätherbst des Jahres ist das Stück mit der Jahreszahl 1881 erschienen, „Ihrer Durchlaucht Fürstin Marie zu Hohenlohe gewidmet". Zur Feier des siebzigsten Geburtstages des Dichters wurde das Stück (30. September 1902) am Brünner Stadttheater gegeben (G. Bondi, Geschichte des Brünner Stadttheaters, Brünn 1907 S. 170 und 172.). Auch Direktor Schlenther hat es in Wien bei dieser Gelegenheit in Betracht gezogen und die Besetzungsfrage erwogen, später aber doch der „Wohltat" den Vorzug gegeben; es war ein Lieblingsgedanke Saars, den „Tempesta" von Josef Kainz, Ernst Hartmann und Lotte Medelsky gespielt zu sehen. Unserer Ausgabe liegt ein Exemplar des ersten Druckes zugrunde, das Saar zweimal, im Februar 1883 und im August 1903 für eine zweite Auflage oder eine Gesamtausgabe durchgesehen hat, das aber nur ganz wenige und unbedeutende Zusätze und Änderungen aufweist.

Tempesta.

Trauerspiel in fünf Akten.

Personen.

Graf Vitaliano Borromeo.
Der Maler Peter Molyn, genannt Tempesta.
Giovanna, seine Gattin.
Moro, ein alter Diener des Grafen.
Albani, Intendant.
Beppo, ein Fischer.
Erster } Häscher des römischen Offiziums.
Zweiter }
Dienerschaft des Grafen.

Die Handlung spielt gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts auf den Borromeischen Inseln im Lago Maggiore. Und zwar bis zur zweiten Hälfte des fünften Aktes auf der Isola madre; dann bis zum Schlusse auf der Isola de' pescatori.

Erster Akt.

In der Casa Borromeo auf der Isola madre. Reich im Geschmack der Zeit ausgestattetes Arbeitszimmer des Grafen, mit der Fernsicht auf den See. Offener Eingang durch die Mitte; rechts und links Türen.

Erste Szene.

Der Graf sitzt an einem Tische, der mit Papieren, Plänen und Zeichnungen bedeckt ist. Er erbricht und liest flüchtig einige Briefe.

Graf. Immer neue Anträge! Seltsames Volk diese Künstler und ihre Genossen. So bescheiden — und doch wieder voll Selbstüberschätzung. Nun, ich kann reichlich beschäftigen, und je mehr Arbeitskräfte ich gewinne, desto eher spiegelt sich die neue, kleine Inselwelt, die ich schaffe, mit ganzer Pracht im See. (Aufstehend und sich einem Fenster nähernd.) Und doch! Zeigt mir nicht gerade dies die Blöße des eigenen Verdienstes um ein Werk, das schon mein armer Bruder Renato zum Nachruhm unseres Hauses begonnen? Wer vollführt es? Vitalian, der Borromäer? Nein. Die schwieligste der Hände, die dort drüben den Spaten führt und Bausteine schleppt, tut mehr dazu als meine, die immer nur Gold — und Gold aus vollem Säckel langt.

Zweite Szene.

Moro durch die Mitte, mehrere Briefe in der Hand.

Graf. Gut, daß du kommst. Man soll die Barke bereit halten — ich will nach Baveno hinüberfahren. Man hat mir angezeigt, daß heute die letzte Marmorlieferung vor

sich geht, und da muß ich denn doch dabei sein. — Schon wieder Briefe? Leg' sie nur einstweilen auf den Tisch. Ich weiß ohnehin, was sie enthalten, und werde sie später durchsehen. Was zögerst du?

Moro. Es ist einer darunter, den Ihr vielleicht doch —

Graf. Versteh ich dich? (Mit heiterem Übermut.) Sieh, selbst den lese ich jetzt nicht; denn auch er sagt mir nichts Neues.

Moro (finster). Ganz wohl. Aber ich meine gar nicht den Brief von der Marchesa, der allerdings mit eintraf. Es ist mir ja zur Genüge bekannt, daß er warten kann. (Einen größeren Brief hervorziehend.) Aber diesen — ein Kurier hat ihn gebracht.

Graf. Ein Kurier? Gib her. Das ist das Siegel der Regierung. (Nachdem er den Brief erbrochen und gelesen.) Ein höchst schmeichelhafter Antrag. Man erinnert sich meiner kriegerischen Verdienste von ehedem und bietet mir — vielmehr man bittet mich, die Stelle eines Generals im Heere anzunehmen, das sich abermals gegen Frankreich rüstet. Was meinst du, Alter?

Moro (trotzig, aber beängstigt). Was soll ich meinen —

Graf. Nun, ob ich nicht wieder einmal das Schlachtroß besteigen soll. Ich bin letzter Zeit ohnehin stark eingerostet; eine kleine Bewegung im Kugelregen könnte mir nur zustatten kommen. Und wer weiß, welche Lorbeern ich mir pflücke. Es wird diesmal heiß hergehen — und man könnte vielleicht noch als Sieger in Paris einziehen. Denke dir nur: in Paris, wo ich vor Jahren eine so herrliche Zeit verlebt. Du warst damals schon, obgleich dein Krauskopf noch im schönsten Schwarz glänzte, ein ganz unausstehlicher Sittenprediger.

Moro. Es tat not.

Graf. Das geb ich zu. Ich trieb es ein wenig toll —

am tollsten den Frauen gegenüber. Erinnerst du dich noch der köstlichen Abenteuer, die ich gleichzeitig mit der schönen Vicomtesse d'Albigny und der kleinen Würzkrämerin am Pont neuf hatte? — Ach, welche Erscheinungen gab es damals in Paris! Und was für ein Geschlecht mag jetzt wieder herangewachsen sein!

Moro. Ja, Ihr könntet vielleicht gar noch etwas von Euerem eigenen Fleisch und Blut in die Arme bekommen. (Streng.) Aber Herr, Ihr werdet doch nicht im Ernst —

Graf. Beruhige dich nur. Es kommt mir nicht in den Sinn, den Antrag anzunehmen. Kriegerischer Ehrgeiz, das solltest du doch wissen, ist meine Sache nicht mehr, und ich bin nicht eitel genug, um an die Hochschätzung meiner Feldherrntalente zu glauben. Es ist eine bloße Verbindlichkeit, die mir der Prinzregent erweisen wollte. Zudem kann es mir, da wir Mailänder nun einmal vom Schicksal bestimmt scheinen, unter fremder Oberhoheit zu stehen, ziemlich gleichgiltig sein, wer den Sieg davonträgt: Spanien oder Frankreich. Warum mich also gerade jetzt in die Welthändel mischen? Jetzt, wo ich die letzte kahle Felseninsel dieses Sees mit allen Reizen blühenden Lebens schmücke, um mir selbst ein kleines, friedliches Reich zu gründen, in welchem ich nach meiner Weise herrschen und Hof halten will. Und was die Frauen betrifft, so ist wohl keine würdiger, an meiner Seite zu thronen — als die Marchesa Naldi.

Moro (freudig). Wirklich? Wirklich?

Graf (fortfahrend). Die Marchesa Naldi, das königliche Weib mit dem stolzen Herzen und den dunklen Feueraugen; die Marchesa Naldi, der ganz Mailand zu Füßen liegt — oder besser gesagt, lag — und die sogar dich, den grimmen Werwolf, derart bezaubert hat, daß du mit Leib und Seele für sie einstehst.

Moro. Weil sie Euch liebt, wie Euch noch keine geliebt.

Graf (nachdenklich). Meinst du? Nun, du könntest aller-

dings Unterschiede herausgefunden haben. — Gib mir jetzt ihren Brief. Ich will ihn später drüben in den neuen Anlagen lesen, wo man gestern prachtvolle cyprische Rosen gepflanzt hat. Vergiß nicht, in deinem nächsten Berichte davon Erwähnung zu tun; denn sie ist für derlei deutsame Nebenumstände besonders empfänglich.

Moro (betroffen). In meinem nächsten Bericht? Ihr werdet doch nicht glauben —

Graf. Ich glaube nichts: ich weiß, ich weiß — und möchte gern einmal sehen, was du mit deinen steifen Fingern alles zusammenkanzelierst. Werde mir nicht rot, Alter. Ich kann mir recht gut vorstellen, wie du da hineingeraten bist. Sie ließ dich, eh' wir hieher zogen, zu sich bescheiden. Mein Herzens-Moro, begann sie und ging dir mit der weißen Hand um den Bart, mein Herzens-Moro, du Perle unter den Dienern, es ist dir gewiß bekannt, daß dein Herr kein Freund des Briefschreibens ist und sich meistens sehr kurz und allgemein faßt. Aber gerade das Einzelne, das Besondere zieht mich an, und in dieser Hinsicht ist selbst jede Kleinigkeit für mich von höchstem Wert. Laß mich daher, ohne daß er es merkt, alles und jedes erfahren: was er tut, was er treibt, was er denkt. Und wache über ihn, wie ich es würde, wenn ich bei ihm wäre. Vor allem aber nimm mir sein Herz in acht. Denn er ist imstande, sich auf seinen Inseln in eine Fischerstochter zu verlieben, wenn sie schöne Zähne und Schultern hat.

Moro (für sich). Daß dich! (Laut.) Ah pah! Was Euch nicht einfällt.

Graf. Nun, nun, lassen wir's. Und im Grunde genommen hat sie recht. Darum Hochzeit gemacht — sobald mein zukünftiger Palast vollendet ist. Ich habe heute morgen schon einige graue Haare an mir wahrgenommen, und durch meine Schuld soll das Haus Borromeo nicht Gefahr laufen, auszusterben — was du nachgerade zu fürchten scheinst.

Tröste dich. Du wirst mit der Zeit ein paar rosige, pausbackige Geschöpfchen auf den Knieen schaukeln, die mir das Dasein verdanken — und so ganz unmöglich ist es nicht, daß du noch meinen ersten Sohn auf seinen ersten Fahrten begleitest. Aber nun geh und schaff die Barke.

Moro (indem er die Hand des Grafen faßt und küßt). Mein guter, guter Herr! (Ab.)

Graf. Eine treue, eine vortreffliche Seele. Aber unbequem, höchst unbequem. So geht es. Man will sich von jedem Zwange dieser Welt frei bewahren — und gerät zuletzt in Abhängigkeit von einem alten, eigenwilligen Diener. Doch immer noch besser, als unter die Botmäßigkeit eines herrischen, eifersüchtigen Weibes. (Auf und ab.) Sie liebt mich, sagt er. Mag sein — in ihrer Weise. Aber eben diese Art und Weise ist mir verhaßt; denn sie ist das gerade Gegenteil von dem, was mich an den Frauen am meisten entzückt. (Setzt sich; in Gedanken.) Seltsamer Widerspruch! Gleich beim ersten Anblick wollte mir die vielgerühmte Schönheit nicht gefallen; ich fühlte mich weit eher abgestoßen, als angezogen. Und dennoch vergrößerte ich den Kreis derer, die sie umschwärmten. Und als ich bemerkte, daß sie mich vor allen anderen auszeichnete, erschrak ich. Damals hätte ich mich sofort zurückziehen, sofort ein Ende machen sollen. Aber der günstige Augenblick wurde versäumt — und nachdem der Herr Marchese so unerwartet das Zeitliche gesegnet hatte, war ich verstrickt — (aufspringend) unentrinnbar verstrickt. Denn wenn ich auch rücksichtslos sein wollte; wenn ich das Gerede der Welt, die Feindschaft der Sippe in die Schanze schlüge: sie selbst, das fühl' ich, wird nie und nimmermehr nachgeben. Dieses Weib ist mein Schicksal. — Sei es! Was kann der Mensch Vernünftigeres tun, als in dem Unabwendbaren die Strafe seiner Sünden erblicken — und schweigend dulden.

Dritte Szene.

Tempesta, in bestäubtem Anzug, Stoßdegen an der Seite, tritt rasch durch die Mitte ein und bleibt dann in einiger Entfernung von dem Grafen stehen. Seine Miene drückt Aufregung, seine Haltung Erschöpfung aus.

Graf (ihn erblickend, befremdet). Mein Herr —

Tempesta. Verzeihung, Exzellenz, daß ich unangemeldet hier eingetreten bin. Ich traf im Vorsaal keinen Diener und unbekannt —

Graf. Schon zu viel der Entschuldigung. Man weiß, daß ich im Laufe des Vormittags für jedermann zu sprechen bin. (Ihn mit Aufmerksamkeit betrachtend.) Was wünschen Sie? Bringen Sie mir irgendeine Nachricht?

Tempesta. Das nicht. Ich habe nur von mir zu reden — das heißt, ich habe nur für mich zu bitten.

Graf. Dann bitt' ich, reden Sie.

Tempesta (nach einer Pause). Ich heiße Tempesta.

Graf. Wie? Tempesta? Doch nicht der Maler — der Marinemaler Tempesta?

Tempesta. Derselbe.

Graf. Bei Gott, so hätte ich Sie mir nicht gedacht. Und doch! — Verzeihen Sie. Sie sind ein Holländer, und man macht sich von Männern des Nordens stets eine ganz besondere Vorstellung. Sie aber sehen aus, als wären Sie unter unserem südlichsten Himmel geboren.

Tempesta. Italien ist mein zweites Vaterland.

Graf. Das stolz ist, einen solchen Adoptivsohn zu besitzen — stolz, wie ich es bin, daß Sie mir, wie ich wohl annehmen darf, Ihr ausgezeichnetes Talent persönlich zur Verfügung stellen.

Tempesta. Auch das — auch das. Doch was ich von Ihnen zu hoffen wage, ist mehr — weit mehr.

Graf (etwas betreten). Sie sagen das in einem Tone, der mich fast befürchten läßt, daß Ihnen nicht zu helfen sein wird.

Tempesta. Verzeihen Sie, Herr Graf, wenn ich nicht

sogleich den rechten Ton treffe. Mir ist das Bitten nicht geläufig — denn ich bat noch nie.

Graf. Das will ich Ihnen gerne glauben.

Tempesta. Ja, ich gestehe, der Bitte Kunst ist schwer — fast noch schwerer, als jene des Gewährens.

Graf. Nun allerdings, wenn Sie unmittelbare Regungen des Herzens als Kunst betrachten, dann dürfte es nicht leicht sein, den rechten Ton zu treffen. Doch wir geraten da in ein Wortgefecht, Signor Tempesta. Wollen Sie mir unumwunden erklären, womit ich Ihnen dienen kann.

Tempesta (nach einigem Zögern). Ich bin ein Flüchtling.

Graf. Ein Flüchtling! Sie, den man in Rom bewunderte — der die Gunst des päpstlichen Hofes genoß?

Tempesta. Jawohl: genoß! Verflucht sei der Tag, an dem ich zum ersten Male aus meiner stillen Muße heraus die Prachtgemächer der Vornehmen, die gleißenden Marmorplatten des Vatikans betrat. Die Ehre, die dort dem Künstler zuteil wird, schließt mit der Demütigung des Menschen. Der Nepot eines mächtigen Kardinals hat mich beschimpft und ich — ich habe diesen Schimpf mit Blut gerächt.

Graf. Das ist freilich schlimm — sehr schlimm.

Tempesta. Noch schlimmer ist es, daß man mich auch als Ketzer verfolgt.

Graf. Ich verstehe — Sie sind Protestant.

Tempesta. Ich war es nie; wenigstens nicht mit Bewußtsein. Meine Eltern, die das Schicksal nach Rom verschlagen hatte, sind mit mir, dem damals siebenjährigen Knaben, zur allein seligmachenden Kirche übergetreten.

Graf. Und dennoch —

Tempesta. Dennoch; oder gerade deshalb. Man ist in Rom feig geworden und wollte meine Tat nicht allzusehr verlauten lassen. Man zog es daher vor, mich bei meinem Renegatentum zu fassen, indem man beim Inquisitionstribunal

die Anklage erhob, ich hätte im geheimen dem Glauben meiner Väter nachgelebt und Proselyten gemacht.

Graf (nachdenklich). Ja, das mag zuweilen vorkommen. Aber Ihre Lage wird dadurch in der Tat äußerst bedenklich. Denn was auch die Ursache jenes Vorfalls gewesen sein mag — und ich will darnach nicht forschen —

Tempesta (verletzt auffahrend). Herr Graf, ich glaube —

Graf (ohne darauf zu achten). Was auch die Veranlassung gewesen sein mag: es ließe sich leichter darüber hinweggehen. Man könnte vermittelnd, versöhnend einzuwirken suchen. Aber jemanden, der der Ketzerei angeklagt ist, ein Asyl zu gewähren — und das scheinen Sie von mir zu wünschen — ist, in Italien wenigstens, fast eine Unmöglichkeit.

Tempesta. Sie gelten als ein Freund der Aufklärung, Exzellenz; als ein Mann, der über Vorurteile erhaben ist.

Graf. Desto gefährlicher für Sie. Denn man wird sofort annehmen, daß Sie sich nach meinen Inseln gewendet, wo ich, wie allgemein bekannt ist, schon in nächster Zeit eine Anzahl von Künstlern zu beschäftigen gedenke. — Verfolgt man Sie?

Tempesta. Man hat es getan; doch in Toskana verlor sich meine Spur.

Graf. Gleichviel. Rom hat einen langen Arm, und seine Augen wachsen überall aus dem Boden. Mißverstehen Sie mich nicht, wenn ich mir erlaube, Ihnen einen Rat zu erteilen. Wie wär' es, wenn Sie die so nahe Schweiz zu erreichen suchten? In einem protestantischen Kanton könnten Sie sich so ziemlich sicher fühlen. Wenn es Ihnen hiezu vielleicht an Mitteln gebräche, bin ich mit Freuden bereit —

Tempesta. O ich danke für Ihre Großmut, Exzellenz. Aber ich kann sie nicht annehmen. Könnt' ich's — ich stünde nicht hier und würde Sie in keiner Weise belästigt haben. Denn was mich betrifft, so bin ich Mann genug, mich überall durchzuschlagen. Ja, ich wäre vielleicht gar nicht geflohen

und hätte den Kampf mit dem heiligen Offizium aufgenommen. (Mit unwillkürlicher Zurückhaltung.) Aber ich bin nicht allein.

Graf. Wie?

Tempesta. Meine Gattin teilt meine Flucht. Ein junges, zartes Geschöpf, mir erst seit kurzem angetraut. Sie können sich ihren Zustand vorstellen. Die Gefahren, die Aufregungen — die Anstrengungen der Flucht! Wie soll ich das erschöpfte, verzweifelte Weib über die Alpen bringen — in ein rauhes, ungastliches Land. Sie wissen, was es für eine Italienerin — eine Römerin bedeutet, die Heimat zu verlassen. (Ausbrechend.) Wir können nicht weiter, Exzellenz!

Graf (überrascht; im Kampfe mit sich selbst). Wenn dem so ist — o warum haben Sie das nicht gleich gesagt — dann, ja dann muß Ihnen allerdings Hilfe geboten werden. Wenigstens für den Augenblick. Es trifft sich insofern gut, daß es bei mir jetzt noch ganz einsam ist. Eine kurze Zeit können Sie und Ihre Gemahlin jedenfalls ausruhen — neue Kräfte sammeln. Inzwischen finden sich wohl auch Mittel und Wege zu einer bequemeren Flucht. — Aber wo ließen Sie die Signora?

Tempesta. Sie harrt meiner im Kahne des Fährmanns, der uns von Pallanza herübergebracht.

Graf. Dann eilen Sie — bringen Sie sie hieher —

Tempesta (will rasch abgehen; besinnt sich jedoch). Herr Graf! Ich habe mich Ihnen von einer Seite gezeigt, die mit meiner Bitte im Widerspruch steht — die mich falscher Beurteilung aussetzen muß. Aber bedenken Sie: das Unglück hat etwas Verwirrendes; es macht uns mißtrauisch — und oft stolzer, als wir es sind. Sie haben mich durch den Zauber echter Menschlichkeit besiegt, beschämt. Gestatten Sie, daß ich Ihnen danke — aus tiefster Seele danke.

Graf. Noch nicht — nicht jetzt, ich bitte. Wer weiß, wie sich alles gestaltet. Wir wollen den Tag nicht vor dem Abend loben. Doch nun gehen Sie — gehen Sie — (Tem-

pesta ab.) (Nach einer Pause.) Seltsame, unerwartete Fügung! Es hat mich überrascht — fortgerissen .... Hätt' ich mich vielleicht wieder einmal übereilt? Der Mann hat in der Tat ein befremdliches Wesen — und wer weiß .... Pfui, kein Mißtrauen! Daß er sich an mich gewendet, bezeugt, daß er es auch ohne Scheu konnte. Und ruhig erwogen, was ist denn eigentlich an der Sache? Ich beherberge für einige Zeit den Maler Tempesta, von dem ich gar nicht zu wissen brauche, daß er mit der Kirche in Konflikt geraten. Aber Moro. Wie wird sich Moro dazu verhalten? Und da steh' ich wieder vor meiner ganzen jämmerlichen Abhängigkeit. Wenn die Frau nicht wäre, möcht' es noch hingehen; aber so .... Sie ist jung und wenn sie, wie man wohl annehmen darf, auch schön ist, so kennt seine Besorgnis keine Grenzen. Was sag' ich ihm nur? Die volle Wahrheit kann ich ihm nicht mitteilen, sonst schreit er sogleich Zeter. — Da ist er schon.

Vierte Szene.

Moro kommt.

Moro. Die Barke wartet.

Graf. Mag sie warten. Ich habe mit dir zu reden. Wir werden Gäste bekommen.

Moro. Gäste?

Graf. Sahst du den Herrn, der eben von mir ging?

Moro. Den?

Graf. Ein Maler — ein sehr ausgezeichneter Maler aus — aus Siena.

Moro. So. Den hätte ich eher für einen Landstreicher gehalten. Ich wollte ihn schon zur Rede stellen.

Graf. Daran hättest du sehr übel getan. Er befand sich mit seiner Gattin auf einer Reise nach Turin, wurde aber in der Romagna — du weißt, wie unsicher es dort ist — von Wegelagerern überfallen und geplündert. Unter

solchen Umständen beschloß er, sich einstweilen hieher zu wenden. Er ist mir in diesem Augenblick auch ganz willkommen; denn ich erwarte mir von ihm einige höchst nützliche Winke beim Ausbau meiner neuen Galerie. Er wird auch nur ganz kurze Zeit verweilen — bis sich seine Frau ein wenig erholt hat. Etwa eine Woche — oder zwei —

Moro. Oder zwei. Und werden sie hier, ich meine hier bei uns bleiben?

Graf. Allerdings.

Moro. So. Warum schickt Ihr sie nicht nach Pallanza, wo doch eigens Wohnungen für derlei Gäste vorgerichtet wurden?

Graf. Du irrst. Diese Wohnungen sind für Künstler untergeordneten Ranges — mehr für die Leute vom Handwerk bestimmt. Hervorragende Männer haben auf meine persönliche Gastfreundschaft Anspruch. Das wird auch künftighin so gehalten werden.

Moro. Und wird da jeder seine Frau mitbringen?

Graf. Welcher Gedanke! Es ist ein bloßer Zufall, der uns nicht über Gebühr beschäftigen soll. Wir werden dem Paar die äußersten Gemächer des linken Flügels einräumen. Weißt du, die Zimmer, in welchen einst mein Bruder seine Malerwerkstätte aufgeschlagen hatte. Dort sollen sie bleiben, bis sie sich zur Weiterreise in Verfassung gesetzt haben. Die Frau des Gärtners mag für die Bedienung der Signora Sorge tragen. Und somit ist alles erledigt. Und höre, Moro: sei mir nicht unfreundlich mit den Leuten. Ich weiß, die Sache geht dir wider den Strich — aber tu's mir zuliebe, Alter. Man soll nicht sagen können, daß man sich in meinem Hause übel befindet. Und nun gib die nötigen Befehle. Ich bin sogleich wieder hier. (Ab durch die Tür links.)

Moro. Und nun gib die nötigen Befehle! Da hätten wir also schon den Anfang einer Zeit, die ich fürchte wie

die Pest. Denn wenn es im Hause von solchem Volk wimmelt, dann wache der Satan über meinem Herrn. Aber was läßt sich tun? Die beiden Unglücksschwalben sind nun einmal da. (Hinter die Szene rufend.) He, Angelo! Checco! — (Während er durch die Mitte abgeht.) Die Schufte hören wieder nicht. (Die Bühne bleibt einen Augenblick leer: dann:)

Fünfte Szene.

Tempesta, einen Mantelsack in der Rechten, führt **Giovanna** herein, die sich auf ihn stützt.

Tempesta (umherblickend). Niemand hier — — Setze dich nur und atme auf. So, hieher .... (Er führt Giovanna zu einem Stuhl, auf welchen sie sich erschöpft und ängstlich niederläßt.) Blick' um dich — welche Pracht, welche Herrlichkeit! Und doch so still, so weltabgeschieden — o, hier können wir uns sicher fühlen.

Giovanna. Meinst du? Mein Herz zittert — es blendet und verwirrt mich alles —

Tempesta. Das wird anders werden, sobald du ein wenig zur Ruhe gekommen bist. Fasse nur Mut. (Zärtlich um sie beschäftigt.)

Sechste Szene.

Moro kommt durch die Tür rechts zurück.

Moro (für sich). Schon hier. (Mustert sie aus der Entfernung; dann Schritte.)

Tempesta (ihn erblickend). Was ist? — Wo ist Seine Exzellenz?

Moro. Der Herr Graf wird wohl gleich erscheinen. Ich aber bin, so zu sagen, der Haushofmeister.

Tempesta. Dann seid Ihr vielleicht auch schon in Kenntnis —

Moro (die Blicke finster auf Giovanna geheftet). Jawohl, das

bin ich; Euere Zimmer werden eben in Bereitschaft gesetzt. (Für sich.) Wie schön das Weib ist!

Tempesta (desgleichen). Was gafft der Alte und murrt in den Bart. Mich dünkt, wir sind dem allergnädigsten Haushofmeister nicht sehr genehm. Hat man die Gunst des Herrn erbeten, so soll man die des Dieners erbetteln. (Giovanna hat sich ängstlich erhoben.)

Siebente Szene.

Der **Graf**, rasch von links.

Graf. Ah — ich komme zu spät. (Er bleibt beim Anblick Giovannas, die sich befangen vor ihm verneigt, in stummer Überraschung stehen, faßt sich jedoch alsogleich.) Madonna, ich heiße Sie in meinem Hause willkommen — willkommen Sie beide! (Zu Moro.) Ist vorgesorgt?

Moro. Das Nötigste dürfte in Ordnung sein.

Graf. Nun also. — Was Sie jetzt vor allem anderen bedürfen, ist Ruhe. Ich überlasse Sie daher fürs erste ganz sich selbst — und kann nur wünschen, daß Ihnen der Aufenthalt bei mir Glück und Segen bringe. — Moro, geleite meine Gäste. (Während man sich gegenseitig verneigt und der Graf den nach rechts Abgehenden mit den Augen folgt, fällt der Vorhang.)

Ende des ersten Aktes.

Zweiter Akt.

Ein Kabinett des Grafen. Kurze Dekoration. Eingang von der Seite. Hohe Fenster.

Erste Szene.

Der **Graf** nachlässig in einem Lehnstuhl, ein Buch in der Hand. **Moro** macht sich im Hintergrund zu schaffen.

Graf. Was ist die Uhr, Moro?

Moro (ohne umzusehen). Zehn Uhr.

Graf. Erst zehn! Der lange Tag. Das ist die Folge, wenn man so früh Nacht macht. — Wie ist das Wetter heute?

Moro (wie früher). Recht schönes Wetter.

Graf (aufstehend). Ja, das ist's. Ich sollte Zerstreuung haben. Dieses ewige Einerlei der Tage ist ein Gespinst, in dem sich melancholische Gedanken wie Fliegen fangen. Ich muß wieder einmal nach Mailand — oder nach Genua .... Aber heute — schönes Wetter, sagst du? — heute könnte man — — Geh' doch zu Signor Tempesta hinüber. Ich lasse anfragen, ob es ihm genehm wäre, mit mir die andere Insel zu besichtigen. Es könnte dort ein Frühstück eingenommen werden. Die Dienerbarke mag mit dem Zelt und allem Sonstigen vorausfahren. Auch kannst du Signor Tempesta sagen, daß — falls es seiner Gemahlin Vergnügen machen sollte —

Moro (stellt einen Gegenstand geräuschvoll nieder).

Graf. Nun, hörst du nicht?

Moro (nach vorne kommend). Ich höre wohl; aber ich tu' es nicht.

Graf. Was soll das heißen?

Moro. Daß ich keinen Kuppler abgebe.

Graf. Welche Sprache!

Moro. Die Sprache des empörten Herzens; ich wär' ein Schuft, wenn ich länger schwiege. Ihr seid in das Weib des Malers verliebt.

Graf. Was läßt dich so denken?

Moro. Ihr, Herr, und meine fünf Sinne. Ich kenn' Euch zu gut, und Ihr selbst müßt gestehen, daß Ihr Euch, seit die beiden hier sind, ganz und gar verändert habt. Sagt, flossen Euch früher die Stunden nicht wie Minuten hin, die Euere vergnügte Tätigkeit zu zählen vergaß? Kam ich: die Tafel wartet, Herr — da rieft Ihr: was? schon Essens-zeit? Mich dünkt, ich hätte mich eben an die Arbeit gesetzt.

Und nun fragt Ihr am frühen Morgen schon, ob es nicht bald Abend sei, und schleppt Euch ohne Appetit und Schlaf von Bett zu Tisch, von Tisch zu Bett. Und heute treibt es Euch schon, den ersten Schritt zu tun. Kurz: Ihr wollt wieder das alte Spiel spielen. Aber nehmt Euch in acht. Ihr findet da keinen Ehemann wie den gichtbrüchigen Vicomte d'Albigny — oder den kalbsäugigen Krämer vom Pont neuf.

Graf. Du willst mich schrecken?

Moro. Fiele mir ein. Weiß ich doch, daß Ihr stets bereit wart, jedem Hahnrei mit einer Degenlänge noch den Rest zu geben. Und — Gott verzeih' mir die Sünde — ich würde um diesen Signor Tempesta eben keine Trauerkleider anlegen. Ich wollt' Euch nur bedeuten, daß er nicht blind sein wird — und was wollt Ihr dann mit der armen Frau beginnen? (Da der Graf schweigt.) Seht Ihr, Ihr könnt nichts erwidern. Nun, vielleicht meint Ihr, sie soll zusehen, wie sie allein fertig wird. Eine Sache, um die Ihr Euch in ähnlichen Fällen stets verteufelt wenig gekümmert habt.

Graf. Moro!

Moro. Nun was? Euer Gewissen gibt mir recht. Kann sein, daß Ihr auch im allgemeinen nicht nötig hattet, Euch viele Sorgen zu machen. Die aber scheint mir ein besseres Schicksal zu verdienen. Und deshalb müßt Ihr von ihr abstehen, wenn es Euch auch nicht allzu schwer werden dürfte, Euer Ziel zu erreichen.

Graf. Wie kannst du so reden.

Moro. Ich rede, wie ich denke. Es soll damit nichts Schlimmes von ihr gesagt sein. Ich weiß nur, daß alle Weiber, die hochmütige Schlucker zu Männern haben, sehr bald einen Unterschied gewahr werden, sie mögen wollen oder nicht.

Graf. Mäßige dich in deinen Ausdrücken. Der Gatte dieser Frau ist ein ebenso berühmter, wie gesuchter Künstler.

Moro. Gesucht! Habt Ihr ihn vielleicht gesucht? Er kam Euch von selbst ins Haus gelaufen. Denn die Ge-

schichte von dem Überfall in der Romagna ist ein Märchen, das Ihr wohl selbst nicht glaubt.

Graf. Du tust dem Manne sehr unrecht.

Moro. Ah pah! Ich kenne das. Diese Leute nisten sich ein, lassen sich dick füttern und meinen Wunder was getan zu haben, wenn sie beim Abschied ohne Gott vergelt's ein Stück beklecksste Leinwand oder eine tönerne Fratze zurücklassen. Und in dieser Hinsicht scheint der da drüben einer der Ärgsten zu sein. Nennt mich einen Schelm, wenn er nicht glaubt, er hätte Euch eine Gnade erwiesen, daß er sich hier aufnehmen ließ. War er doch schon bei seiner Ankunft so hochfahrend gegen mich, als wär' er Herr und Gebieter. Die arme Frau wird von seinen Launen genug auszustehen haben. Man sah es auch gleich, daß sie nicht glücklich ist.

Graf. Das mag seine besonderen Gründe haben.

Moro. Als ob es da noch besondere Gründe nötig hätte! Ihr aber dürft sie nicht noch unglücklicher machen. Denn übel in der Ehe gelebt, ist immer noch besser, als in sündhaftem Taumel geschwelgt. Früher oder später, so oder so rächt es sich, und wenn eine nicht ganz ohne Gewissen auf die Welt kam, ist ein Dasein voll Reue und Jammer der Rest. — Und wer weiß, wie die Dinge noch für Euch selbst ausschlagen könnten. (Da der Graf schweigend vor sich hinblickt, tritt er näher; ehrerbietig zutraulich.) Seht, alles hat seine Zeit. In der Jugend mag man ohne weiteres zulangen. Denn was auch daraus entsteht: es gibt doch nur ein Netz wie aus dünner Seide. Man dehnt und reckt sich ein wenig — und es flattert zerrissen in den Lüften. Aber mit den Jahren nimmt das Gefühl der Verantwortlichkeit zu. Und wenn man da eine Unbesonnenheit begeht, legen sich einem die Folgen immer dichter, immer fester um den Leib — und zuletzt sind es Schiffstaue, die man nur zerhauen kann, wenn man sich selbst mitten durchschlägt. (Mit gesänftigter Stimme; warm, eindringlich.) Im Grunde genommen, konnte man Euch

niemals so ganz Schlimmes vorwerfen; denn schnöde Absichtlichkeit lag Euch stets fern. Euer bewegliches Herz, Euer heißes Blut rissen Euch fort — und in allem übrigen seid Ihr stets untadelhaft gewesen, wie kaum einer. (Ausbrechend.) Aber lernt einmal, Euch selbst beherrschen! (Wieder mild.) Und gerade jetzt tut es not. Bedenkt Euere nächsten Absichten — Euere Verpflichtungen, und es wird Euch klar werden, wie Ihr zu handeln habt. Es ist auch ganz einfach. Ihr braucht nur den Maler fortzuschicken. Gebt ihm Geld, gebt ihm Empfehlungen — und dann soll er sich anderswo suchen lassen. (Ganz nahe heran.) Aber je eher, je besser. Ihr dürft Euere Vorsätze nicht allzulang auf die Probe stellen. Also schickt die beiden fort — (Bewegt, bittend.) Nicht wahr? Ihr schickt sie fort! (Rasch ab.)

Graf (nach einer Pause). Er hat recht — er hat recht. Und doch — ist es denn schon so weit, daß man sieht, daß man mit Händen greifen kann, was ich in meinem Herzen als wesenlosen Keim zu ersticken bemüht bin? Nein — nein — noch nicht; aber, bei Gott, es könnte dahin kommen! (Auf und ab.) Was soll ich tun? Sie fortschicken — jetzt, wo sie kaum den Fuß hieher gesetzt, kaum aufgeatmet haben? O das wäre ebenso feig, wie es selbstsüchtig und grausam wäre. (Pause.) Sollte ich wirklich nicht imstande sein, mich selbst zu beherrschen? Muß ich dem Zauber dieses Weibes erliegen, das ich ja nicht zu sehen, nicht zu beachten brauche, wenn ich nicht will? Nicht will! Als ob es davon abhinge? Seit sie vor mir stand in ihrer leuchtenden, noch so jungfräulichen Schönheit — ist ihr Bild eins geworden mit meinem Auge — eins mit meinen Gedanken. Und mahnt mich nicht alles geheimnisvoll an ihre Gegenwart? Die flüsternden Wipfel da draußen — der strahlende Himmel — der aufleuchtende See? Selbst von den stummen Wänden scheint ein Echo auszugehen, das mir zuruft: Sie ist da! (Er ist während dessen ans Fenster getreten; freudig zurückschreckend.) Ah!

Geht sie da nicht im Park? Ich sehe ein weißes Gewand schimmern — sie ist es! Sie tritt in das Rondeau — nein; sie hält sich zwischen den Taxushecken und kommt vorüber. Bei den Rosen bleibt sie stehen .... sie pflückt eine .... Nun blickt sie um sich, als ob sie sich besänne .... Sie wendet sich — und biegt in jene dunkel schattende Allee ein .... Noch kann ich ihre schlanke Gestalt sehen .... (Rasch vom Fenster weg.) Ihr nach! (Stehen bleibend.) Was zögerst du, beschwingter Fuß? Willst du mich hier festbannen, während sie dort unten wandelt, einsam — allein! Nein, Übermenschliches fordert das Schicksal nicht. Ich muß hinab, muß sie sehen, muß den Klang ihrer Stimme vernehmen — und würde dieser Augenblick mit allen Qualen der Ewigkeit erkauft! (Er eilt hinaus.)

Verwandlung.

Parkpartie mit üppiger, farbenprächtiger Vegetation. Den Hintergrund schließen hohe Baumgruppen ab, hinter welchen ein Teil des Sees und seiner landschaftlichen Umgebung sichtbar wird. Im Vordergrund links ein kleines, nach vorn offenes Boskett, worin sich eine Statue und eine Bank befinden.

Zweite Szene.

Giovanna (von rechts). Ja, hier ist die Stelle, wo ich gestern saß. Ich hätte sie kaum mehr gefunden, so wirr, so täuschend kreuzen und verschlingen sich die Pfade. (Setzt sich auf die Bank. Pause.) Wie schön, wie still es in diesem blühenden Versteck ist! Hier könnt' ich stundenlang weilen und dem Spiel der Lüfte — dem sanften Wellengeräusch des Sees lauschen, das sich anhört wie das leise Pochen eines Herzens. — Ach wie glücklich muß der edle Mann, der uns so großmütig aufgenommen, in dem seligen Frieden dieser Insel sein — (Versinkt in Gedanken.)

Dritte Szene.

Der Graf von rechts.

Graf. Ah — treff' ich Sie hier, Signora! Willkommener Zufall — (Giovanna hat sich bei seinem Anblick rasch erhoben.) Aber was seh' ich — Sie haben geweint?

Giovanna (sich hastig die Augen trocknend). Verzeihen Sie — verzeihen Sie. Ich könnte ja sagen, daß es Freudentränen waren. Doch es mischte sich viel Schmerzliches hinein.

Graf. Das begreift sich. Aber ich vertreibe Sie doch nicht von hier? Darf ich mich ein wenig zu Ihnen setzen?

Giovanna (während sie sich setzen). Dürfen? Ich bitte Sie darum. Ich habe mich ja schon gesehnt, Ihnen zu danken — zum ersten Male zu danken. Als Sie uns so freundlich empfingen, war ich keines Wortes mächtig. So lassen Sie mich Ihnen jetzt sagen —

Graf (sie unterbrechend). Keinen Dank, Signora. Sie schlagen den geringen Dienst, den ich Ihnen zu meiner Freude erweisen konnte, viel zu hoch an.

Giovanna. Nein — drängen Sie meine Worte nicht zurück. Was Sie an uns getan, mag für Sie nur wenig sein — für uns aber war es alles.

Graf. Ich bin ja überreich belohnt, wenn ich weiß, daß Sie sich hier wohl fühlen. Doch sagen Sie: mangelt es Ihnen an nichts? Haben sie alles nach Wunsch vorgefunden?

Giovanna. Gewiß. Wir haben uns auch schon ganz häuslich eingerichtet. Pietro, der nur lebt, wenn er arbeitet, hat bereits wieder zu Pinsel und Palette gegriffen. Und ich — o was soll ich Ihnen von mir sagen? Wie Ihnen mein Entzücken schildern, wenn ich des Morgens ans Fenster trete und auf den schimmernden See, auf die funkelnden Gipfel der Berge hinausblicke. Mir ist dann, als hätt' ich Flügel an den Schultern — ohne den Wunsch, sie zu gebrauchen.

Und hier im Park möcht' ich vor Freude jedes Blatt, jede Blume küssen!

Graf. Ich preise mich glücklich, daß sich dieses kleine Eiland so segensreich bewährt.

Giovanna. Es ist ein Eden! Und nur der Gedanke, daß wir es bald wieder verlassen — wieder den Fuß in die Irre setzen müssen .... (Schmerzlich abbrechend.) Sehen Sie, das war es, weshalb ich vorhin geweint.

Graf. Sie sollten jetzt diesem Gedanken keine Macht über Ihre Seele einräumen. Noch treibt Sie ja nichts fort; noch können Sie sich dem langentbehrten Gefühl der Sicherheit hingeben. Es ist wahr, die ungewisse, gefahrvolle Zukunft, der Sie entgegen leben, muß Sie beängstigen. Aber vielleicht erscheint Sie Ihnen doch in zu düsterem Lichte. Ich werde Ihnen jedenfalls in irgend einer Weise nützlich sein können, und wenn es Ihnen gelingt, ein anderes Land — am besten die Heimat Ihres Gatten zu erreichen, so kann bald alles wie ein böser Traum hinter Ihnen liegen. (Da Giovanna das Haupt sinken läßt.) Freilich, wenn ich bedenke, daß Sie fortan Ihre Tage unter einem fremden, kalten Himmel — unter fremden, kalten Menschen verbringen sollen, da empfind' ich meine Ohnmacht um so schmerzlicher, daß ich Ihnen nicht freudig zurufen kann: bleiben Sie hier, so lang es Ihnen gefällt — für immer!

Giovanna (in Gedanken). Mir ist, als wäre diese Insel der letzte Fleck Erde und darüber hinaus läge das leere, schaudervolle Nichts. Ich war ja bis vor kurzem gewohnt, die blauen Hügel von Albano als die Grenzen der Welt zu betrachten.

Graf. Sie sind eine Römerin —

Giovanna (sich in Erinnerungen verlierend). Ja; und wie alle römischen Mädchen bin ich in fast völliger Abgeschlossenheit herangewachsen. Meine Eltern hatten einst bessere Tage gesehen; aber sie waren arm geworden, und nach meines

Vaters Tod lebte ich mit der Mutter von unserer Hände Arbeit in einem kleinen Hause der Leostadt. Die Frühmesse, ein sonntäglicher Gang über den Korso oder in die Campagna hinaus — und einmal im Jahre das tolle Treiben des Karnevals war alles, was ich kannte.

Graf. Und als Sie die Gattin Tempestas wurden?

Giovanna. Wurde mein Leben eigentlich noch stiller und gleichförmiger. Bei seinem eigentümlichen, heftigen Wesen hatte er sich bereits mit manchem seiner Gönner überworfen. Er wollte sich nun ganz und gar zurückziehen, — wollte bloß seiner Kunst — und mir leben. So verbrachte er seine Tage an der Staffelei; ich aber saß, sobald ich unser kleines Hauswesen besorgt hatte, mit meiner Stickerei neben ihm, oder mit einem Buche bei den Blumen am Fenster.

Graf. Und haben Sie sich in dieser Beschränkung zufrieden gefühlt?

Giovanna (nach einer kleinen Pause). Ich war glücklich.

Graf. Ein beneidenswertes Los. Aber jedem Zustand ist seine Dauer gesetzt. Und zuweilen bringt uns das Schicksal gewaltsam in eine andere Lage — in andere Verhältnisse, auf die wir anfänglich mit Entsetzen blicken, bis wir nach und nach gewahr werden, daß uns daraus ein neues — schöneres Glück erblüht.

Giovanna. Ein neues —? kann es denn ein neues geben, wenn das alte dahin ist?

Graf. O, das Leben bietet so viel — so unendlich viel! Und gerade hier könnte es sich Ihnen ganz und voll erschließen. Denn es ist nicht immer so still unter diesen Wipfeln, und die Säle der Casa stehen nicht immer leer und verödet. Von Zeit zu Zeit lade ich mir eine Schar erlesener Gäste: feinsinnige Männer, anmutige Frauen. Dann beginnt eine Reihe wechselvoller Tage, deren jeder Freuden und Genüsse bietet, die Ihnen bis jetzt fremd geblieben.

Giovanna (unruhig). O nichts davon!

Graf. Ich begreife vollkommen, daß Ihnen in diesem Augenblicke nichts wünschenswerter erscheinen muß, als gänzliches Fernesein von Menschen. Aber wenn jede Gefahr beseitigt wäre, wenn Sie das ungetrübte Vollgefühl des Daseins wieder erlangt hätten, dann — o dann würde sich auch Ihre Seele freudig diesen neuen Eindrücken öffnen!

Giovanna (abwehrend). Nein — nein —

Graf. Doch! Doch! Sie wissen nicht, wie reizend die kleinen Feste sind, die wir hier zuweilen begehen, und würden sich plötzlich in ein Feenreich versetzt glauben. (Da Giovanna im Kampfe mit sich selbst schweigt, fährt er fort:) Denken Sie sich eine helle Mondnacht. Auf dem Flutgekräusel des Sees zittert weithin das Licht farbiger Lampen, die hier durch alle Zweige schimmern. Musik ertönt; dazwischen das Plaudern und Lachen einer fröhlichen Menge, die nach des Tanzes, des Bankettes Freuden den erquickenden Hauch der Nacht aufgesucht hat. Nach und nach wird es stiller. Die Musik verstummt; das laute Wort dämpft sich — bis es allmählich erstirbt — wie die Lampen im Gebüsch. Durch die Luft geht nur mehr ein geheimnisvolles Flüstern, ein leichtes Rauschen schimmernder Gewänder — und, vernehmbar jedem Ohr, das Zirpen der Zikade. Auch hin und wieder ein verhallender Akkord auf der Mandoline oder eine zitternde Menschenstimme, die am einsamen Ufer den Sternen ein Sehnsuchtslied singt. Nun suchen glückliche Paare unbewußt schützende Laubgehege auf, wo Marmorbilder stumme Wacht halten — und hören in wonnigem Vergessen die Nachtigall nicht, die ihnen zu Häupten schlägt.

Giovanna (die mit steigender Unruhe zugehört hat, erhebt sich). Ich empfinde, was Sie so lebhaft geschildert, Herr Graf. Aber Sie wissen nicht, daß ein ähnliches Fest unser ganzes Unheil heraufbeschwor.

Graf (der sich gleichfalls erhoben). Wie? Ein ähnliches Fest?

Giovanna. Ein Fest in der Villa Borghese. Ich sagte vorhin, daß mein Gatte den Entschluß gefaßt hatte, sich von der Welt zurückzuziehen. Doch das konnte nur allmählich geschehen; denn er traf auf Widerspruch und Widerstand, und oft genug noch mußte er in Kreisen erscheinen, die er gern gemieden hätte. Seine Verehlichung hatte Aufsehen erregt, und man war neugierig mich zu sehen. Endlich konnte er den lästigen Fragen, dem unausgesetzten Drängen und Forschen, das schon unsere häusliche Abgeschiedenheit zu durchbrechen anfing, nicht länger standhalten — und er entschloß sich, seine Gattin der Welt zu zeigen.

Graf. Die vielleicht ein Recht hatte, das zu fordern.

Giovanna. Es geschah — geschah in jener Villa, wo sich alles versammelt hatte, was in Rom stolz und mächtig ist — und (sich abwendend) man benahm sich dreist gegen mich.

Graf. O wer hätte das gewagt! Gewagt, zu entweihen, wo man anbeten sollte —

Giovanna (nachdenklich). Vielleicht war ich selbst schuld daran. Sie können sich vorstellen, in welcher Unruhe, in welcher Aufregung ich jenem Abend entgegensah. Zaghaftigkeit, ahnungsvolle Furcht kämpften in mir mit einem seltsamen Gefühl freudiger Erwartung —

Graf. Das nur ein natürliches war —

Giovanna. Zitternden Herzens hatte ich mich geschmückt, und als ich in den hell erleuchteten Saal betrat, vergingen mir fast die Sinne. Möglich, daß in der Verwirrung meines Wesens etwas lag —

Graf. Wie rührend, daß Sie sich selbst anklagen wollen. Nein, nein, Madonna! Sie hatten von den wüsten Sitten der Borgia und Cenci zu leiden, die sich in Rom, wie ich sehe, noch immer forterben. Und nun ist mir auch mit einem Male alles klar — nun verstehe ich ganz, wie Ihr Gatte — (Bemerkt, daß Giovanna mit peinlichen Gedanken kämpft.) Aber verzeihen Sie — verzeihen Sie, daß ich ahnungslos

Vergangenes heraufbeschworen, Erinnerungen geweckt — die ich so gern für immer aus Ihrem Leben verbannt hätte.

Giovanna. Ich fürchte, sie werden niemals zu verbannen sein. (Mit der Hand über die Stirn.) Doch — die Mittagsschwüle naht — ich dächte — (Bewegung, wie um sich zu verabschieden.)

Graf. Nicht so! Lassen Sie uns jetzt nicht mit einem Mißton im Herzen auseinander gehen. Sie wollen nach der Casa zurück — gestatten Sie, daß ich mich Ihnen anschließe. Ich kenne alle Pfade genau und führe Sie einen, der schattig ist und schön. (Da Giovanna sich zu bedenken scheint.) Sie zürnen mir doch nicht?

Giovanna (nach kurzem Zögern). Zürnen? Wie könnt' ich Ihnen zürnen. (Sie nimmt den Arm, den er ihr bietet, und beide bewegen sich langsam gegen den Hintergrund, wo sie zwischen den Baumgruppen verschwinden. Inzwischen ist im Vordergrund rechts, gedankenvoll das Haupt gesenkt,)

Vierte Szene.

Tempesta erschienen. Nach einigen Schritten blickt er auf und gewahrt die Abgehenden. Er fährt zusammen und bleibt, mit einem unterdrückten Aufschrei die Hände aufs Herz pressend, stehen. Der Vorhang fällt.

Ende des zweiten Aktes.

Dritter Akt.

Ein Zimmer Tempestas. Eingang durch die Mitte; rechts eine Seitentür. Links, in der Nähe des Fensters, eine Staffelei, an welcher sich ein angefangenes Seestück befindet. Auf derselben Seite, weiter vorn in der Wand, ein Kamin, mit einem großen Spiegel darüber. Rechts im Vordergrund Tisch und Stuhl.

Erste Szene.

Tempesta sitzt an der Staffelei.

Tempesta (im Malen innehaltend). Es ist umsonst. Mein Blick starrt auf die Leinwand — aber mein Geist irrt in Nacht und die Hand vergißt den Strich, den sie zu führen hätte. (Legt den Pinsel weg und steht auf.) Bin ich ein Tor, der sich selbst den Sinn verfinstert, weil er in einem Sonnenstäubchen die Sahara sieht? Sie mußten ja einmal zusammentreffen. Und wenn dies geschah, war es auch ein Gebot der Höflichkeit, zu verweilen, sich in ein Gespräch einzulassen. Und doch — warum fühlte ich mich wie vom Blitz getroffen, als ich sie nebeneinander hingehen sah? Warum eilte ich ihnen nicht nach — gesellte mich nicht zu ihnen? Warum stand ich in den Boden gewurzelt und schlich dann hinter ihnen her, als müßt' ich etwas gewahr werden, das schon als bloßer Gedanke das Hirn mit Natterzungen leckt! (Auf und ab.) Sie gingen still bis an die Casa, wo sie sich trennten. Ja, still — in sich selbst versunken waren beide. Warum nicht heiter, nicht gesprächig, wie es eine zufällige Begegnung mit sich bringt? Sollten ihre Empfindungen schon dem Meer vor dem Sturme gleichen? Stumm, regungslos — von scheuen Gedankenmöwen umkreist ... Ja, ja, so ist es — so mußte es kommen! Gleich als ich den Borromäer sah, schnürte es mir die Brust zusammen Und als sein Blick auf sie fiel — da war es entschieden! O warum habe ich mich hieher gewendet, gerade hieher, wo die größte, die entsetzlichste Gefahr

auf mich lauerte! (Wirft sich in einen Stuhl. Pause.) Als mir Giovanna später entgegentrat, schien sie nicht befangen — aber sie erzählte mir hastig, daß sie den Grafen im Park getroffen. Es war, als wollte sie meiner Frage zuvorkommen. Auch blieb sie tagüber schweigsam — nachdenklich. Doch nachts schlief sie ruhig, ganz sanft und ruhig — mit dem Lächeln eines Kindes um die Lippen .... O wer gibt mir Licht in diesem Dunkel! (Brütet vor sich hin.)

Zweite Szene.

Giovanna von rechts, mit einer angefangenen Stickerei. Sie nähert sich **Tempesta**, der sie nicht bemerkt, und legt die Hand auf seine Schulter.

Tempesta (fährt empor und blickt sie forschend an).

Giovanna. Was hast du?

Tempesta. O nichts — nichts —

Giovanna. Du malst heute nicht?

Tempesta. Ich unterbrach mich eben. Doch nun will ich wieder — (Geht an die Staffelei.)

Giovanna (nimmt seinen Platz ein und beginnt zu sticken. Pause).

Tempesta (malend). Was machst du da?

Giovanna. Ich habe meine alte Beschäftigung wieder aufgenommen. Es fanden sich noch ein paar Strähne farbiger Seide und ein Büschel Goldfäden vor; da will ich nun sehen, was daraus wird.

Tempesta. Wohl ein Andenken — ein Andenken für den Grafen. (Wirft einen raschen Blick auf sie.)

Giovanna (ohne aufzusehen). Für den Grafen? Je nun, vielleicht — (Pause.)

Tempesta. Du bist heute nicht sehr gesprächig.

Giovanna. Heute? Bin ich es denn sonst?

Tempesta (hastig malend). Blick' doch nicht in einem fort auf deine Nadel —

Giovanna (läßt die Arbeit sinken und sieht ihn an).

Tempesta. Wahrlich, es ist, als könntest du mich nicht ansehen — (Bemerkt, daß ihr Antlitz ihm zugewendet ist; innig:) Giovanna!

Giovanna. Was ist?

Tempesta (in ihren Anblick verloren). Nein, dieses Auge kann nicht trügen! (Wirft den Pinsel weg und eilt auf sie zu.) Weg mit der Stickerei! Ich will ja auch nicht mehr malen. Laß mich still zu deinen Füßen sitzen — wie einst, da wir noch so glücklich, so selig waren! (Läßt sich vor ihr nieder und faßt ihre Hände.) So. (Mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit.) Giovanna — mein Weib — mein geliebtes Weib!

Giovanna (beugt sich zu ihm nieder und streicht ihm das Haar aus der Stirn).

Tempesta (wie früher). Liebst du mich?

Giovanna. Warum fragst du?

Tempesta. Und warum gibst du keine Antwort? Auf die Frage wieder fragen, heißt: sie umgehen wollen — sie demjenigen, der sie stellt, vergessen machen.

Giovanna. Ich begreife nicht —

Tempesta. Doch ich begreife. Sieh', wenn du mich gefragt hättest: liebst du mich? so hätt' ich dir anfangs stumm und verwirrt ins Auge geblickt, als früge mich jemand, der da lebt — mit vollen, lustgedehnten Atemzügen lebt: bin ich nicht tot? Dann aber würde ich schnell mit immer mächtigeren Worten, wie sie die Inbrunst des Überzeugenwollens gebiert, dir meine Liebe geschildert haben, daß jeder Zweifel erloschen wäre.

Giovanna. Zweifel? — Zweifelst du denn an meiner Liebe?

Tempesta (aufstehend). Ja.

Giovanna. Aus welchem Grund?

Tempesta. Schon deiner Worte wegen, die nichts bejahen und nichts verneinen. — Du verbirgst mir etwas!

Giovanna. Verbergen —

Tempesta. Was das Licht des Tages scheut und nur in deinem geheimsten Inneren —

Giovanna (hat sich ängstlich erhoben). O du bist krank —

Tempesta (mehr in sich hinein). Ja, ich bin krank. Seit gestern liegt es wie ein Schatten zwischen dir und mir — eine eisige Hand krampft sich um mein Herz —

Giovanna. Seit gestern?

Tempesta. Seit gestern, wo — (Es wird an die Mitteltür geklopft.) Was ist?

Dritte Szene.

Ein **Diener** tritt ein.

Diener. Seine Exzellenz wünscht zu erfahren, ob Sie ihn einen Augenblick empfangen wollen.

Tempesta (ausbrechend). Wie? Der Graf! (Sich mäßigend zum Diener.) Seine Exzellenz sind uns sehr willkommen. (Diener ab. Giovanna macht unwillkürlich eine Bewegung, um sich zu entfernen.) Wohin? Du bleibst! (Für sich.) Nun waffne dich, Seele! (Giovanna läßt sich wieder am Tische nieder. Tempesta behält sie — sowie die ganze folgende Szene hindurch — mit fieberhafter Spannung im Auge.)

Vierte Szene.

Der **Graf** durch die Mitte.

Graf (während sich Tempesta gezwungen verneigt). Verzeihung, wenn ich störe. Aber ich mußte doch einmal nach meinen Gästen sehen. (Mit einer Verbeugung zu Giovanna, die ihn sichtlich befangen begrüßt.) Ich habe zwar gestern die Freude gehabt, der Signora im Park zu begegnen und von ihr zu vernehmen, daß Sie sich zufrieden und behaglich fühlen. Aber es könnte mir immerhin etwas verschwiegen worden sein — und vor allem: da wir unter einem Dache leben, so dürfen wir ja einander nicht gänzlich fremd bleiben.

Tempesta. Euere Exzellenz sind sehr gütig —

Graf. Beschämen Sie mich nicht. Die Künstler wissen am besten selbst, was wir durch ihren Umgang gewinnen. (Umherblickend.) Ich habe diese Zimmer schon lange nicht mehr betreten. Sie wurden einst von meinem Bruder bewohnt; nach seinem Tode blieben sie unbenützt. Er war der Schöpfer dieser Insel und nebenher ein leidenschaftlicher Freund der Malerei, in der er sich auch vielfach selbst versucht hat. Nicht ohne Talent; aber (mit feiner Selbstironie) wir Leute von Stand bringen es nun einmal über den Dilettantismus nicht hinaus. Es finden sich da an den Wänden einige Stücke von ihm — die Sie freilich mehr stören als anziehen dürften. (Sich gegen die Staffelei wendend.) Dafür hat jetzt die echte Kunst ihren Sitz hier aufgeschlagen und ist, wie ich mit Vergnügen bemerke, bereits tätig gewesen. Ist es erlaubt?

Tempesta. O, ich bitte —

Graf (das Bild betrachtend). Ausgezeichnet — ganz ausgezeichnet. Sie haben es in der Behandlung des Wassers zu wahrhaft bewunderungswürdiger Vollkommenheit gebracht. Man möchte den Schaum von diesen Wellen abschöpfen. Es wird ein sehr schönes — aber auch sehr düsteres Bild werden.

Tempesta. Wie es der Gegenstand mit sich bringt.

Graf. Jawohl; es ist ein Seesturm. Und er wird den Ruf des Namens, den man Ihnen beigelegt, nur noch erhöhen. Auch begreif' ich, daß Sie sich jetzt zu solchen Ausführungen besonders hingezogen fühlen könnten. Allein es ist eine alte Vorliebe von Ihnen und diese — verzeihen Sie, daß ich es offen ausspreche — erscheint mir fast wie eine Beschränkung, die Sie Ihrem Talente selbst auferlegen.

Tempesta. Das mag sein. Aber ich halte dafür, daß jetzt in der Kunst Beschränkung not tut. Die Zeit der großen Maler, die alles darstellen durften, weil sie es konnten, ist vorüber. Wir Späteren müssen froh sein, wenn wir uns ein Stückchen dieser Welt erobern, aber bis ins kleinste beherrschen.

Graf. Da spricht denn doch der Holländer aus Ihnen.

Ich bin überzeugt, daß auch Sie alles malen könnten, wenn Sie nur wollten.

Tempesta. Sehr schmeichelhaft — allein Sie überschätzen mich.

Graf. Sie haben sich gewiß auch schon in anderen Fächern versucht.

Tempesta. Versucht! Wer hätte das nicht.

Graf. Anders versucht sich der Schüler, anders der Meister. Es wird auch niemand beifallen, Ihnen das liebgewordene Element verleiden zu wollen. Es wäre nur zu wünschen, daß Sie es auch von seiner freundlichen, seiner anmutigen Seite fassen und demgemäß beleben würden. Was läßt sich nicht alles auf die Fluten hinzaubern!

Tempesta. Ganz gewiß.

Graf. Und sehen Sie — da kommt mir plötzlich wieder der Vorwurf zu einem Gemälde in den Sinn, den ich — lächeln Sie nicht — für einen höchst glücklichen halte. Ich meine die Entführung der Europa. Denken Sie nur an Raffaels Galatea.

Tempesta. O ja — aber man müßte auch über Raffaels Pinsel verfügen können.

Graf. Nun, es käme auf den Versuch an. Ich dachte schon öfter nach, wen ich eigentlich damit beauftragen könnte —

Tempesta. Wenn Euere Exzellenz befehlen, daß ich diesen Auftrag übernehme —

Graf. Von Befehlen kann keine Rede sein. Ich wäre nur sehr stolz darauf, Ihnen die Anregung gegeben zu haben, wofür mir — dessen bin ich überzeugt — Welt und Nachwelt dankbar sein würde. Und Sie müssen zugeben: ein ganz einziger Gegenstand. Ich sehe jetzt schon das Bild vollendet vor mir. Eine sanft bewegte, von lachender Ufergegend begrenzte See, welche Sie, wie kein anderer, darzustellen vermögen. Auf den Wellen, in reizvoller Bewegung, Nereiden, Tritonen. In den Lüften Eros, dem olympischen Tiere voran,

das die geliebte Last leicht und sicher auf dem schimmernden Rücken trägt, während Jungfrauen am Ufer mit ängstlichem Erstaunen dem Schauspiele zusehen. Die vielen Figuren dürften Ihnen allerdings einige Schwierigkeiten bereiten — aber der Prinzessin selbst sind Sie sicher, da Sie in Ihrer Gattin das vollendetste Vorbild besitzen.

Tempesta (aufzuckend). Wie? (Sich mäßigend.) Sie meinen?

Graf. Gewiß. Es ließe sich nicht leicht eine idealere Gestalt für die Tochter Agenors denken. Und so sollte mir das Ganze nicht bloß als Kunstwerk von besonderem Werte sein: es sollte auch als doppeltes Erinnerungszeichen Ihres hiesigen Aufenthaltes mein Arbeitszimmer schmücken.

Tempesta (sich mühsam beherrschend). Ihr Arbeitszimmer — (Mit scharfer Stimme zu seiner Frau.) Giovanna! Du bleibst stumm? Hast du nicht gehört, daß der Herr Graf so gütig ist, dein Bild besitzen zu wollen? Bedanke dich doch! (Da Giovanna, peinlich getroffen, keiner Erwiderung fähig ist.) Sie müssen ihr verzeihen, Exzellenz, — sie ist noch sehr schüchtern.

Graf (halblaut). Was ficht Sie an —

Tempesta. O nichts — nichts! Aber diese Schüchternheit wird sich mit der Zeit geben. Und was ihre Schönheit betrifft — die ist in der Tat unvergleichbar — ganz unvergleichbar! (Tritt an Giovanna heran, die furchtsam zwischen Scham und Entrüstung schwebt.) Sehen Sie nur diese feingeschnittenen Züge! Diese Augen — diese blendende Fülle des Haares, das sich um den weißen, marmorglatten Nacken ringelt —

Graf (unwillig dazwischen). Tempesta!

Tempesta (ohne sich irre machen zu lassen, faßt ihren Arm und hebt ihn empor). Und dieser Arm! Diese Hand! Bei Gott, Herr Graf, Phidias und Praxiteles hätten sie nicht vollendeter meißeln können. Ich sehe, daß ich es mit einem Kenner zu tun habe!

Graf. Sie sind von Sinnen! Oder fühlen Sie nicht, wie sehr Sie sich selbst entwürdigen? (Mit gedämpfter Stimme.) Wenn in dem Ausspruch, den ich vorhin tat. nur das Ge-

ringste liegt, was Sie beleidigen, verletzen könnte, so nehm' ich ihn zurück und bitte Sie im Namen Ihrer Gemahlin nicht mehr davon zu sprechen — nicht mehr daran zu denken —

Tempesta. O im Gegenteil! Ich und meine Gemahlin — wir fühlen uns außerordentlich geschmeichelt. Verlassen Sie sich darauf: ich male sie Ihnen als Europa — und Sie, Sie selbst, Herr Graf, als Jupiter dazu! (Giovanna, ihrer Empfindungen nicht mehr mächtig, erhebt sich mühsam.)

Graf. Das geht zu weit! (Zu Giovanna.) Signora, ich flehe Sie um Vergebung an, daß ich schuld an dieser Szene trage, die, wie sie mich tief verletzt, Ihnen nur Entsetzen einflößen kann. Ich darf sie nicht verlängern. Gestatten Sie mir daher, daß ich mich für jetzt entferne. — Mit Ihnen, Messer Tempesta, später. (Ab.)

Tempesta (blickt ihm hohnlachend nach). Den hab' ich gut getroffen! Eine Aalhaut schützt nicht immer; man muß nur noch anders, als bloß mit Händen greifen können. (Zu Giovanna, die wieder in den Stuhl gesunken ist und in ein lautes Weinen ausbricht.) Du weinst, Tochter Agenors? Mich rühren diese Tränen nicht. Da müßt' ich eher ihre Quelle kennen — und wie errat' ich die unter den unzähligen, die das Herz eines Weibes birgt.

Giovanna. Verwunde mich nur immer tiefer — ich will es schweigend dulden. Doch daß du ihn in solcher Weise kränkst, ist empörender Undank.

Tempesta. Ihm also gelten diese Tränen? Schön, sehr schön! O du hast recht! Ich bin ein Schurke, ein undankbarer Schurke, weil ich nicht geduldig die Schmach ertrage, die man mir als Dankeszoll auferlegt.

Giovanna. Die Schmach?

Tempesta. O ich bin gänzlich aus der Art geschlagen! Ein armer, flüchtiger Maler — und nicht hündisch wedeln, wenn ihm ein Gönner, ein Beschützer die Ehre antut, an seinem Weibe Wohlgefallen zu finden!

Giovanna. Was sprichst du da?

Tempesta. Gewiß, ich bin ein Tor — ein eingebildeter, eitler Tor, weil ich nicht sogleich das Feld räume! Ist es nicht so?

Giovanna. Du bist entsetzlich —

Tempesta. Ich will es sein! Will mit meinen Worten gewaltsam ans Licht peitschen, was sich in den schweigenden Abgrund deiner Brust verkriecht. — Du liebst den Grafen!

Giovanna. Mein Gott!

Tempesta (faßt sie an). Sprich es aus — du liebst ihn!

Giovanna. Du marterst mich —

Tempesta. Laß die Stoßseufzer deiner Schuld und sprich! Ich harre mit gierigem Ohr auf deine Rede. Gib Leben oder Tod — doch tu's bestimmt und schleiche nicht falsch zwischen beiden durch!

Giovanna. Dein Argwohn stürzt so unvermutet auf mich nieder .... Lieben — ich ihn lieben —?

Tempesta. Du widersprichst nicht? Rufst nicht aus: ich hass' ihn, hass' ihn glühend — wie du es in diesem Augenblick mußt, wenn du ihn nicht liebst?

Giovanna. Hab' ich denn mit einer Miene — einem Blick gezeigt —

Tempesta. Ah — nur nicht gezeigt? Verborgen also — mir verborgen. Doch ihm --

Giovanna. Ihm?

Tempesta. Ihm ist es offenkundig. Denn wie hätte er sonst verlangen können, daß ich ihm dein Bild male? Es ist klar: Ihr habt Euch bereits verständigt — gestern im Park verständigt .... Ha, du senkst den Blick! Er sprach dir von Liebe — und du — du hast ihn nicht abgewiesen —

Giovanna. Du wähnst, ich hätte Pflicht und Ehre vergessen —

Tempesta. Was Pflicht! Was Ehre! Die Liebe ist das Heiligtum, das du mir wahren solltest. Ohne sie veracht'

ich diese hohlen Namen, wie der Durstige den leeren Becher — sei er auch von Gold. Ihr Weiber glaubt, wenn ihr euch in diese scheingeflickte Tugend einhüllt, in diese Pharisäertracht des schwankenden Gefühls — so müßten wir zufrieden sein. Mitnichten!

Giovanna. O was hab' ich, Unselige, denn verbrochen, daß mir so grausamer Schimpf zuteil wird!

Tempesta. Was du verbrochen? Fühlst du es nicht, Seichtherzige? Mein Glück hast du gemordet! Ja, stiere mich nur an! Du willst Beweise? Du willst, daß ich dir dies und jenes vorhalte; daß ich auf Entschuldigungen höre, mich nach und nach beschwichtigen lasse — und am Ende selbst zugestehe, ich sei ein verblendeter, eifersüchtiger Tor? Gäb' es Beweise, daß du pflichtvergessen warst — ich würde jubeln! Denn dann könnt' ich dich auch wie eine Schlange zertreten — und ihn, den glattzüngigen Borromäer, mit dieser Hände Riesenkraft erwürgen. Doch so bin ich nur das Opfer eines ewig marternden Zweifels, der mich zum Wahnsinn bringen wird. O nun wieder fort — wieder hinaus in eine doppelte Nacht voll Qualen und Schrecken ... (Faßt sie hart an.) Deine Schönheit wird mir zum Fluch. Wer dich erblickt, der liebt dich — und die ganze Erde grinst mich widrig an, weil sie voll Augen ist, die sich begehrend in deine Reize tauchen können. Ich müßte Ströme Blutes vergießen, wohin ich mit dir trete! Als ich in Rom den Elenden niederstach, der es gewagt, dich mit frecher Hand zu berühren: da hab' ich unbewußt das erste Glied einer Kette geschmiedet — deren letztes du selber sein könntest. Nimm dich in acht! Nimm dich in acht! (Stürzt hinaus.)

Giovanna. (nach einer Pause tonlos). Fassung — Fassung — sonst könnt' ich an mir selber irre werden. (Während sie, ihr Antlitz mit den Händen verhüllend, in den Stuhl sinkt, fällt der Vorhang.)

Ende des dritten Aktes.

Vierter Akt.

Das Arbeitszimmer des Grafen wie im ersten Akt.

Erste Szene.

Der **Graf** allein.

Graf. Welch ein beschämender Vorfall! Und ich kann das quälende Mißbehagen an mir selbst nicht unterdrücken — nicht mit Gewalt von mir schleudern, wie ich es möchte. (Ausbrechend.) Was hält mich ab, den wahnwitzigen Toren — — Wahnwitzig? Ist er's denn? O wie schnell wir bereit sind, andere herabzusetzen und anzuklagen, wenn es gilt, uns selbst zu erheben und zu entlasten. Er hat mich durchschaut, hat erkannt, welche Gefahr seinem Weibe droht — und ich wag' es, ihn einen Toren zu nennen? War es nicht töricht von mir, mich gegen meine bessere Einsicht fortreißen zu lassen? Nicht vermessen von mir, nach dem, was ich gestern erfuhr, weiter zu gehen? Habe ich nicht selbst das holde Geschöpf diesem grausamen Ausbruch der Eifersucht preisgegeben, indem ich ganz ohne Überlegung und Vorbedacht auf die unselige Idee des Bildes zu sprechen kam? O es war so unklug, wie es unzart war! Ja, so sehr sich auch mein Stolz gegen diese Erkenntnis sträubt: ich allein trage Schuld an allem. Und ich muß diese Schuld sühnen — sühnen um jeden Preis! Aber wie vermag ich es — jetzt, da alle Mittel und Wege abgeschnitten sind — da ich die beiden selbst von hier vertrieben habe.

Zweite Szene.

Moro durch die Mitte.

Moro. Gnädiger Herr, der Intendant aus Pallanza ist da.

Graf. Signor Albani? Was gibt es denn wieder?

Moro. Was soll es geben? Es ist ja seine gewöhnliche Zeit; der Monat geht zu Ende.

Graf. Ach ja — das habe ich ganz vergessen.

Moro. Ihr scheint gar vieles zu vergessen. — Soll ich ihn hieher führen?

Graf. Gewiß, gewiß. (Moro ab.) Wie unerwünscht! In diesem Augenblick trockene Rechenschaftsberichte anhören zu müssen; ich wüßte nicht, wozu ich weniger gestimmt wäre. (Geht auf und nieder.)

Dritte Szene.

Albani tritt ein.

Albani (sich verbeugend). Exzellenz —

Graf. Seien Sie mir gegrüßt, lieber Albani, seien Sie mir gegrüßt. Setzen wir uns — ich bitte. Nun, wie sieht es in Pallanza aus?

Albani. Ganz gut. An Tätigkeit fehlt es nicht, aber die Kassen sind wieder leer.

Graf. Wir wollen sie aufs neue füllen. Was haben Sie mir heute gebracht?

Albani (sein Portefeuille öffnend). Nicht allzu viel. Die laufenden Rechnungen — den Voranschlag für den nächsten Monat — einige Lieferungskontrakte, die zu unterzeichnen sind —

Graf. Also nichts Dringendes. Desto besser. Ich bin heute etwas zerstreut, voreingenommen. Sie wissen ja, ich habe meine Tage, wo ich zu Geschäften durchaus nicht zu brauchen bin. Wie wär' es, wenn Sie mir die Papiere einstweilen hier ließen. Ich bringe Ihnen morgen — oder übermorgen alles selbst zurück. Man hat mich ohnehin schon lange nicht mehr in Pallanza gesehen.

Albani. Wie Euere Exzellenz befehlen. Aber eine Nachricht möchte ich Ihnen doch noch mitteilen. Sie hat

mit den Geschäften nichts zu tun; könnte aber gleichwohl von einiger Wichtigkeit sein —

Graf. Also eine Privatsache. Sprechen Sie, lieber Albani, sprechen Sie.

Albani. Vorerst eine Frage. Vielleicht macht schon die Beantwortung alles Weitere überflüssig. Sagen Sie, Exzellenz, befindet sich zurzeit bei Ihnen ein Maler?

Graf (überrascht und betroffen). Ein Maler? Allerdings — das heißt —

Albani. Ein Maler mit seiner Frau?

Graf. Nun ja —

Albani. Dann dürfte es auch jener Maler sein, von welchem mir mein Agent in Rom schrieb.

Graf. Ihr Agent in Rom? Und was schrieb er?

Albani. Hier ist der Brief.

Graf (nachdem er hastig gelesen, springt auf). Ich habe es geahnt! O ich wußte, daß man dort eine scharfe Witterung hat!

Albani (der auch aufgestanden ist). So war es Euerer Exzellenz schon bekannt, daß der Maler Tempesta der Ketzerei angeklagt ist und infolgedessen aus Rom flüchtig geworden?

Graf. Alles, alles ist mir bekannt. Und ich sage Ihnen: er muß gerettet werden.

Albani (betreten). Wenn dem so ist — dann kann meine Mitteilung auch in dieser Hinsicht nur willkommen sein. Der Brief ging mit einem Kurier, hat daher einen ziemlichen Vorsprung vor den Häschern, welche — wie man wohl annehmen darf — erst damals ihre Weisungen erhielten. Ihren Schützlingen bleibt also Zeit genug, sich in die Schweiz zu begeben. Oder sie sollen sich nach Genua wenden und das Meer zu gewinnen suchen.

Graf. An die Schweiz ist nicht zu denken; aus mehrfachen Gründen nicht. Aber Genua — Genua ließe sich hören. Ich möchte jedoch die Unglücklichen nicht aufs Geratewohl einer gefährlichen Flucht, einer ungewissen Zukunft

preisgeben. Es wäre vielmehr mein Wunsch, daß sie möglichst sicher nach Holland oder England gebracht würden — und daß man auch dort noch eine Zeitlang für sie Sorge trüge. Gäbe es denn bei unseren weitläufigen Verbindungen niemand, der sich, sei es, um uns zu verpflichten — sei es gegen glänzende Entlohnung, diesem Auftrag unterzöge?

Albani (mit Zurückhaltung). Nun, es dürfte sich vielleicht jemand finden lassen. Aber so betrachtet, ist die Zeit knapp zugemessen. Auch müßte man den Betreffenden in die Sache ganz und gar einweihen, sowohl seiner selbst willen, als auch um späteren Vorwürfen zu begegnen. In gewissen Dingen teilt nicht jedermann die unabhängigen Anschauungen Euerer Exzellenz. Ich selbst — um es zu gestehen — bin zwar kein Zelot; aber dennoch —

Graf. Keine Bedenklichkeiten, Albani. Ich übernehme die vollständigste Verantwortung, und was Ihr Gewissen betrifft, so braucht sich dasselbe in keiner Weise beschwert zu fühlen. Es ist nichts, als ein Akt persönlicher Rache, der hier vorgenommen wird. Dies erhellt deutlich aus dem Briefe, wenn ich auch nicht den umfassendsten Einblick in die Verhältnisse hätte, die ich Ihnen später auseinander setzen werde. Denn sehen Sie: man will die Häscher nur im geheimen nach meinen Inseln senden, wo sie sich des Malers bei günstiger Gelegenheit bemächtigen sollen. Wäre die Beschuldigung der Ketzerei nicht ein bloßer Vorwand, so könnte man sich ja ganz offen an die geistlichen Gerichte in Mailand wenden. Und dies läßt mich nachsinnen, ob ich nicht eine Vermittlung durch unseren Erzbischof einleiten könnte.

Albani. Das wäre ein letzter Versuch, dessen Erfolg zum mindesten zweifelhaft bliebe. Denn da Gefahr im Verzug ist, so müßte man in Mailand gleich eigenmächtig eingreifen — und dazu dürfte sich unsere Kirche wohl kaum entschließen. Das andere Mittel verspricht mehr, und da

Euerer Exzellenz diese Angelegenheit so sehr am Herzen liegt, so will ich tun, was ich vermag.

Graf. Ich danke Ihnen, bester Albani — danke Ihnen in voraus!

Albani. Es lebt in Como ein Mann — ein Kaufmann, dem ich vor Jahren einen erheblichen Dienst geleistet. Er hat sich lange in England aufgehalten und dürfte sich wohl herbeilassen, das Paar in Sicherheit zu bringen. Aber Euere Exzellenz müßten sich entschließen, mich ohne Verzug nach Como zu begleiten. Ihr Wort wird jedenfalls den Ausschlag geben; auch fänden Sie, falls wir dennoch auf eine Weigerung stießen, noch immer Zeit, in Mailand zu intervenieren.

Graf. Vortrefflich, vortrefflich! Also Sie meinen, daß wir noch Zeit haben — daß die beiden inzwischen hier noch sicher sind?

Albani. Drei bis vier Tage denke ich wohl. Und wenn alles gut geht, brauchen wir nicht mehr als die Hälfte dieser Frist.

Graf. Nun, dann reisen wir sogleich. (Will läuten.) Doch halt! Das dürfte nötig sein. (Geht an den Schreibtisch und nimmt aus einer Lade mehrere Rollen Goldes, die er in eine Kassette schließt. Dann schreibt er hastig einige Zeilen; nachdem er gesiegelt, läutet er.) Und hören Sie, Albani, kein Wort vor meinem alten Diener; er darf von der Sache durchaus nichts wissen.

Vierte Szene.

Moro kommt, während **Albani** ans Fenster tritt und die Aussicht betrachtet.

Graf. Da bist du. Höre, Moro, Signor Albani hat mir eine Mitteilung gemacht, die mich zwingt, unverzüglich mit ihm abzureisen.

Moro. Unverzüglich?

Graf. Auf ganz kurze Zeit — auf einige Tage. Ich werde Angelo mit mir nehmen.

Moro. Wohin geht Ihr?

Graf. Nach Como — (mit beziehungsvollem Nachdruck) im übrigen vielleicht auch nach Mailand. Diesen Brief und diese Kassette kannst du später Signor Tempesta überbringen.

Moro. Die reisen also auch?

Graf. Nein — die bleiben noch. Und ich überlasse sie deiner Obhut. Das heißt, ich wünsche, daß du ihnen gegenüber in jeder Hinsicht meine Stelle vertrittst. Du verstehst mich. — Kommen Sie, Albani, begleiten Sie mich einstweilen in mein Kabinett. (Ab mit Albani.)

Moro. Seine Stelle soll ich vertreten! Vielleicht gar in seinem Namen die Signora im Park umherführen und die Besuche fortsetzen, die er heute drüben begonnen hat. Daß ich ein Tropf wäre! Diese plötzliche Abreise kommt mir gar nicht ungelegen. Denn ich kann nun dem Maler frischweg auf den Zahn fühlen, und wenn ich nicht ganz vor das Hirn geschlagen bin, so mach' ich jetzt ein Ende. (Ab.)

Verwandlung.

Das Zimmer Tempestas.

Fünfte Szene.

Tempesta kommt in Gedanken.

Tempesta. Warum hat uns die Natur nicht alle aus einem Ton geformt? Dann wüßten wir den Lauf des Lebens hübsch bis zum letzten Ziel abzumessen — und brächten unsere Scherben nicht schon früher zu Markte. — Ist Fleisch nicht Fleisch? Ist Blut nicht Blut — und Herz nicht Herz? Warum also trifft der bloße Hauch der Luft den einen schon so empfindlich, wie den anderen erst ein Keulenschlag? Warum kreist hier das Blut wild und stürmisch — und schleicht dort kalt und träg durch die Adern? Warum hat dieser ein Herz nur als Pumpe für sein Blut, während es

jenem auch ein Born unzähliger Martern wird? Wenn ich noch einmal in das Dasein treten müßte, so wünscht' ich mir Stricknerven, einen platten Schädel und eine tüchtige Faust, um damit mein tägliches Brot dem Boden abzutrotzen. Wer gräbt und pflügt, dem rüttelt die Bewegung so das Hirn, daß des Gedankens Samenkorn darin nicht keimen, nicht Wurzel fassen kann. Wenn nur die Saat zu seinen Füßen aufgeht! Das ist's, was ihn kümmert — und nichts kennt er sonst, was ihm neidisch den Schlaf vergällen könnte, in den er nach genossenem Mahl beim Kusse seines Weibes versinkt. Hat er so feine Lippen etwa, daß er merkt, es habe sie vor ihm ein anderer geküßt? Belauscht er ihren Blick, damit er sieht, ob ihr der oder jener besser gefiele? Sie hält ihm Haus, gebiert Kinder — und damit holla! — (Auflachend.) Doch welch ein unglücklicher, selbstquälerischer Narr bin ich! Ich gewahre mit verstörtem Auge jeden Wechsel ihrer Miene, suche ihn zu deuten, lege jedes ihrer Worte auf die Wagschale — und habe ihr Wesen so in mich aufgenommen, daß ich empfinde, was sie kaum noch fühlt — ausspreche, was sie kaum gedacht .... (Pause.) Wenn ich zu weit gegangen wäre? Wenn ich ihr Unrecht getan hätte — Unrecht ihr — und mir selbst! Nein, nein! Hier an diesem dumpfen Druck, an diesem beständigen Nagen fühl' ich es, daß ihre Seele dem Grafen entgegenzittert. Nur die Pflicht, die armselige Pflicht kann sie mir erhalten! Vor eine freie Wahl gestellt zwischen mir und ihm, würde sie an *seine* Brust sinken, nicht an *meine*. Ha, worin überragt er mich so hoch? Was für Eigenschaften sind es, die mich so tief in den Schatten stellen? Ist er ein strahlender Gott — und ich (unwillkürlich vor den Spiegel tretend) ein Thersites — ein mißgeschaffener Satyr?! (Sich besinnend.) O pfui, pfui, pfui! Ich werde noch zum Gecken, der in den Spiegel gafft! (Ergreift einen Armleuchter, der auf dem Kaminsims steht und holt damit gegen sein eigenes Bild im Spiegel aus. In demselben Augenblick tritt)

Sechste Szene.

Moro mit Brief und Kassette durch die Mitte ein.

Moro (noch in der Tür). Oho! Was treibt Ihr denn da? (Vorkommend, für sich.) Der ist entweder verrückt, oder er merkt schon, woher der Wind weht.

Tempesta (auffahrend). Was sucht Ihr hier?

Moro. Suchen? Nichts. Ich habe nur dies von meinem Herrn zu bestellen, der soeben abgereist ist. (Übergibt Brief und Kassette.)

Tempesta. Abgereist? (Erbricht hastig den Brief und liest für sich.) „Seien Sie auf der Hut; es droht Gefahr. Ich rate Ihnen, vor meiner Rückkunft Ihre Zimmer nicht zu verlassen. Den Inhalt der mitfolgenden Kassette stelle ich für den äußersten Fall zu Ihrer Verfügung." (Die Kassette öffnend.) Gold! Was soll es mit dem Gold?

Moro. Nun ich denke, daß Geld immerhin ein sehr brauchbares Ding ist. Und wär' es nur, um sich einen eigenen Glaser zu halten.

Tempesta. Was soll das heißen?

Moro. Daß es in der Welt noch genug Spiegel einzuschlagen gibt. Aber um den da wär' es schade gewesen. Er ist ein kostbares Stück; echte Venetianer Arbeit. Und im Grunde genommen — was kann so ein armer Spiegel dafür?

Tempesta. Wofür?

Moro. Daß er zum Gelegenheitsmacher wird. Es ist nichts leichter, als hineinzusehen, und hinter dem Rücken eines dritten verliebte Blicke, zärtliche Gebärden aufzufangen. Doch mein Auftrag ist abgetan. Gott befohlen. (Will gehen.)

Tempesta (mit sich selbst im Kampfe). Noch einen Augenblick! Was wollt ich nur — meint Ihr, daß —

Moro. Was?

Tempesta. Daß in jenem Spiegel —

Moro. In jenem Spiegel —

Tempesta. Zärtliche Blicke und Gebärden —

Moro. Ausgetauscht wurden? War ich dabei? Ihr seid sehr drollig — und tut als ob Ihr von nichts wüßtet.

Tempesta (faßt ihn an). Was soll ich denn wissen, alter Silbenmörder?

Moro. Ich bring Euch auf — laßt mich! Ich habe keine Zeit und muß fort —

Tempesta. Nicht eher, als bis Ihr mir alles mitgeteilt, was Euch an der verschmitzten Zunge klebt.

Moro. Ja, sagt mir, was soll ich Euch mitteilen? Wißt Ihr's, so wißt Ihr's — wenn nicht, desto besser für Euch.

Tempesta. Macht mich nicht rasend!

Moro. So wär' Euch wirklich nichts aufgefallen? Dann könnt' es mir leid tun, Euch etwa auf die Spur gebracht zu haben. Und doch — Euch müßte man eigentlich reinen Wein eingießen. Denn so viel hatte ich gleich weg, daß Ihr nicht zu denen gehört, die durch die Finger sehen.

Tempesta (wild auflachend). Meint Ihr? Aber redet endlich — redet!

Moro. Seht, ich weiß nicht recht, wie ich's anfassen soll. Ich möchte nicht, daß sich Euch die Sache ärger darstellte, als sie in der Tat ist. Zudem bin ich Seiner Exzellenz Diener —

Tempesta. Wohlan — ich komme Euerem Gewissen zu Hülfe. Der Graf ist in mein Weib verliebt —

Moro. Nun ja; das heißt, wie eben solche Herren —

Tempesta (atemlos). Und sie —

Moro. Hat angebissen, meint Ihr? Nein — o nein! Ich müßte lügen, wenn ich das behaupten wollte. Denn ich halte sie für tugendhaft. Aber die Frauen sind nun einmal so. Das schmeichelt zuerst ihrer Eitelkeit, dann geht es nach und nach immer weiter — bis zuletzt die helle Glut oben ausschlägt. Und mein Herr, das weiß ich aus Erfahrung, versteht sich auf solche Dinge, wie kein zweiter.

Tempesta. Wirklich! Wirklich!

Moro. Ich an Euerer Stelle wüßte, was ich jetzt zu tun hätte. Ich benützte die Gelegenheit, nähme meine sieben Sachen auf und zöge mit meiner Frau fort.

Tempesta (für sich). Mein Gott, wie trag' ich diese Schmach!

Moro. Das wird Euch in anderer Hinsicht nicht erwünscht sein. Aber so oder so, und besser bewahrt, als beklagt. Ihr könnt mir einen Brief zurücklassen, worin Ihr anzeigt, daß Euch unvermutete Nachrichten von hier abgerufen. (Unschlüssig, sich zu entfernen.) Hm — die Sache geht Euch zu Herzen. Mehr — oder eigentlich ganz anders, als ich gedacht. Laßt Euch nicht niederdrücken. Schlimmes ist ja bis jetzt nicht geschehen, und wer eine schöne Frau hat, sollte auf derlei gefaßt sein. (Ab.)

Tempesta (wie aus dumpfer Betäubung erwachend). So muß ich den Kelch bis zur Neige leeren. Meine Schande ist bereits dem Dienertroß offenkundig! Mir ist, ich träume einen wüsten Traum ....

Siebente Szene.

Giovanna, von rechts.

Tempesta (sich abwendend). Wie ruhig sie mir naht — als trübte nicht ein Schatten ihre Seele.

Giovanna. Du wendest dich ab. Mein Anblick ist dir also schon verhaßt. Sprich: Was soll aus uns werden?

Tempesta. Frage mich nicht. Es ist Nacht um mich her, in die kein Strahl der Zukunft fällt. Ich weiß nur, was geschehen.

Giovanna. Ich büße, was geschehen ist.

Tempesta. Du sprichst das in einem Ton, der deine Worte Lügen straft. Eigentlich willst du sagen: Ich büße unverschuldet. (Faßt sie beim Arm.) Weißt du, daß eben jetzt des

Grafen alter Diener von hier wegging, der mir mit schadenfroher Absichtlichkeit meinen Argwohn vorerzählte, als hätte er ihn mir aus der Brust gestohlen.

Giovanna. Du siehst, daß er dir nichts anderes erzählen konnte, als deinen Argwohn.

Tempesta (ihren Arm von sich schleudernd). Weib, du bist entsetzlich! Dieser ruhige Blick — dieses Antlitz, das nicht erbleicht und nicht errötet, erfüllt mich mit Grauen.

Giovanna. Wenn sich mein Auge nicht zu Boden senkt und mein Antlitz unerschütterlich bleibt, so preis' ich den Himmel, daß er mein Haupt aus dem qualvollen Dunkel emporhob, das dich noch ängstigt. Nur so lenk' ich dich zum Licht empor.

Tempesta (mit finsterem Staunen). Mit welcher Zuversicht —

Giovanna. Mit fester, mit froher Zuversicht. Denn ich bin nun mit mir selber einig.

Tempesta. Treibst du ein Gaukelspiel?

Giovanna. Höre mich an. Im Sturm deines Zornes, unter der Wucht deiner Vorwürfe und Anklagen schwand mir die Besinnung. Als ich aber mit mir allein war, gewann ich Kraft, nachzudenken. Ich habe mein Innerstes durchforscht — und habe gefunden, daß ich nicht frei von jedem Vorwurf war.

Tempesta. Du gestehst also — du gestehst —

Giovanna. Ich gestehe, daß mich gestern im Park aus den Worten des Grafen etwas anwehte, das ich nicht zu verstehen glaubte — und doch verstand; — daß ich vielleicht mehr für ihn empfunden habe, als ich hätte empfinden sollen. Und das ist meine Schuld. Wie weit die seine reicht, will ich nicht untersuchen.

Tempesta. Und du sagst mir das alles — ohne Scheu, ohne Rückhalt — als verständ' es sich von selbst —

Giovanna. Warum nicht? Nachdem ich alles klar erkannt habe, ist es auch, als wär' es nie gewesen. Wir

werden es vergessen — beide vergessen, sobald wir von hier fort sind.

Tempesta. Vergessen? Ich? Niemals! Niemals! — Ich warte die Rückkehr des Grafen ab.

Giovanna. Die Rückkehr?

Tempesta. Er ist plötzlich abgereist und hat mir geschrieben, daß uns Gefahr droht — daß wir unsere Zimmer bis zu seiner Ankunft nicht verlassen sollen. Wer weiß, was er im Schilde führt.

Giovanna. Nichts, was wir zu fürchten hätten. Wie es ihm auch ums Herz sei: einer unedlen Handlung ist er nicht fähig. Wenn er etwas unternimmt, so geschieht es, um uns zu retten.

Tempesta. Du freilich darfst nur das Beste von ihm glauben! Und wenn es so wäre — ich will ihm nichts mehr zu verdanken haben.

Giovanna. Auch ich nicht. Darum laß uns fortziehen, eh' er zurückkommt. Uns nicht mehr hier zu finden, wird ihn wie ein schweigender Vorwurf treffen — tiefer treffen, als der maßlose Ausbruch deines Wesens. Und somit hat jeder von uns gesühnt, was er zu sühnen hatte.

Tempesta. Meinst du? Die Vergangenheit läßt sich nicht so leicht abschütteln! Was du jetzt, erschreckend von den Folgen, zu fliehen wähnst, das schmeichelt sich dir mit der Erinnerung wieder in das Herz.

Giovanna. O ich will mit hellem Blick darüber wachen und alles abweisen, was sich mir noch verwirrend nahen könnte! Ich brach ja nur als schwaches Weib zusammen, um dir als starkes wieder zu nahen.

Tempesta. Seit wann erzeugt die Schwäche Kraft? Jedes deiner Worte zeigt mir, wie sehr du noch von ihm erfüllt bist. Und mit diesem Bewußtsein sollte ich von hier fort? Mit diesem Bewußtsein sollte ich weiter leben!?

Giovanna. Liebst du mich denn nicht mehr?

Tempesta. Eben weil ich dich liebe, kann ich es nicht.

Giovanna. O dann müßt' ich vor mir selber schaudern, wenn ich dich nicht vergessen machen — dich nicht mehr beglücken könnte! Müßte vor dir schaudern, wenn du mich von dir zu stoßen vermöchtest, eines Schatten wegen — um ein Nichts!

Tempesta. Um ein Nichts —?

Giovanna. Ja, um ein Nichts! (Sich ihm nähernd.) Ich will nicht eher ruhen, als bis die letzte Falte auf deiner Stirn geglättet ist, bis dein Auge sich wieder versöhnt zu meinem neigt — und dein Arm fest und innig wie einst mich umschlingt . . . Sieh, du blickst schon jetzt milder . . . (Ganz nahe an ihm.) Laß mich rasch — auf immer deine Züge lichten!

Tempesta. Ahnst du, daß ich dir nicht zu widerstehen vermag? Weißt du, daß der Hauch deiner Lippen mich anweht, wie der süß lähmende Duft des Frühlings? — Reiß' mir den Zwiespalt aus der Seele, vor dem ich selber bebe: ich liebe — und hasse dich zugleich!

Giovanna. Ich will ihn lösen! Angstvoll, zitternd und verzweifelnd bin ich an deiner Seite hieher gekommen. Nun uns die Sicherheit zu Gift geworden — nun begrüß' ich jubelnd die Gefahr, um sie wieder mit dir zu teilen! Aber eines fordre ich von dir: Vertrauen. Vertraue mir, Pietro: du darfst es!

(Während sie ihn umschlingt und er eine halb abwehrende Bewegung macht, fällt der Vorhang.)

Ende des vierten Aktes.

Fünfter Akt.

Ein Teil des Parkes in der Nähe der Casa, welche mit ihrer Bedachung im Hintergrund links zum Vorschein kommt. Es ist Abend.

Erste Szene.

Giovanna sitzt im Vordergrund links auf einer Bank. Sie ist wie im ersten Akt gekleidet und hat das Haupt auf die Hand gestützt. **Moro** tritt rasch von rechts auf.

Moro. Euer Gatte noch nicht hier?

Giovanna. Ihr seht es; aber er muß jeden Augenblick kommen.

Moro. Jeden Augenblick! Und inzwischen geht die Sonne vollends zur Rüste. Wollt Ihr denn erst um Mitternacht in Locarno anlangen?

Giovanna (in Gedanken). Ist es denn so spät?

Moro. Abend ist's. Ihr hättet schon heute morgen reisen können, wär' es diesem Meister Starrkopf nicht darum zu tun gewesen, noch früher den verwetterten Schiffbruch an der Staffelei fertig zu malen. Als ob mein Herr darauf anstünde!

Giovanna. Das versteht Ihr nicht.

Moro. Freilich nicht; ebensowenig wie die Hartnäckigkeit, mit der er das Gold zurückweist. Ihr wart ja dabei, wie er heute die Kassette zu Boden warf, daß die funkelnden Dublonen in alle Ecken rollten. Und den Brief an den Grafen wollt' er mir auch nicht schreiben. Er hat doch den Teufel im Leib, und ihr könnt froh sein, daß noch alles so ausgeht.

Giovanna (sich erhebend). Ich bitt' Euch —

Moro. Nun, nun, ich wollt' Euch nicht weh tun. Ihr könnt ja nicht dafür; daß Euere Schönheit —

Giovanna. Kein Wort mehr —

Moro. Gut, schon gut; ich sage ja nichts. (Stoßweises Rauschen in den Bäumen.) Horcht, wie es durch die Wipfel geht! Es scheint ein Wetter im Anzug. Wenn Ihr die beiden Fischer noch lange warten laßt, so fahren sie Euch mit euerem Felleisen davon; der alte Beppo hat ohnehin seine beständigen Mucken. (Stärkeres Rauschen.) Daß dich! Ich muß doch ins Haus schauen, wo er so lange bleibt. (Will ab; besinnt sich.) Eines noch, Signora, wollt' ich sagen. Die Goldstücke liegen noch immer droben auf den Fliesen. Nehmt Ihr sie mit, wenn er schon durchaus nicht will. Ich biege gern Euch zu Liebe meinen steifen Rücken krumm —

Giovanna. Ich dank' Euch — laßt sie nur.

Moro (für sich). Begreif's, daß die nicht daran will. Aber sie sind arm wie Kirchenmäuse und scheinen eigentlich gar nicht zu wissen, wohin sie sich .... Sie sollen mir das Gold mitnehmen, und wenn ich es ihnen ins Boot nachwerfen müßte. (Ab gegen die Casa.)

Giovanna (unruhig auf und nieder). Die letzte Stunde, die ich hier verbringe, wird mir zur martervollen Ewigkeit. Du hattest Recht, Pietro: ich bin nur ein schwaches Weib. Jetzt erst fühl' ich, was du gelitten, da mir die erniedrigende Geschwätzigkeit des Alten das eigene Herz zerriß. Mein Gott, wie kommt es, daß sich überall Schmach und Entsetzen vor meinen ahnungslosen Blicken auftut! (Es wird dunkler.) Und auch hier! Auch hier! O wie habt ihr euch verändert, ihr sonnigen Tage kurzen Glücks! Unheimliches Dunkel faßt mich an; die Wipfel, die mich so traulich umflüstert, neigen sich drohend gegen mich — und weisen mich fort. (Ferner Donner.) Der Himmel grollt — mich schaudert.

Zweite Szene.

Der **Graf** im Reisemantel kommt, ohne **Giovanna** zu sehen, von links und will sich rasch nach der Casa begeben. **Giovanna** erblickt ihn und stößt einen leisen Schrei aus. Dadurch aufmerksam gemacht, gewahrt er sie und kommt überrascht nach vorn.

Graf. Sie hier? Und allein? In so später Stunde — trotz meiner Warnung?

Giovanna (nach Atem ringend). Herr Graf —

Graf. Nun, ich bin jetzt wieder zurück, und somit —

Giovanna (abwehrend). Herr Graf — ich bitte Sie —

Graf. O ich verstehe. Sie fürchten ein Zusammensein mit mir. Ihre Miene drängt mich fort — und doch nahe ich Ihnen jetzt nur als reuiger Schuldner —

Giovanna. Wenn Sie sich einer Schuld bewußt sind, so sühnen Sie sie, indem sie darüber schweigen — schweigen für immer. Dann ist sie auch vergeben — und vergessen.

Graf. Das wird sie erst sein, wenn ich Sie gerettet und für alle Zukunft geborgen weiß.

Giovanna. Wenn Ihnen meine Zukunft am Herzen liegt, so verlassen Sie mich jetzt. Ich harre meines Gatten — wenn er uns hier trifft . . . .

Graf. O ich werde ihm getrost und ruhig entgegen treten. Hören Sie mich an —

Giovanna. Herr Graf, ich kann — ich will nicht hören. Ich flehe Sie an: entfernen Sie sich.

Graf (etwas verletzt). Nun denn, auf morgen — im Beisein Ihres Gatten. Leben Sie wohl. (Wendet sich zum Gehen.)

Giovanna (ihrer Gefühle nicht mächtig, mit schmerzlicher Innigkeit). Leben Sie wohl!

Graf (von diesem Ton im Tiefsten getroffen). Giovanna!

Giovanna. Mein Gott, schon hör' ich seine Schritte — (Graf eilt rasch nach dem Hintergrund, wo er zwischen den Bäumen verschwindet.)

Dritte Szene.

Tempesta kommt eilends von links.

Tempesta (umherblickend). Allein? Du sprachst doch eben erst mit jemand! Wo ist Moro? Was zitterst du? — Er muß ja noch in der Nähe sein — (Gegen den Hintergrund zu.) He da, Moro! Ist er denn taub — ich höre ja noch Tritte im Sand knistern. (Ganz im Hintergrund.) Ha! wer geht dort? Trügt mich die Dämmerung? Das ist der Graf! (Nach vorn eilend.) War er bei dir? War er? Gesteh's!

Giovanna (sich gewaltsam fassend). Er war.

Tempesta. So treibt die Hölle ihr Spiel mit mir! Wie kommt es, daß er so plötzlich hier erschienen ist — während man ihn auf der Reise glaubt?

Giovanna. Ich weiß es nicht. Auch mir schwand fast die Besinnung bei seinem Anblick.

Tempesta. Schwand dir die Besinnung, du arme Taube? Der Habicht stürzt ganz unvermutet aus den Wolken nieder — nicht wahr: ganz unvermutet?

Giovanna. Laß nicht aufs neue durch diesen Zufall dich beirren. Erkennen wir vielmehr darin die Mahnung, keinen Augenblick zu säumen.

Tempesta. Zufall! Zufall! Wie leicht dir das Wort aus dem Munde schlüpft! Doch um so schwerer fällt es mir in die Seele. O nun steh' ich wieder in dem früheren Dunkel und meine Phantasie gebiert Entsetzen. Aber es soll Licht werden! (Will ab.)

Giovanna. Wohin?

Tempesta. Wohin? Zum Borromäer. Er soll vor meinem Blick erstarren!

Giovanna (wirft sich ihm entgegen). Höre mich, eh' du unser Glück vollends zertrümmerst!

Tempesta. Bangt dir um sein Leben?

Giovanna. Es wäre entsetzlich, wenn sich deine Hand noch einmal mit Blut rötete!

Tempesta. Du willst mich mit Gespenstern schrecken?

Giovanna. O, hätt' ich ein Wort — nur ein einziges, in das ich meine Seele überzeugend drängen könnte! So vermag ich bloß zu stammeln. (Kniet vor ihm.) Ich schwöre dir, es war eine unselige Fügung, ein dämonisches Spiel des Zufalls — wie du auch höhnen magst. Laß uns fort! Laß uns fort — von dem einen Gedanken beseelt: daß uns der morgige Tag in der Schweiz finde! (Es wird Nacht. Herannahendes Gewitter.)

Tempesta. Hörst du die Donner rollen? Der Himmel vernimmt dich, Weib — und hat einen Blitz für dein Haupt, wenn du lügst! (Beide ab nach rechts. Die Bühne bleibt einen Augenblick leer.)

Vierte Szene.

Moro kommt in verstörter Hast von links.

Moro. Signora! Signor Tempesta! Niemand mehr hier. Sie sind fort — und eben jetzt bricht das Gewitter los. Wie es stürmt! Wenn sie nur einstweilen die Fischerinsel erreichen. Der Satan, verzeih mir's Gott, hat auch gerade in diesem Augenblick meinen Herrn zurückgebracht! Wenn er eine Ahnung hätte .... Ich weiß mir nicht zu raten, noch zu helfen! (Ab gegen Casa.)

Verwandlung.

Das Kabinett des Grafen.

Fünfte Szene.

Der **Graf** tritt mit einem **Diener** auf, welcher voranleuchtet und dann geht.

Graf. Wie freu' ich mich auf morgen, wo ich zu den beiden ruhig werde sagen können: es ist mir gelungen; der

Weg zu euerer Rettung ist gefunden. Unter sicherer Obhut begebt ihr euch sogleich nach Genua, und von dort trägt euch ein schnelles Schiff an die Küste Albions. — Ja, das Verhängnis, das über uns alle hereinzubrechen drohte, ist abgewendet, glücklich abgewendet! (Auf und ab in Gedanken.) Und doch — wird, was hier vorgegangen, nicht noch in der Ferne nachwirken? Nicht seine Schatten in die Zukunft werfen? Die Brust des Malers birgt Keime des Entsetzlichsten — und Eifersucht zehrt an der Rückerinnerung, wie die Liebe. (Pause.) Wie sie mich angstvoll von sich drängte! O, es war nicht bloß Furcht vor ihrem Gatten — sie zitterte vor ihren eigenen Empfindungen. Nun erkenn' ich es ganz: sie hätte mich lieben — hätte mich unsäglich beglücken können! Grausames Geschick! Du kettest uns an Verhaßtes — und lässest uns von dem Heißersehnten im Vorüberflug streifen. — Doch fort, fort mit diesen berückenden, unfruchtbaren — verderblichen Gedanken! Ich muß vielmehr trachten, mich mit Tempesta auseinander zu setzen. Eine offene, unumwundene Unterredung zwischen Männern hilft über manche Klippe hinweg. Wenigstens soll kein unedler Zweifel in seiner Seele zurückbleiben. Das bin ich mir selber schuldig. Ich will ihn noch heute — will ihn sogleich sprechen. (Läutet. Zum eintretenden Diener.) Wo ist Moro? Schick' ihn hieher. (Diener ab.) Es rüttelt an den Fenstern — das ist Sturm. (Tritt an das Fenster.) Die Natur in vollem Aufruhr — und ich habe gar nichts davon bemerkt. Furchtbar prächtiges Schauspiel, zu sehen, wie Blitz auf Blitz über den See hinzuckt und die empörten Wogen fast taghell beleuchtet.

Sechste Szene.

Moro tritt ein.

Graf (im Hinausblicken). Trügt mich mein Auge? — Tritt näher! Siehst du dort — gerade jetzt, als wäre der

Himmel auf deinen Blick erbost, hält er seine Flammen in der Nacht zurück — Ah jetzt! Siehst du dort ein Boot mit den Wellen kämpfen?

Moro (zusammenschreckend). Bei meiner armen Seele!

Graf. Es scheint aus Pallanza gekommen zu sein —

Moro (ganz abwesend). Aus Pallanza —

Graf. Ich konnte zwei emsig rudernde Gestalten darin gewahren.

Moro. Zwei Gestalten?

Graf. Nun ja. Aber du zitterst förmlich. Die Gefahr ist nicht so groß. Siehst du — sie sind schon in der Nähe der Fischerinsel, und ich zweifle gar nicht, daß es ihnen gelingt, das Ufer zu erreichen. Du aber geh' jetzt zu Signor Tempesta und bitt' ihn in meinem Namen, sich hieher zu bemühen, da ich ihm Dinge von höchster Wichtigkeit mitzuteilen habe.

Moro. Ich soll — Ihr wollt — er ist —

Graf. Du kannst ja gar nicht zu dir selber kommen. Seit wann hast du so schwache Nerven? Geh jetzt und hole den Maler.

Moro (sich gewaltsam fassend, für sich). Nun bleibt nichts anderes übrig, als gestehen; also heraus damit! (Laut.) Herr, der Maler und sein Weib sind fort.

Graf. Fort?

Moro. Ja, heute abend fort.

Graf. Heute abend? Ich sprach doch noch vorhin mit der Signora.

Moro. Vorhin; aber jetzt sitzen sie in jenem Boot.

Graf. Du sprichst im Wahnsinn! Ich sah ja deutlich, daß sich nur zwei Menschen in dem Boote befanden. Sie werden doch nicht selbst rudern? Wer hat sie von hier weggebracht?

Moro. Der alte Beppo von der Fischerinsel und sein Schwiegersohn Matteo; sie wollten, glaub' ich, dem schweizerischen Ufer zu.

Graf. Also wirklich! Wirklich! Und was bewog sie zu diesem Entschluß?

Moro. Was weiß ich? Vielleicht hatten sie Nachrichten erhalten — vielleicht war schon des Malers Eifersucht rege —

Graf. Ah — ist dir die bekannt? Nun ist mir alles klar: Du hast ein böses Spiel gespielt! (Faßt ihn an.) Hast du? Hast du? — Ich weiß genug. Aber sie können noch nicht fort sein, können bei diesem Sturm die Insel nicht verlassen haben. Und wenn auch — so müßten sie noch auf dem See in Sicht sein. (Stößt das Fenster auf und beugt sich hinaus.) Nacht — weithin Nacht, und nichts zu erblicken .... Ah! Dank dir, gütiger Himmel, für diesen Blitz! Ich sah ein zweites Boot. Es schien ganz rüstig der Fischerinsel zuzusteuern. Das sind sie! (Eilt vom Fenster weg; plötzlich stehen bleibend.) Da durchzuckt mich ein Gedanke. Wenn die beiden Männer in dem anderen Boot die erwarteten Häscher wären .... wenn ihnen die Flüchtlinge gerade jetzt in die Arme liefen .... Es wäre entsetzlich! (Zu Moro.) Auf! Allsogleich die große Barke bemannt! Was hier Arme hat, soll rudern — auch du — auch ich! Auf, sag' ich, fort! (Treibt ihn vor sich hinaus.)

Verwandlung.

Das Innere einer Fischerhütte, spärlich von einem Öllämpchen beleuchtet, das im Hintergrund vor einem Madonnenbilde brennt. In der rechten Wand eine Tür; weiter vorn ein offener Herd.

Siebente Szene.

Der alte **Beppo**, **Tempesta** und **Giovanna** treten durch die Mitte ein.

Beppo. Kommt nur herein und seid froh, daß ihr einstweilen wieder Boden unter den Füßen habt. Wir hätten Gott versucht, wären wir gegen Locarno zugefahren. Der Schlingel Matteo hätt' sich freilich bereit finden lassen. Aber

ich hab' ihm meine Marietta nicht gegeben, damit sie noch vor dem ersten Kind Witwe wird.

Tempesta. Laßt das viele Schwatzen.

Beppo. Ihr seid barsch. Euch könnte man schon ein letztes Bad gönnen. Aber die arme junge Frau dauert mich. Seht nur, wie sie zittert. (Zu Giovanna.) Seid Ihr vielleicht doch recht naß geworden?

Giovanna. Nicht der Rede wert. Die Matte, in die Ihr mich eingehüllt, hat mich trefflich geschützt.

Beppo. Nun seht Ihr! Aber folgt mir jetzt da in die Kammer hinein. Meine Tochter hat sie noch vor ein paar Wochen bewohnt. Ihr findet ein gutes Lager und könnt ruhen, bis sich der Sturm gelegt hat.

Giovanna (zu Tempesta, der in sich selbst versunken dasteht). Hörst du, Pietro? Laß uns den Antrag des freundlichen Alten nützen. Erheitere dein Antlitz. Die Befreiung ist uns ja nahe —

Tempesta (ohne aufzublicken). Geh nur, geh — ich folge dir.

Beppo (der inzwischen eine Ampel angezündet hat). So laßt ihn doch; er mag hier stehen und mit den Zähnen klappern, so lang' er will. (Leuchtet Giovanna voraus, die mit ihm in die Kammer geht.)

Tempesta. Ein dumpfes Vorgefühl erfaßt mich, daß etwas kommen soll und mich zu Boden schmettern. Ermanne dich! ruf' ich mir selber zu. Schüttle sie ab, diese lähmende Bürde! Doch immer schwerer lastet sie auf mir — und willenlos schlepp' ich sie der Erfüllung entgegen. (Ab in die Kammer.)

Beppo (der inzwischen wieder aufgetreten ist). Der murrt und murmelt in einem fort. Mit dem ist's nicht geheuer. — Aber ich will nun auch ein Stündlein schlafen. (Schüttelt sich.) Mich friert. Bin ganz durchnäßt. Sollte eigentlich Feuer machen und meine Kleider — Ach was! Die Jacke weg; das andre trocknet am Leibe. (Läßt sich links am Boden auf eine

Strohmatte nieder und wickelt sich in eine Decke.) So. (Gähnend.) Ein seltsames Paar. Sie müssen beim Grafen zu Gast gewesen sein. Möchte doch wissen, wer sie eigentlich sind — aber was kümmert's mich — (Schläft ein.)

Achte Szene.

Die **beiden Häscher** treten durch die Mitte auf.

Erster Häscher (noch in der Tür). Es ist immer gut, wenn man eine Tür gleich offen findet. Komm nur!

Zweiter Häscher (vorsichtig folgend). Gib acht, daß wir in keinen Keller fallen.

Erster Häscher. Keller! Sind doch deine Gedanken nie weit vom Wein entfernt.

Zweiter Häscher. Nun, Wasser hätt' ich genug im Leibe. — Teufel, da riecht's nach Tran!

Erster Häscher (während sie langsam antastend vorwärts kommen). Soll's hier etwa nach Vanille duften? Hör' auf zu schnuppern und sei zufrieden, daß du überhaupt noch etwas in die Nase bekommst. Aber ist denn kein Mensch in dem Nest —

Zweiter Häscher. Ich höre schnarchen — dort — (Sie stoßen auf den Fischer.)

Beppo (aufschreckend, schlaftrunken). Wer ist — was gibt's?

Erster Häscher. Ich bitt' Euch, guter Mann, seid Ihr der alte Beppo?

Beppo (aufsitzend). Ja, der bin ich. Aber wer seid Ihr?

Erster Häscher. Werkleute aus Carrara, die beim Bau des Grafen Beschäftigung suchen. Wir haben uns in Pallanza einen Kahn geliehen, den wir Euch zustellen sollten. Aber wir wurden auf dem See vom Gewitter überfallen, und als wir schon dem Ufer ziemlich nahe waren, kippte die Nußschale um.

Beppo (aufstehend). Eine wahre Unglücksnacht! Euch scheint sie übel zugerichtet zu haben.

Zweiter Häscher. Das will ich meinen. Wir haben uns mit knapper Not ans Land gerettet.

Erster Häscher. Ihr könnt uns doch ein Obdach gewähren?

Zweiter Häscher. Und Feuer machen. Unsere Kleider haben den ganzen See eingesogen.

Beppo. Reisig ist genug da. Aber was das Obdach betrifft, so müßt ihr euch eben hier auf den Boden niederstrecken. Kammer und Bett sind schon von anderen eingenommen.

Erster Häscher. Von anderen?

Beppo (an den Herd gehend). Ja, von Mann und Frau. Sie kommen von der Isola madre und wollen nach der Schweiz.

Erster Häscher (den zweiten anstoßend, mit gedämpfter Stimme). Merkst du was?

Zweiter Häscher (umherblickend). Wo?

Erster Häscher. Wo! An dir hat das Tribunal den Rechten. (Zu Beppo.) Also ein Ehepaar, sagt Ihr, das von der Isola madre kommt —

Beppo (am Herd beschäftigt). Ja. Der Mann trug mir und meinem Schwiegersohn einen kostbaren Ring an, wenn wir sie nach Locarno rudern wollten. Aber ich tat's nicht.

Erster Häscher (zum Zweiten). Sie sind es!

Zweiter Häscher. Wer? (Als ob er sich entsänne.) Ja, ja, sie sind es!

Erster Häscher. Wer?

Zweiter Häscher (glotzend). Wer? Du sagtest ja —

Erster Häscher. Daß du ein Esel bist. Aber jetzt höre mich an. Die Leute in der Kammer sind der Maler Tempesta und sein Weib.

Zweiter Häscher. Das hab' ich mir gleich gedacht!

Erster Häscher. Hast du? Und wir kommen gerade noch zu guter Stunde. Denn hätt' ich deiner Angst vor

dem Gewitter nachgegeben und diese Nacht gezögert, so wären sie uns entwischt.

Zweiter Häscher. Ah pah! Wir hätten sie schon wieder eingeholt.

Erster Häscher. Du ganz gewiß.

Beppo (der inzwischen Feuer angemacht, das die rechte Seite der Bühne erhellt, während die linke, wo die Häscher stehen, und der Hintergrund ziemlich dunkel bleiben). Was habt ihr denn miteinander?

Erster Häscher. Nichts! Nichts! (Zum Zweiten.) Jetzt braucht es die äußerste Vorsicht und Entschlossenheit. Er wird sich verzweifelt zur Wehre setzen. Unsere Pistolen haben Wasser gefangen und das Pulver ist hin. Bleiben uns nur unsere Dolche. Wir müssen den Fischer ins Vertrauen ziehen und uns seiner bedienen. — (Geheimnisvoll.) He da! Kommt ein wenig zu uns herüber.

Beppo (sich nähernd). Was wollt Ihr?

Erster Häscher. Wir haben Euch früher gesagt, daß wir Werkleute aus Carrara seien. Dem ist nicht so. Wir sind Diener der heiligen römischen Inquisition.

Beppo (die Mütze ziehend). Du meine Güte!

Erster Häscher. Still! Wir sind ausgesandt, eines flüchtigen Verbrechers — eines Ketzers habhaft zu werden.

Beppo (die Hände faltend). Eines Ketzers!

Erster Häscher. Und haben allen Grund, anzunehmen, daß dieser Ketzer jener Mann in Euerer Kammer ist.

Beppo. Der! Er kam mir gleich verdächtig vor. Heilige Madonna! Und ich hab ihn ins Haus gelassen!

Erster Häscher. Tröstet Euch: auf diese Art ist er seinem Schicksal verfallen. Ihr wart das Werkzeug und müßt auch fernerhin zu allem bereit sein, was wir von Euch fordern. Fürs erste: wo ist Euer Schwiegersohn?

Beppo. Nicht weit von hier; gleich die vierte Hütte —

Erster Häscher. Also begebt Euch zu ihm, weckt ihn

und noch einige Nachbarn, daß sie hierherum alles umstellen. Der, auf den wir fahnden, darf diesen Ort nicht lebend verlassen. — Doch horch — mich dünkt, man kommt aus der Kammer. Zurück! (Reißt den zweiten Häscher mit sich fort in den Hintergrund, wo sie sich verbergen.)

Tempesta (kommt, den abgeschnallten Degen unter dem Arm, aus der Kammertür). Niemand bei Euch? Ich hörte Stimmen —

Beppo. Ach ja! Zwei Nachbarn, die noch bei mir vorsprachen. Sie sind eben wieder fort.

Tempesta. Wie ist es? Der Sturm scheint sich gelegt zu haben. Wir könnten nun gleich weiterfahren.

Beppo. Will mal draußen nachsehen. (Rasch ab durch die Mitte.)

Tempesta (forschend hin und her). Seltsam, mir war es doch —

Erster Häscher (aus dem Versteck blickend). Er ist es. (Mit dem andern hervor und Tempesta entgegentretend.) Ergebt Euch, Pietro Tempesta!

Tempesta. Ha! (Zieht den Degen.)

Erster Häscher. Weg den Degen! Uns beide könnt Ihr verwunden, oder auch töten — aber nicht alle, die da draußen stehen und das Haus umzingeln. Noch einmal: ergebt Euch, denn Ihr seid in unserer Gewalt!

Giovanna (eilt aus der Kammer). Was geht hier vor? Allmächtiger Himmel!

Beppo (fast gleichzeitig wieder durch die Mitte herein). Die gräfliche Barke ist am Ufer gelandet. Diener mit Fackeln bewegen sich hieher. Der Graf selbst —

Tempesta. Wie? Was? Der Graf! Das also war's! O jetzt fällt es mir wie Schuppen von den Augen! Er hat mich verraten — hat mich ausgeliefert! Man schleppt mich fort nach Rom (zu Giovanna) und du — du, in seinen gnädigsten Schutz genommen, bleibst bei ihm zurück! Aber er soll um seinen Lohn betrogen sein! (Er führt, seiner selbst nicht mächtig,

einen raschen Degenstoß nach Giovanna, die mit einem schmerzlichen Aufschrei wankt und sinkt. Beppo fängt sie mit den Armen auf und läßt sie dann sachte zu Boden gleiten. Tempesta steht wie erstarrt; der Degen entfällt seiner Hand.)

Neunte Szene.

Der **Graf. Moro. Dienerschaft** mit Windlichtern.

Graf (rasch eintretend). Hier sind sie! — Was hat sich ereignet? Was muß ich sehen —

Moro (für sich). Herr meines Lebens!

Graf (sich über die Leiche beugend). Im Blute — bleich und starr — Giovanna —

Tempesta (wie erwachend). Wer spricht da? Er? Er? (Er will sich auf den Graf stürzen. Die übrigen werfen sich ihm entgegen und halten ihn zurück).

Graf. Hast du es getan?

Tempesta. Ja, ich! — Fort von ihr! Oder nein: nimm deine Beute hin — nimm sie hin!

Graf. Was willst du damit sagen?

Tempesta. Heuchle nur und stelle dich unwissend — es ist deiner würdig! Du ließest mich gefangen nehmen, um *sie* zu besitzen.

Graf (schmerzvoll gegen Himmel blickend). Gott! Gott! (Zu Tempesta.) Verblendeter! Gerade das Gegenteil deines unseligen Argwohns sollte geschehen. Ich wollte euch retten — ein Weg zur Flucht war bereits ausgemittelt —

Tempesta. Sprich nicht! Ich höre dich nicht!

Graf. Du mußt mich hören — auf daß du bereust!

Tempesta. Bereuen? Wer gelitten, was *ich* litt, bereut nicht: denn er hat jede Schuld in vorhinein bezahlt! (Zu den Häschern.) Nun führt mich nach Rom! Laßt mich in den lichtlosesten Kerkern der Inquisition verfaulen — laßt ihre Scheiterhaufen unter mir auflodern: ich lache aller Qualen: denn das Spiel ist aus! (Zum Grafen.) Das Blut aber dieser Toten komme über dich!

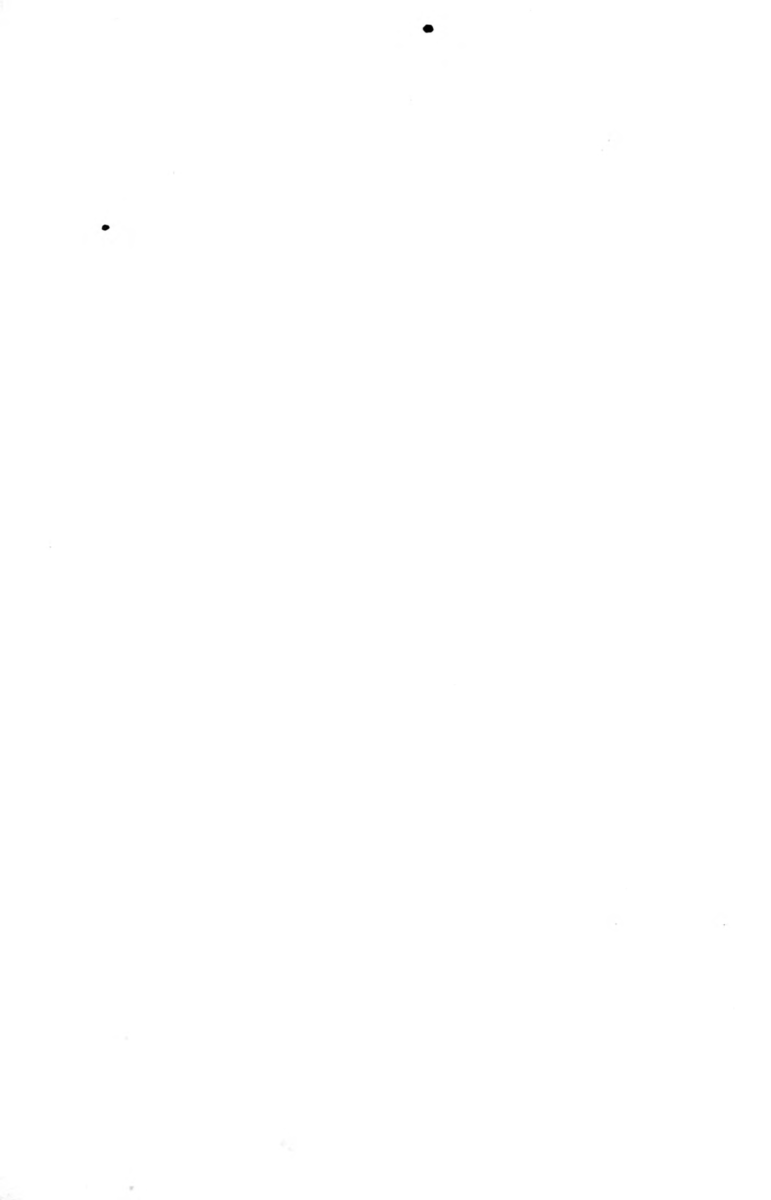
Graf. Tempesta!

Tempesta. Sie hat dich geliebt — widersprich, wenn du kannst! Und so hab' ich sie mit Recht getötet, ob ich mich auch im letzten Augenblicke geirrt. Es war mein Schicksal — das ihre — und das deine! (Wendet sich ab.)

Graf (erschüttert). Vielleicht. (Gegen die Leiche.) Wohl denen, die nicht mehr sind. Ich habe noch zu leben.

(Der Vorhang fällt.)

Ende.



Eine Wohltat.

Volksdrama in vier Akten.

Vorwort des Herausgebers.

An keinem seiner Dramen hat Saar so stark eingreifende Änderungen vorgenommen, wie an diesem Bauernstück, das er, zehn Jahre vor Anzengruber, 1861 in Wien niedergeschrieben und beim Theater an der Wien eingereicht hat, dessen Direktor Strampfer es ungelesen ablehnte. Die Handschrift dieser ältesten Fassung ist, leider ohne das Titelblatt, im Nachlaß erhalten. Das Stück hat hier fünf Akte, im Personenverzeichnis steht der Arzbergbauer an der Spitze, und von einem wohltätigen Gutsherrn und Baron ist noch keine Rede. Die Wohltat wird hier von einem Stadtherrn erwiesen, Artur Hohenblum, der sich in Begleitung seines Freundes Richard Frank auf dem Arzberghof als Sommerfrischler einquartiert hat. Er ist ein schwacher und eitler Patron, durch die jämmerliche Leidenschaft zu einer städtischen Marie zerrüttet, die er zuerst einem Mann in reifen Jahren weggekapert und dann aus Mißtrauen wieder verlassen hat. Marie hat die Bedienung der Fremden zu besorgen und auf einem Spaziergange trifft er sie in einer Waldgegend beim Mähen; ihr zutrauliches Wesen und das unschuldige Bekenntnis ihrer hoffnungslosen Liebe zu dem Fuhrmann Lorenz machen auf den unglücklich Liebenden einen tiefen Eindruck; er faßt sie, wie später der Baron, beim Kinn, und Konrad hat (ungesehen vom Zuschauer, der erst nachträglich davon erfährt) die ganze Szene beobachtet. Aber erst in der folgenden Szene faßt der Stadtherr im Gespräch mit seinem Freunde auf seinem Zimmer den Entschluß, den Armen durch ein Geldgeschenk die Heirat zu ermöglichen; und als ihn sogleich darauf ein entgegenkommender Brief seiner Braut Knall und Fall zur Abreise bestimmt, gibt er ihr fünfhundert Gulden als Trinkgeld, das sie vorerst unbesehen in die Tasche steckt und erst nach einer neuerlichen Verwandlung im Hof mit Erstaunen und mit Freude betrachtet. Nach der Abreise des Stadtherrn stimmt das ältere Stück mit dem späteren, wie es auch in unserer Ausgabe enthalten ist, im Szenengang und auch im Wortlaute fast ganz

überein. Sein vierter und fünfter Akt entsprechen unserem dritten und vierten, nur daß die Szene mit dem Kirchendiener fehlt. Auch der erste Akt der ersten Fassung entspricht in seinem Szenengang, der nur durch die Beherbergung der Stadtherren unterbrochen wird, und stellenweise auch im Dialog unserem ersten Akt, zu dem nur die letzte Szene des älteren zweiten Aktes, die Überraschung der Liebenden durch die Bäuerin, hinzugefügt wurde. In der Mitte aber gehen die beiden Fassungen völlig getrennte Wege. Die ältere ist zwar eine noch recht unreife Arbeit, voll von endlos breiten Monologen und Reden, wie denn die Liebesgeschichte des Herrn von Hohenblum, die für den Zuhörer gar kein Interesse hat, dem Helden, der sie doch am eigenen Leibe erlebt hat, von seinem ironischen Freunde auf endlosen Seiten vorerzählt wird. Es ist aber doch nicht zu übersehen, daß die dramatisch wirksamsten Akte und Szenen hier schon vorhanden sind und daß gerade die später hinzugefügten Partien, so sehr sie dichterisch dem Stück zugute gekommen sein mögen, theatralisch von allen Seiten als unbrauchbar bezeichnet wurden.

Im Jahre 1886 hat der Dichter diese ältere Fassung einer Neubearbeitung zugrunde gelegt, in welcher das Volksstück auf vier Akte angelegt und der zweite Akt ganz umgeschaffen wurde. Hier erst finden wir die für den Dichter so charakteristischen Figuren des wohltätigen Barons und seines Verwalters, die uns in ihrem Dialog lebhaft an die entsprechenden Figuren in Tempesta erinnern. Schon am 20. Mai 1886 hat der Dichter die fertige Arbeit seinem Verleger unter den für die Dramen geltenden Bedingungen angeboten; und bald darauf wanderte die mit vielen Korrekturen versehene Reinschrift in den Druck. Mit Ausnahme des Titelblattes ist sie heute noch erhalten und läßt erkennen, daß auch hier während des Druckes kleine Änderungen vorgenommen wurden, unter denen die wichtigste ist, daß die Summe, um die es sich bei der Wohltat handelt, nun nicht mehr in bestimmter Zahl ausgesprochen wird, sondern diskret im Unbestimmten bleibt. Am 8. September wurde der Druck beendet und Ende Oktober erschien mit der Jahreszahl 1887: „Eine Wohltat. Volksdrama in vier Akten“, „Herrn Richard Lieben zugeeignet“.

Die Bühnen, auf denen inzwischen die Anzengruberschen Dramen festen Fuß gefaßt hatten, ließen das Saarsche Drama zunächst ganz links liegen. Ein alter Freund des Dichters glaubte diesem deshalb einen Dienst zu erweisen, indem er sich der

Mühe einer Bühnenbearbeitung unterzog, die er dem Dichter Anfang 1891 zuschickte und die auch noch im Nachlaß erhalten ist. Den ersten Akt ließ er ganz unberührt und wandte sich sofort der schwächsten Stelle des Dramas zu, indem er bei dem zweiten Akte die Hand anlegte und diesen mit der ersten Hälfte des dritten Aktes in einen Akt zusammenzog. Bei ihm beginnt dieser zweite Akt gleich in der Waldgegend mitten im Gespräch zwischen dem Baron und dem Verwalter (II 2, Seite 193: „Da wären wir bei einem Gegenstand angelangt") und es folgt in umgekehrter Ordnung die Szene zwischen dem Verwalter und dem Kammerdiener (II 1, Seite 188 ff.) hinten nach. Sie sehen Marie kommen, auf deren Monolog (II 3) dann die Szene mit dem Baron folgt, in die nur eine Vorankündigung seines später so plötzlich eintretenden Todes eingeschoben ist. Nach Mariens Monolog (Seite 204) läßt der Bearbeiter den alten Heger auftreten, von dem bei Saar nur die Rede ist und dem, als dem ersten, Marie ihr Glück verrät. Nach ihrem Abgang trifft Konrad, der den Heger besuchen wollte, ihn aber nicht zu Hause getroffen hat und daher wieder umgekehrt ist, mit dem Heger zusammen und hält nach dessen Abgang seinen Monolog (II 2, Seite 206 f.), woran sich die Szene zwischen Konrad und Lorenz anschließt, der Konrad gleichfalls auf der Gicht verfehlt hat und auch wieder zurückgekommen ist (III 3, Seite 207 ff.). Mit einem kurzen Monolog des Lorenz schließt der Akt, der zwar an dramatischem Gehalt gewonnen hat, dessen Auftritte aber durch das zweimalige Verfehlen und Zurückkommen der Personen doch recht linkisch motiviert und gewaltsam herbeigeführt erscheinen. Der dritte Akt entspricht ganz der zweiten Hälfte des dritten Aktes bei Saar, von der Verwandlung (III 4, Seite 213 ff.) ab. Der vierte beginnt wie bei Saar in der Hütte der Mutter, die aber hier nicht blind ist und eine viel größere Rolle spielt. Von jeher unzufrieden mit der Liebschaft ihres Sohnes, droht sie Marien mit ihrem Fluch, wenn sie Lorenz künftig nicht in Ruhe lasse; und Konrad bringt bald darauf auch die Nachricht, daß Marie, um sich zu rechtfertigen, nach Wien zu dem Baron wolle, wodurch aber Lorenz in seiner Erbitterung nur noch bestärkt und nun selber auf den Entschluß gebracht wird, den ihm bei Saar erst Konrad nahelegt: auf der Hochzeit tüchtig zu tollen und zu tanzen. Seinen fünften Akt läßt der Bearbeiter im Freien mit dem Auftreten der Wirtin (IV 6, Seite 239) beginnen; auf die Rede der Kellnerin

(IV 7, Seite 241) folgt gleich der Aufzug der Hochzeiter, währenddessen von der anderen Seite der Verwalter und der Kammerdiener erscheinen, von denen Marie den Tod des Barons erfährt. Auf dem Wege zur Hochzeit wird dann der Pfarrer im Freien von Marie gestellt; auf die Szene mit ihm folgt Mariens Monolog (IV 7, Seite 241 f.). Abeilend hört sie noch den betrunkenen Lorenz die „zu ihrem Baron" Flüchtende verspotten, während die Mutter über ihren zum Dorflumpen gewordenen Sohn klagt. Lorenz und Konrad haben hier nicht bloß ihre Rollen, sondern auch ihre Reden vertauscht, die wiederholt von dem letzteren auf den ersteren übertragen sind. Der Heger bringt die Nachricht, daß Marie wie leblos aufgefunden worden sei; sie ist vor dem Selbstmord in Ohnmacht gesunken und wird in der letzten Szene, wo Schneegans völlig seine eigenen Wege geht, auf die Gicht gebracht, um sich zu erholen. Hier bietet ihr, die sich von dem kleinmütigen Lorenz ganz abgewendet hat, Konrad seine Liebe an. Sie weist ihn zwar zurück, gewinnt ihn aber für den „Todes- und unbewußten Weltbefreiungs-Gedanken", und wie Brautleute suchen sie Hand in Hand zuletzt in dem Hochofen den Tod . . . Man kann es nachempfinden, daß der Dichter an der gutgemeinten Arbeit, die seine Figuren ganz auf den Kopf stellte und die Heldin beim ersten Selbstmordversuch ebenso undramatisch als untheatralisch gerettet werden ließ, um ein ganz neues Drama anheben zu lassen, wenig Freude fand. Er meinte, daß um billiger Effekte willen seinen künstlerischen Intentionen ein Schlag ins Gesicht versetzt worden sei, und beharrte in betreff seiner Personen auf einem schroffen: sint ut sunt, aut non sint. Von einer Kompagniearbeit wollte er schlechterdings nichts wissen.

Zwei Jahre später trat der damalige Direktor des Wiener Raimundtheaters, Adam Müller-Guttenbrunn, an den ihm befreundeten Dichter heran, dem er am 14. Februar 1893 seine Wünsche in betreff der nötigen Umarbeitung mitteilte. Er wollte zunächst die Müller-Toni gleich im ersten Akt vorgestellt sehen: sie sollte nach der ersten Szene (Seite 179) unter irgendeinem Vorwand im Vorbeigehn kommen; und er wollte sie auch in der fünften Szene des dritten Aktes wieder auftreten sehen, wo Franz (Seite 219 unserer Ausgabe) sagen sollte: „Da kommt ja grad die Toni — der muß ich die G'schicht' erzählen," worauf er lachend ab und der Toni entgegengehen sollte, mit der er dann während des folgenden Monologes der Marie höhnisch lachend

hinten beim Tor vorübergeht. Müller-Guttenbrunn wollte das Stück auch wieder auf fünf Akte ausdehnen und den fünften mit der Szene des Pfarrers (IV 4, Seite 234) beginnen lassen, der dann auch vor der zehnten Szene (Seite 246) bei der Hochzeit erscheinen und auf seinen Dank für die außerordentliche Spende, die er im Opferstock gefunden hat, erfahren sollte, daß das viele Geld nicht von den Hochzeitsleuten komme, worauf er erschreckt fragt: „Dann kann's nur von der Marie sein! Wo ist das Mädchen? . . ." Er will ihr nach, da kommt ihm der alte Mann entgegen, der Pfarrer hört den Bericht tief erschüttert mit an und er ruft schließlich dem abeilenden Lorenz nach: „Lorenz, ich gehe mit dir!", worauf sich die Szene so wie in dem gedruckten Text weiter entwickeln sollte. Die nötigen Striche in den vielen Monologen und die sonstigen Kürzungen, die sich vielleicht infolge der Länge des Stückes als notwendig ergeben sollten, wollte der Direktor des Raimundtheaters auf sich nehmen. Von diesen Vorschlägen hat der Dichter, wie die Nachlaßpapiere zeigen, nur den letzten ernstlich in Betracht gezogen. Am 7. März 1893 schreibt er an Necker: „Jetzt geht's an die Änderungen der Wohltat — nicht viel, aber auch nicht leicht"; und wirklich findet sich auf einem Foliobogen der Entwurf und auf mehreren Quartblättern die Reinschrift von dem Auftreten des Pfarrers unter den Hochzeitsgästen. Daß der Dichter diese Szene damals auch in die Buchausgabe aufnehmen wollte, ergibt sich aus seinem Briefwechsel mit dem Verleger, in welchem am 14. Juni 1893 von einem Karton zum letzten Bogen die Rede ist. Die Aufführung zog sich hinaus, wie es scheint durch die Schuld des Dichters, der über den Änderungen den Mut und die Freude verlor. Dem Intendanten Claar in Frankfurt, der sich für das Stück gleichfalls interessierte und dem es der Dichter durch den Verleger zusenden ließ, meldete er erst am 15. Mai des folgenden Jahres 1894, daß sie im Herbst stattfinden werde. Und in der Tat zeigt sich der Direktor des Raimundtheaters am 19. September 1894 sehr erfreut, daß Saar die vorgeschlagenen Änderungen und szenischen Verschiebungen in rechte Erwägung ziehen und akzeptieren wolle. Nachdem das Stück bei der Leseprobe sogar auf die Darsteller der kleinen Nebenrollen einen guten Eindruck gemacht habe, hoffe er auf vollen Erfolg, an dem eigentlich niemand zweifle als der Dichter selbst. Dieser muß endlich an dem Gelingen verzweifelt haben, denn er zog sein Stück zuletzt doch wieder zurück.

Nicht ganz zehn Jahre später fiel gelegentlich der Festvorstellung zum siebzigsten Geburtstag des Dichters die Wahl des Burgtheaters, wo schon Direktor Burkhard einmal die Besetzung erwogen und in den Druck eingetragen hatte, auf die „Wohltat“. Direktor Schlenther beanstandete die vielen Verwandlungen; der Dichter stimmte der Weglassung der beiden ersten Szenen im zweiten Akt willig zu, verlangte aber, daß im dritten und im vierten Akte alles bleibe wie es ist und verwahrte sich besonders dagegen, daß die Szene mit dem Pfarrer, um die Verwandlung zu ersparen, aus dem Pfarrhaus ins Freie verlegt werde. Die Einrichtung wurde dem Regisseur Krastel anvertraut, sie liegt mir in dem Souffleurbuch des Burgtheaters vor. Nicht ohne Gewalttätigkeit, aber mit weit mehr Geschick als der alte Freund hat auch dieser dichterisch veranlagte Theatermann den zweiten Akt mit der ersten Hälfte des dritten in einen Akt zusammengefaßt, der sich auf demselben Schauplatz, in einer Waldgegend nahe bei dem Hochofen, abspielt. Es treten zuerst Veit und Martin auf, die (ähnlich wie im Buche III 1, 2, Seite 205) die Ablösung von Konrad erwarten; dann kommt der Baron mit dem Verwalter und es folgt die allerdings stark gestrichene zweite Szene des zweiten Aktes (Seite 191); darin tritt ihm gleich, ohne ihren Monolog, Marie entgegen (II 4, Seite 198), nach deren Abgang Konrad hervortritt und nach kurzem Monologe (III 2, Seite 206) mit Lorenz (III 3, Seite 207) zusammentrifft. Der dritte Akt beginnt dann wie bei dem alten Freunde mit der Verwandlung (III 4, Seite 213), und von da ab bleibt der Bearbeiter, der die schwache Stelle glücklich erkannt und geschickt überbrückt hat, dem Dichter treu zur Seite. Wie Müller-Guttenbrunn, so hat auch er an den vielen Monologen Anstoß genommen und sie fast alle gestrichen oder auf das Unentbehrlichste gekürzt, auch einmal ein paar Worte des Pfarrers (IV 4, Seite 235: „es ist doch was Eigenes“ usw.) dem Kirchendiener in den Mund gelegt. Auch die langen Reden des Arzbergbauers über die gute alte Zeit sind stark gekürzt worden. Endlich hat der Bearbeiter die Buchsprache des voranzengruberischen Bauernstückes der lebendigen Volkssprache zu nähern und den Dialekt einzuführen gesucht: anstatt „früher“ heißt es immer „eh'nder“, anstatt „Sonntag“ — „Sunta“, anstatt „der Ärger“ — „das Giften“, anstatt „ich merk“ — „ich mirk“. In dieser Bearbeitung ist das Stück am 14. Dezember 1903 am Burgtheater in Szene gegangen und am 15., 17. und 20. wiederholt worden. Der Dichter war zwar in hohem

Grade von der Darstellung, aber nicht von dem Erfolge befriedigt. Der Theateragent Dr. Eirich, der ihm einige Tage später seine Dienste zum Vertrieb des Stückes anbot, war nicht der Meinung Saars, daß das Stück sich nicht auf dem Repertoire erhalten werde; er brauche ihm nur einen günstigen Ausgang zu geben, der mit zwanzig Zeilen herbeizuführen wäre, und eine schöne Zukunft sei ihm gewiß. Dazu hat sich der Dichter ebensowenig verstehen können, als er die Änderungen des Burgtheaters zu den seinigen machte. Denn obwohl er die dramaturgische Einrichtung Krastels in dem Brief vom 29. November 1903 für wirklich glänzend erklärte, die Waffen strecken wollte und freudig allen Änderungen und Strichen zustimmte, hat er doch, als er ein halbes Jahr später, Döbling im Juni 1904, das Stück „für eine zweite Auflage oder Gesamtausgabe durchgesehen“ hat, keine einzige dieser Änderungen berücksichtigt und auch die Szene, um deretwillen er einst den Karton einlegen wollte, ganz links liegen gelassen. Diese endgültige Redaktion, die unserer Ausgabe zugrunde gelegt werden mußte, enthält überhaupt nur zwei ganz unbedeutende Änderungen: S. 191 „nach dem Süden“ anstatt „nach Hesperien“ und Seite 194 „Stand“ anstatt „Stand desselben“; außerdem wurde bei mehreren Worten die Sperrung angeordnet. S. 180 habe ich das von dem Dichter später übersehene Wiederauftreten Franzens (vgl. S. 177) mit dem Wortlaut der ersten Fassung angezeigt; die Vorlage des ersten Druckes hat hier „kommt vor“ gestrichen.

Eine Wohltat.

Volksdrama in vier Akten.

Personen.

Baron Seffer von Seffenheim.
Reutlingen, sein Gutsverwalter.
Der Arzbergbauer.
Die Bäuerin.
Franz, beider Sohn.
Lorenz, Andres, } Knechte } im Arzberghof.
Marie, Sali, Broni, } Mägde } im Arzberghof.
Konrad, Martin, Veit, } Arbeiter in einem Eisenwerk.
Der Ortspfarrer.
Der Kirchendiener.
Der Müller.
Toni, seine Tochter.
Die Mutter des Lorenz.
Die Wirtin zum Adler.
Die Kellnerin.
Kolb, Kammerdiener des Barons.
Ein alter Mann.

Hochzeitsgäste. Spielleute. Gesinde des Müllers und Landvolk jedes Alters und Geschlechts.

Das Stück spielt in einer österreichischen Gebirgsgegend.

Erster Akt.

Im Arzberghof. Geräumige Bauernstube. Offener Eingang durch die Mitte; ein Flur dahinter, durch welchen man ins Freie gelangt. Im Mittelgrund links führt eine massive Holztreppe mit Geländer in das obere Stockwerk; rechts eine Seitentür, dann ein großer Ofen, eine Bank davor. Im Hintergrund an der Wand eine Schwarzwälder Uhr und ein niederer Schrank, über welchem sich ein Gestell für Schüsseln und Teller befindet. Ganz im Vordergrund rechts ein gedeckter Tisch; um ihn sitzen:

Erste Szene.

Der **Arzbergbauer** (in einem Lehnstuhl) und **Konrad**, beide essend. Die **Bäuerin**, die gekreuzten Arme vor sich hingelegt. **Franz** in den Sessel zurückgelehnt, die Hände in den Hosentaschen. Er trinkt von Zeit zu Zeit aus dem vor ihm stehenden Bierkruge. Pause.

Konrad (wischt sich den Mund). Vergelt's Gott.

Bauer. Wenn's dir nur g'schmeckt hat. Bist ohnehin schon lang nicht mehr am Tisch g'sessen. Steht noch genug da. Genier' dich nicht.

Konrad. Geht nimmer.

Bauer. Na, ich merk', daß du das Essen auch schon verlernt hast. Früher einmal war's anders. Bring's übrigens selbst nicht mehr so weg, wie sonst. Das kommt daher, weil ich, seit die Dienstleut' für sich allein Mittag halten, keine Hungrigen mehr um mich seh'. Die Hausfrau, heißt's, wird schon beim Herd satt — und der Franz, der —

Bäuerin (unterbrechend). Wieder die alte Leier übers Essen!

Franz. Und der Ärger, daß ich Vormittag im Wirtshaus war. Aber es ist Sonntag heut.

Bauer. Sonntag oder Wochentag — das gilt dir gleich.

Franz. Muß wohl. Der Vater weiß doch, daß es

jetzt allweil' in der Gemeinde zu bereden und zu verhandeln gibt. Und da sich der Vater um nichts mehr kümmert, hab' ich doch unsern Hof zu vertreten.

Bauer. Saubere Vertretung das. Saubere Gemeindeangelegenheiten, die im Wirtshaus bered't und verhandelt werden. Früher hat man sich alle Monat einmal fein sittsam in der Ratsstube zusammeng'funden. Jetzt, wo's schon fast mehr Gemeinderät' gibt, als Insassen im Ort, ist die freilich zu klein worden. Und zechen kann man drin auch nicht bis tief in die Nacht hinein — wie im Saal beim Adler.

Franz. Soll unsereins vielleicht zurückbleiben hinter den Schreibern und Ladendienern, die dort ihren g'selligen Verein haben?

Bauer. Freilich, die brauchen's! Seit die Eisenbahn über unsere Berg' geht, macht sich immer mehr solchen windigen Volks bei uns breit. Früher hat man einen Prozeß meilenweit in die nächste Kreisstadt tragen müssen; heut ist schon ein Advokat da, der einem die Last abnimmt — aber auch das Recht verteuert. Zu meiner Zeit ist der Krämer mit dem grünen Vortuch im Laden g'standen und Weib und Kind haben ihm g'holfen, Düten drehn und die Elle christlich zumessen. Heut müssen sich die Herrn Kaufleut' — wie viele sind ihrer schon — fünf oder sechs? — jeder ein paar Schlingel halten, die ihn und die Kunden prellen. Kein Wunder, daß einer nach dem andern Crida ansagt.

Bäuerin. Wenn du nur schimpfen kannst. Aber es hilft dir nichts: die Welt wird deinetwegen doch nicht stehn bleiben.

Bauer. Soll rennen, bis ihr der Atem ausgeht! Und jetzt begreif' ich auch, was mein alter Schullehrer — Gott hab' ihn selig! — nicht in mich hat hinein prügeln können: jetzt begreif' ich's, daß sie sich dabei auch noch in einem fort um sich selber dreht. Woher käm' denn sonst der Schwindel, der die Leut' immer stärker packt, daß keiner mehr weiß, wo

aus und wo ein — bis auf die letzt alles zugrund geht? (Zu Konrad.) Ist's bei euch im Werk nicht g'rad so, seit es der Aktieng'sellschaft in die Händ' g'raten ist? Trotz aller Direktoren und ausländischen Ingenieurs kommt doch nichts auf einen grünen Zweig — und ich seh' schon, wie eine Hütte nach der andern wird aufg'lassen werden. Da ist's unterm alten Sesser anders gangen! Der war nur ein einfacher Schmiedg'sell' und mit einem ganz kleinen Hammer hat er ang'fangen: aber 'nauf gebracht hat er's von Jahr zu Jahr, bis der stattliche Hochofen im Tal g'standen ist. Wenn dein Vater noch am Leben wär', der könnt' mir's bezeugen, wie 's damals im Werk ausg'schaut hat. Bestellungen hat's geben, daß man nicht g'nug Erz zuführen und nicht g'nug Arbeiter hat aufnehmen können. Und die waren damals noch ein lustiges, zufriedenes Völkl. G'sungen und g'jodelt haben sie, wenn's Feierabend war, daß es in den Bergen nur so g'hallt hat; heut aber schleicht ihr alle von der Arbeit heim wie die Leichenbitter.

Konrad. Das waren halt noch andere Zeiten.

Bauer. Bessere Zeiten, sag' ich euch! Da waren noch nicht so viele Menschen auf einem Fleck zusammengedrängt, daß sich jeder erst um sein Platzl hätt' raufen müssen — und einer dem andern den Bissen Brot wegschnappen, wie die Hund' den Knochen. Denn der Boden hat noch überschüssig's Korn getragen und es ist nicht alles getrunken worden, was aus der Kelter g'flossen ist. Heut geht es gleich vom Halm und von der Rebe weg — und doch langt's nicht. Übers Meer wird schon Getreid' eing'führt, und Wein machen sie ohne Weinbeeren und Bier ohne Hopfen — vielleicht nächstens auch ohne Malz. Dafür aber ist der Schnaps aufs Tapet kommen, der die Leut' herunter bringt an Leib und Seel'. Eimerweis wird das bleichsüchtige Giftwasser ins Werk getragen. Daher auch jetzt die vielen Unruhstifter bei euch, die niemals mit dem Lohn zufrieden sind, die Arbeit

einstell'n, gegen das Eigentum loszïehn — bis die Gendarmen einen nach dem andern bei Nacht und Nebel ausheben und fortführen. — Hast dich vielleicht auch schon eing'lassen mit denen?

Konrad. Was denn nicht gar! Die reden mir lang gut. Bin froh, wenn ich mir meine paar Kreuzer ruhig verdien'.

Bauer. Ist mir lieb, daß ich das hör'. Hab' nur g'meint, weil du so auf einmal vom Arzberghof fort bist —

Konrad. Hab' Euch lang g'nug zur Last fallen müssen. Und dann — Ihr wißt ja, daß ich jetzt beim Hochofen bin, wo ich Tag und Nacht auf der Gicht*) zu tun hab'. Da möcht' ich zu viel Zeit verlieren mit dem Hin- und Hergehn —

Bäuerin. Red' Er nur was zusammen! Ich weiß besser, warum Er eigentlich von da fort ist.

Konrad. So? Und warum denn?

Bäuerin. Weil Ihm der Lorenz die Marie wegg'fischt hat.

Konrad. M i r die Marie? Wie meint denn das die Frau?

Bäuerin. Geh' Er! Tut, als ob Er mich nicht verstünd'! Warum wird Er denn auf einmal so rot, daß ordentlich der Kohlenstaub ins Glosen**) kommt, der Ihm am Gesicht klebt?

Konrad. Was die Arzbergerin nicht alles sieht!

Bäuerin. Gelt, ich hab' die Augen offen! Ich sag' Ihm nur: Er war in die Marie vergafft. Zeigen hat Er's freilich nie mögen, denn Er hat's seit jeher hinter den Ohren g'habt. Aber zu merken war's doch, wie Er um sie herumg'schlichen ist, wie die Katz' um den Brei. Damals hat Er auch noch mehr auf sich g'halten; hat immer ein Edelweiß oder ein Sträuß'l Almrosen an Seiner rußigen Mütze stecken g'habt und wenigstens am Sonntag ein reines Hemd anzogen. (Ihn musternd.) Jetzt tut Er das freilich nicht mehr.

---

*) Die höchste Stelle des Hochofens, von welcher aus die Füllung vorgenommen wird.

**) Glosen = feurig leuchten.

(Franz ist mittlerweile aufgestanden und geht leise pfeifend im Hintergrund auf und nieder.)

Bauer. Schau!

Konrad. Die Frau bild't sich das alles ein.

Bäuerin. Einbilden? Ist's vielleicht nicht wahr? Kann Er's leugnen, daß Ihm die Dirn in die Augen g'stochen hat? Er war nicht der einzige. Die Burschen im Ort haben sich ja völlig um sie g'rauft, wie sie das erstemal zum Tanz kommen ist. Drum ist sie aber auch so eitel und hoffärtig worden, daß sie sich gar einbild't, unser Franz hätt' ein Aug' auf sie. (Franz geht hinaus.) Den ärgert's, wenn man davon red't. Glaub's! Unser Franz — und das herg'laufene Ding da! Hat vielleicht einmal seinen Spaß g'habt mit ihr — gleich ist sie zu mir klagen kommen, der Franz stell' ihr nach, und sie hätt' keine Ruh' vor'm Franz. Hab' ihr aber den Text ordentlich g'lesen und ihr den Dienst 'kündigt.

Konrad. Deswegen — — Und weiß das der Lorenz?

Bäuerin. Was kümmert's mich! Wird's wohl wissen. Hat uns ja Tag drauf auch gleich aufg'sagt. Ist mir ganz recht; denn ich kann da im Hof keine Liebschaften brauchen.

Bauer. Um den Lorenz tut's mir leid. Zum Fuhrwerk kann ich nicht leicht einen besseren kriegen.

Bäuerin. Ach was! Leut' g'nug! Zu Michaeli gehn sie alle zwei. Dann sollen sie herumziehn miteinander, bis das Kind vor der Wiege da ist. Und dann — (Verächtliche Handbewegung.)

Konrad. Sie könnten ja auch heiraten.

Bäuerin. Heiraten? Die? Auf was denn? Vielleicht auf die verfallene Keusche*), die des Lorenz Mutter auf der Hasellehn' hat? Da könnten sie gleich alle miteinander verhungern.

Konrad. Na, wenn sie arbeitsam sind —

---

*) Kleine Hütte.

Bäuerin. Arbeitsam? Da fehlt's just. Er ist wohl ein ganz tüchtiger Knecht; aber sie — sie ist die Faulheit selber.

Bauer. Das kann man eigentlich nicht sagen —

Bäuerin. Freilich, du mußt ihr das Wort reden. Ich bleib dabei, daß sie ein faules Ding ist. Dasitzen möcht' sie den ganzen geschlagenen Tag, die Arm' hängen lassen und in den Himmel 'naufschaun. Und wenn sie an etwas denkt, so ist's an ihren Putz. Die hätt' einen Mann nötig, der nur so in die Geldlad' hineingreifen kann — oder sie müßt' selbst eine tüchtige Aussteuer haben. (Einem plötzlichen Einfall nachgebend, boshaft.) Soll ins Schloß 'naufgehn zum Baron — vielleicht gibt er ihr eine. Das ist ja so ein Wohltäter! Und wenn eine saubere Dirn' kommt, wird er sich schon gar nicht bedenken.

Bauer. Was du da wieder zusammen red'st!

Bäuerin. Ich red', wie ich's mein'. Der alte Sesser war g'rad' so. Der hat zwar sonst keinen Kreuzer ausg'lassen; aber gegen junge Weibsleut' war er immer splendid. Noch mit schneeweißen Haaren hat er ihnen nachg'stellt. In der Hinsicht war er auch gar nicht stolz, wenn er gleich im übrigen, als er Baron worden ist, vor Hochmut nicht g'wußt hat, wie er den Kopf tragen soll. An den Fingern könnt' ich dir die Dirnen herzählen, die er ausg'heirat't hat — und die Anwesen, auf denen seine Kinder unter fremden Namen sitzen.

Bauer. Na ja, na ja, der alte Sesser! Aber sein Sohn ist ein ganz anderer Mensch —

Bäuerin. Hör' mir auf! Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Schon als junger Bursch hat er den Mädeln im Ort schön getan. Und von seinen Liebschaften in Wien — und weiß Gott, wo noch — hat man g'nug g'hört.

Bauer. Das kann schon alles sein. Aber daß du deswegen — und g'rad' jetzt, wo der Baron noch in Trauer ist um seine verstorbene Braut —

Bäuerin. Just deswegen! Die Trauer ist bei denen

Leuten für die Seel' — das andere ist wie's Essen und Trinken. Wer weiß, was schon g'scheh'n ist in der Zeit, wo die Marie zur Aushilf' im Schloß war —

Bauer. Das ist zu arg! Schneid' doch der Marie die Ehr' nicht ab.

Bäuerin. Ach was! Damals, wie die Frau Beschließerin zu mir fragen kommen ist, ob ich ihr nicht für ein paar Wochen eine brave Dirn wüßt, hab ich noch was g'halten auf sie und hab' sie mitgehn lassen. Jetzt aber — seit sie so nachlässig worden ist und keck dazu: jetzt glaub' ich alles! — Wo sie nur wieder steckt? Vergißt, den Tisch abzuräumen.

Bauer. Du hast ihr ja oben in den Zimmern zu tun geben.

Bäuerin. Ja, das hab' ich. Sie sollt' aber schon längst fertig sein.

Bauer. Könnt' ja derweil' der Konrad —

Bäuerin (zu diesem, der Miene macht, Hand anzulegen). Daß Er mir nichts anrührt! Glaubt Ihr vielleicht, ich bin auf meine Händ' heiklig worden? Die Marie soll ihre Schuldigkeit tun. (Steht auf und geht zur Treppe; hinauf rufend:) Marie! Marie! — Da trabt sie oben herum und tut, als wär' sie taub. (Lauter.) Marie! Marie!

Marie (von oben). Was will denn die Frau?

Bäuerin. Herunter kommen sollst!

Marie. Gleich!

Bäuerin (während sie sich von der Treppe entfernt) Das Gleich wird wieder eine Ewigkeit dauern.

Zweite Szene.

Marie kommt rasch die Treppe herunter.

Bäuerin (ihr entgegen). Na, bist fertig?

Marie. Nicht völlig. Das kleine Zimmer ist —

Bäuerin. Nicht in Ordnung? Man hätt' ja während

der Zeit das ganze Haus ausfegen können! Und dort steht noch das Geschirr auf dem Tisch. Schau, daß du's wegbringst — und dann gleich wieder hinauf!

(Marie macht sich daran, den Tisch abzuräumen, wobei sie ab und zu geht. Der Bauer hat sich in den Stuhl zurückgelehnt und beginnt einzunicken. Konrad läßt sich auf die Ofenbank nieder und stopft langsam eine kurze Pfeife. Franz tritt wieder ein, setzt den Hut auf und brennt eine Zigarre an.)

Bäuerin (zu Franz). Wohin denn?

Franz. Kegeln.

Bäuerin. Na, unterhalt' dich gut. Ich will derweil' oben nachschaun. Wenn ich nicht selbst Hand anleg', geht nichts vorwärts. Und grad' jetzt ist die Zeit, wo jeden Tag eine Nachfrag' kommen kann.

Franz. Ich weiß nicht, warum auch die Mutter immer Stadtleut' ins Haus nehmen muß. Wir haben's doch nicht not.

Bäuerin. Nein; not haben wir's nicht, Gott sei Dank. Aber siehst, seit unsere Gegend so in die Mod' kommen ist, daß beim Hirschenwirt kein Platz mehr ist für die vielen Fremden, die in den Bergen herumsteigen wollen, kann man ja die Zimmer auch nutzbar machen. Ist immer der Red' wert, was man dafür einnimmt — und wär's auch nur (schmeichelnd) meinem Franz zu Weihnachten ein neues G'wand oder ein schönes Schmuckstück zu kaufen. Müßt' es sonst vom Ersparten wegnehmen.

Franz. Dafür hat man aber auch den ganzen Tag den Hut zu rücken und Komplimenter zu schneiden. Gar vor den Kindern, wenn einem das eine oder das andere in den Weg kommt.

Bäuerin. Was denn nicht noch! Denk' an die Professorsfamilie, die wir im vorigen Sommer da g'habt haben? Die war gar nicht stolz. Hast ihnen allen sehr gut g'fallen, Franz. (Knüpft ihm am Halstuch.) Und dann schau, wer ist denn schuld dran, daß dort oben noch immer alles leer steht?

Die Zimmer sind ja für dich und deine junge Frau bestimmt, wenn du mir die Schwiegertochter ins Haus bringst — und wir Alten da herunten im Ausgeding leben. Mach' einmal Ernst mit der Müller-Toni! Das Mädel hat's längst auf dich abg'sehn.

Franz. Werd' mir's überlegen. Adje. (Ab.)

Bäuerin. B'hüt Gott. (Zu Marie, die nach verrichteter Arbeit eben wieder eintritt.) Geh' nur hinauf; ich komm' nach. (Marie über die Treppe ab.) Der Konrad noch da?

Konrad (sich von der Bank erhebend). Ja; aber ich geh' gleich.

Bäuerin. Von mir aus kann Er schon bleiben; ich schaff' Ihn nicht fort. Wenn Er nicht gar so schwarze Händ' hätt', könnt' Er mir oben helfen. Aber wie sollt' man Ihn was angreifen lassen? (Ab über die Treppe.)

Bauer (der von Zeit zu Zeit den Kopf erhoben und den Reden zugehört hat). Na, jetzt kann die Polterei oben losgehn! (Steht auf.) Muß schon in die Kammer hinein, wenn ich meinen Schlaf nachholen will. (Nähert sich Konrad.) Aufrichtig g'sagt: mir ist's auch nicht zweimal recht, daß wir jetzt vielleicht wieder Einquartierung kriegen sollen. Man kommt ganz aus seiner g'wohnten Ordnung. Aber des lieben Hausfriedens wegen muß ich's schon hinnehmen. Also b'hüt Gott! (Wendet sich, Schritte; dann wieder umkehrend.) Richtig, Konrad, sollt' das wahr sein, daß du wegen der Marie —

Konrad. Ah!

Bauer. Na, will dir nicht zusetzen. Und wenn's auch g'wesen wär', so wirst du dir die Sach', hoff' ich, längst aus dem Sinn g'schlagen haben. Die Dirn hätt' ohnehin nie für dich getaugt. Aber eine andere sollt'st du dir suchen. Mädel genug da herum, die einen braven Arbeiter möchten; auf die Schönste darfst du's freilich nicht absehn. Es ist Zeit, daß du ein Weib kriegst, das dich ein wenig auf gleich bringt. Du weißt, ich mein's gut mit dir. (Zutraulich.) Dein

Vater war in seiner Jugend mein bester Freund, und wie er eines Tags so plötzlich im Werk bei der Maschin' verunglückt ist, haben wir dich zu uns g'nommen und rechtschaffen auferzogen. Drum möcht' ich auch noch Freud' an dir erleben. Im übrigen steht dir der Arzberghof noch jede Stund' offen — und einen Platz bei unserm Essen find'st allemal. Und jetzt: b'hüt Gott! (Ab durch die Tür rechts.)

Konrad. Dank und b'hüt Gott! (Nach einer Pause, allein.) Guter Mensch, der Arzberger. Aber drückt einen nieder mit seiner Gutmütigkeit. Mehr noch als die Bäuerin, die mir in ihrem Geiz jeden Bissen Brot vorg'worfen hat. (Zieht Streichhölzer hervor und brennt bedächtig seine Pfeife an.) Was hab' ich nicht alles von klein auf da erdulden und niederschlucken müssen! Die Haut schaudert mir, wenn ich dran denk'. Bin froh, daß ich endlich einmal auf eigenen Füßen steh'. Längst hab' ich fort wollen — und hätt's auch sollen! Aber ich bin immer wieder blieben, damit's nicht etwa g'heißen hätt': Na ja, weil er jetzt was verdient, jetzt ist's ihm bei uns zu schlecht! Denn die Leut' sind schon so. Hat einem einer in seiner Weis' was Gut's erwiesen, schreit er gleich über Undank, wenn man ihm nicht dafür all sein Lebtag untertänig sein will. Und dann — dann war's wieder die Marie, die mich . . . Hat mir's die Arzbergerin doch abguckt! Und ich hab' g'meint, keine Seel' hätt' eine Ahnung davon. (Rauchend auf und ab.) Und was der Satan von einem Weib für lästerliche Reden geführt hat! Der ist nichts heilig — das weiß ich längst! (Stehen bleibend.) Und doch ist mir völlig wohl dabei worden, wie ich's g'hört hab'. Es ist mir g'wesen, als wär's mir ganz recht, wenn die Marie — und als könnt' ich's dem Lorenz schon vergönnen . . . . (Aufstampfend.) Schäm' dich, Konrad! Das wär' nichts andres, als Neid und nichtsnutzige Schadenfreud'! Daß ich mich da drauf ertappen müß! Was kann denn der saubere Bursch dafür, daß er der Marie besser g'fallen hat, als ich ung'stalter, schwarzer Kerl —

Dritte Szene.

Lorenz, der mittlerweile im Flur sichtbar geworden ist, tritt leise und vorsichtig umherspähend in die Stube.

Lorenz (Konrad erblickend, der an der Seite rechts steht). Der Konrad!

Konrad. Ja; ich. Erschrickst ja völlig.

Lorenz (hat sich gefaßt). Man könnt' schon erschrecken. Zeigst dich selten g'nug.

Konrad. Dich dürft's grad' auch nicht wundern, daß ich mich nicht allzuoft mehr im Arzberghof blicken lass'. Nachschaun muß man schon hin und wieder einmal. Und abgehn tu' ich dir g'wiß auch nicht; sonst hätt'st du mich schon einmal aufg'sucht im Werk. Führst ja oft g'nug Erz und Kohlen zu.

Lorenz. Das schon. Aber siehst, ich bin jetzt immer froh, wenn ich bald wieder heim komm'. Kannst dir denken, warum. Und dann — wer weiß, ob man dir recht käm'. Warst ja immer am liebsten für dich allein.

Konrad. Das ist wahr. Und drum bin ich auch froh, daß sie mich jetzt auf die Gicht geben haben. Denn da hab' ich's doch weit stiller, als in der Hüttenwerkstatt, und kann über'n Ort weg in die Berg' und in die Wolken hineinschaun. Aber mit dir möcht' ich schon manchmal ein Stünd'l plaudern. — Wo kommst denn jetzt her?

Lorenz. Von der Bahn. Der Advokat im Ort hat heut Gäst' kriegt — die hab' ich abg'holt.

Konrad. Also eine gute Fuhr'?

Lorenz. Blanken Gulden Trinkgeld. Schau! (Zeigt ihm das Geldstück.)

Konrad. Trinkgeld kriegst bei uns freilich nicht. (Hält ihm den Tabaksbeutel hin.) Willst dir vielleicht eine stopfen?

Lorenz. Dank' schön. Ich rauch' nicht.

Konrad. Rauchst nicht? Hast ja sonst immer die Pfeif' im Mund g'habt, wie ein Türk'.

Lorenz. Ja, früher. Aber ich hab' mir schon längst gedacht: die Kreuzer, die da täglich in Rauch aufgehn, sind besser auf die Seite g'legt.

Konrad. Woher denn auf einmal die große Sparsamkeit? (Dampft.)

Lorenz. Weißt doch, daß ich die Marie gern hab' —

Konrad. Das wohl.

Lorenz. Und daß die Marie —

Konrad. Dich gern hat. Da spart ihr also schon auf die Hochzeit? (Dampft.)

Lorenz. Da könnten wir lang' sparen. Es ist nur, weil wir zu Michaeli aus dem Dienst gehn. Wirst's wohl schon wissen.

Konrad. Hab' g'hört davon. Könnt euch ja inzwischen um was anderes umschaun.

Lorenz. Just das wollen wir nicht. Das heißt, für die Marie nicht. Die geb' ich derweil' zu meiner Mutter.

Konrad. Zu deiner Mutter — (Lange Züge aus der Pfeife.)

Lorenz. Das arme Weib sieht schon fast gar nichts mehr, und da wird's ihr wohl tun, wenn sie jemand bei sich hat in ihrer Einschicht.

Konrad. Freilich, freilich —

Lorenz. Ich aber werd' mich schon umtun. Du weißt, daß ich mich auf Pferd'. und Wagen versteh'. Vielleicht find' ich wo einen ordentlichen Platz als Kutscher, nicht bloß so als Fuhrknecht. Und dann kann ich schon eher ans Heiraten denken.

Konrad (dampfend). G'wiß! G'wiß! Und ich wünsch' Glück zu allem — dir — und der Marie. (Reicht ihm die Hand.)

Lorenz (einschlagend). Dank' dir! Hab' mir's denken können, daß du der einzige bist, der mir die Marie gönnt. Die andern machen alle scheele G'sichter.

Konrad. Ich weiß, ich weiß.

Lorenz. Ja, du kennst dich aus, wie's da im Hof zugeht. Und seit du weg bist, wird's mit jedem Tag ärger. Mit der Frau kann kein Mensch mehr auskommen — und der Franz — — die Fäust' jucken mich, wenn ich nur an ihn denk'!

Konrad. Glaub's. Nimm dich halt zusamm'; es geht nicht anders. Aber jetzt b'hüt Gott. Ich muß wieder zum Hochofen. Mein Kamerad, der Mart'l hat heut Kindstauf'. Und da hat er mich gebeten, daß ich statt seiner auf der Gicht bleib'. Wüßt' ohnehin nicht, was ich sonst machen sollt'. (Wendet sich zum Abgehen.) Also laß dich einmal anschaun bei mir, hörst! (Ab.)

Lorenz (nachrufend). Werd' schon kommen. Leb' wohl! (Allein.) Doch eine ehrliche Haut, der Konrad — wenn's mir auch immer g'wesen ist, als hätt' er was auf dem Herzen und brächt's nicht heraus. Hat halt auch seine Mucken — und das ist kein Wunder! Muß ihn wirklich einmal heimsuchen; er könnt' sonst glauben, ich hab' was gegen ihn. — Aber eigentlich wollt' ich ja wissen, wo die Marie steckt. Wird wohl mit der Frau da droben sein. (Nähert sich der Treppe und lauscht.) Richtig! Da muß ich schaun, daß ich fortkomm', sonst — (Wie er sich zum Abgehen wenden will, vernimmt man von oben plötzliches Geklirr wie von niederfallenden Glasstücken und gleich darauf die scheltende Stimme der Arzbergerin.) Teufel! Was ist denn das? Die Frau zetert schon wieder. Ob denn ein Tag vergeht, wo's nicht was absetzt!

Vierte Szene.

Marie kommt hastig mit gerötetem Antlitz und fliegendem Atem die Treppe herunter; sie schießt an Lorenz, ohne ihn zu bemerken, vorüber.

Lorenz (mit unterdrückter Stimme). Wohin denn?

Marie (anhaltend). Du bist da?

Lorenz. Wie schau'st denn aus? Was ist denn schon wieder g'scheh'n?

Marie (sinkt ihm, in Tränen ausbrechend, an die Brust). Ach Lorenz, es ist nicht zu ertragen!

Lorenz (ihr begütigend Haar und Wange streichelnd). Na, na, na, nur nicht gleich verzweifelt! Du kennst ja die Frau! (Da Marie noch immer weint.) Aber was ist denn eigentlich?

Marie (sich die Augen trocknend). Na siehst, vom frühen Morgen an hab' ich mich geplagt, die Zimmer droben rein und sauber zu kriegen. Aber sie ist mit nichts zufrieden. Das ganze alte G'rümpel will sie mit einmal funkelnagelneu und spiegelblank haben. Alles muß hundertmal hin und her g'rückt werden — und dabei ist mir das Unglück g'scheh'n, daß ich eins von den ausg'hängten Fenstern umg'worfen hab', die an der Wand g'standen sind. Aus war's! Zusammen-g'schimpft hat sie mich, nicht zu sagen. Alle erdenklichen schlechten Namen hat sie mir geben —

Lorenz (ausbrechend). Da soll doch! (Sich mäßigend.) Aber nein. Wenn andere Leut' ausarten, muß man kalt's Blut b'halten. Laß gut sein. Wenn du einmal bei meiner Mutter bist, hörst du kein böses Wort mehr.

Marie. Ach Gott, bis dahin! Bis Michaeli — fast noch drei Monat' —

Lorenz. Werden auch vergehn. Mußt standhaft sein. Denk' nur, was der Konrad hat ausstehen müssen jahr'lang.

Marie. Ach ja — der ist auch ein armer Teufel!

Lorenz. Und jetzt, da er endlich fort ist, spürt er sich doppelt leicht.

Marie. Gönn' ihm's von Herzen. — Aber schau, jetzt soll ich gleich, wie ich da bin, auf die Schneealm hinauf, die braune Kuh heruntertreiben, weil sie verkauft wird.

Lorenz. Tust's halt. Es soll nicht heißen, daß man weigert, was sein muß.

Marie. Es muß aber nicht sein. Die Sali, die droben

beim Vieh ist, hat ja schon den Auftrag g'habt für morgen. Aber weil die Frau weiß, daß die arme Dirn' sich gern wieder einmal ihre Eltern im Ort ansäh', gönnt sie ihr das Herunterkommen nicht — und **ich** muß hinauf, damit ich nur den ganzen lieben Sonntag keine Ruh' hab'.

Lorenz. Mach' dir nichts draus. Es ist nicht so weit hinauf bis zu den Sennhütten. Jetzt ist's zwei — bis gegen fünf kannst oben sein. Dann tust dich ein bissel ausrasten — und herunter geht's ja leicht. Ich aber komm' dir abends entgegen und wart' auf dich bei dem Kreuz an der Waldschlucht. (Indem er sie an sich zieht, kosend und heimlich.) Weißt, dort, wo wir bei unserm ersten Ausgang — Es war Sonntag wie heut —

Marie (das Haupt an seiner Brust bergend). Wenn nur der Tag nicht unser Unglück war —

Fünfte Szene.

Die **Bäuerin** ist am obersten Ende der Treppe erschienen und steht eine Weile betrachtend; dann:

Bäuerin. Ah, da schau' ein Mensch her! Na, geniert euch nicht!

Marie (aufschreckend). Jesus Maria! Die Frau! (Eilt hinaus.)

Bäuerin. Ja, jetzt rennt sie! Und **Er**? Schämt Er sich nicht, die Dirn da hierinnen zu karessieren?

Lorenz. Es ist nichts karessiert worden. Ich hab' der Marie nur Trost zug'sprochen.

Bäuerin. Der richtige Trost! Aber ich sag' Ihm nur: das duld' ich nicht. Und wenn ich noch einmal so was seh': könnt ihr alle zwei auf der Stell' geh'n!

Lorenz. Wär' auch noch kein Unglück.

Bäuerin. So? Kein Unglück wär's? Na gut, na gut: von heut in vierzehn Tagen schnürt ihr euere Bündel!

Lorenz. Schnüren wir sie halt. Der Marie wird's eine Erlösung sein.

Bäuerin. Das glaub' ich, daß es für die eine Erlösung ist, wenn sie nichts mehr zu arbeiten braucht. Mit der wird Er weit kommen!

Lorenz. Lästr' die Frau nicht!

Bäuerin. Freilich! Jetzt klingt Ihm die Wahrheit wie Lästerung. Wart' Er nur. Das Licht wird Ihm schon aufgehn. — Aber jetzt schau' Er, daß er hinkommt, wohin Er g'hört: in den Stall!

Lorenz. Ich geh' schon. Aber das sag' ich der Frau: daß Sie mir die Marie ordentlich behandelt während der vierzehn Tag'. Oder die Frau hat's mit mir zu tun.

Bäuerin. Was! Er droht mir?

Lorenz. Ich droh' nicht. Ich mahn' nur die Frau, daß Sie ein Einsehn hat. Sonst gibt's noch ein G'richt im Ort! (Während er sich rasch zum Abgehen wendet und die Bäuerin in sprachloser Wut dasteht, fällt der Vorhang.)

Ende des ersten Aktes.

Zweiter Akt.

Im Schlosse Sessenheim. Arbeitszimmer des Barons. Mittel- und Seitentüren. Hohe Fenster mit weitem Ausblick.

Erste Szene.

Der Gutsverwalter **Reutlingen** kommt mit dem Kammerdiener **Kolb** durch die Mitte.

Kolb. Treten Sie nur ein, Herr Verwalter. Der Herr ist noch beim Frühstück, wird aber gleich da sein.

Reutlingen. Es bleibt also dabei, daß er abreist?

Kolb. Gott sei's geklagt, ja. Heute um zwei Uhr. Fürs erste auf ein paar Tage nach Wien — und dann, Sie wissen ja, nach Italien.

Reutlingen. In dieser Jahreszeit! Im August!

Kolb. Das ist's ja, Herr Verwalter, das ist's ja. Aber reden Sie ihm aus, was er sich in den Kopf gesetzt hat!

Reutlingen. Nun, wenn ihm die Glühhitze Vergnügen macht —

Kolb. Vergnügen? Krank wird sie ihn machen, sage ich Ihnen. Das südliche Klima war ihm nie zuträglich — und jetzt gar — bei seiner geschwächten Gesundheit —

Reutlingen. Sie meinen? Davon habe ich nichts bemerkt.

Kolb. Aber ich desto mehr. (Leise.) Glauben Sie mir, seit dem plötzlichen Tode des Fräuleins ist etwas über ihn gekommen — — Ich muß das wissen! Und jetzt noch diese Reise, der widerliche Sirocco da unten — und später die schlecht heizbaren Zimmer mit den kalten Steinfliesen —

Reutlingen. Sie sind auch gar zu besorgt, lieber Kolb. Sein Aussehen ist ja vortrefflich. Aber offen gesagt: recht ist mir diese Reise auch nicht. Denn sie wird wieder Unsummen verschlingen. Was der Baron für seine Person ausgibt, wäre freilich das geringste. Aber er hat nun einmal — wie soll ich sagen — die Eigenheit, alle Menschen, bis zum letzten Lohndiener hinab, reich machen zu wollen.

Kolb (sich etwas in die Brust werfend). Da haben Sie recht, Herr Verwalter. Er wäre eigentlich zum Fürsten geboren.

Reutlingen. Mag sein. Aber auch ein Fürst muß haushalten können, und es ist im Grunde einerlei, ob man für sich selbst, oder für andere verschwendet.

Kolb (einigermaßen verletzt, aber unwillkürlich beistimmend). Gewiß, gewiß. Ich, der ich seit seines Vaters Zeiten bei ihm bin, habe mir ja auch schon hin und wieder erlaubt, Vorstellungen zu machen. Aber wer ändert ihn? Und es ist

schrecklich, wie ihn die Leute mißbrauchen. (Geheimnisvoll.) Ihnen kann ich's ja anvertrauen, Herr Verwalter: gestern ist wieder ein Brief von der bewußten Dame in Wien gekommen —

Reutlingen. Was! Von der? Schon zum zweitenmal ist ja mit ihr durch den Advokaten ein Abkommen getroffen worden —

Kolb. Wird wohl noch öfter geschehen. Denn jetzt, da der Herr, sozusagen, wieder frei ist, gedenkt sie eben wieder ihre alten Herzensansprüche geltend zu machen. Und da sie weiß, daß er in dieser Hinsicht um jeden Preis Ruhe haben will, so sucht sie sich durch erneute Geldforderungen schadlos zu halten.

Reutlingen. Und der Baron?

Kolb. Hat die betreffende Zahlungsanweisung ergehen lassen.

Reutlingen. Unglaublich!

Kolb. Und dann — unser Herr Vetter bei den Ulanen ist diesmal mit seiner — seiner Apanage wieder nicht ausgekommen und hat einige fällige Wechsel anmelden lassen.

Reutlingen. Das ist denn doch zu arg! Und hier hat man auch schon angefangen, seine schwache Seite herauszuwittern. Die Schar der Bettler an den Freitagen wird immer größer; ich habe Leute darunter bemerkt, die es gar nicht nötig hätten. Und gestern wollte bereits einer von unseren Pächtern den Baron bitten, ihm den fälligen Pachtzins für dieses Jahr zu erlassen, da es ihm schlecht gehe. Zum Glück ist mir der Kerl noch rechtzeitig in den Wurf gekommen und ich konnte ihn tüchtig ablaufen lassen. Ein solcher Präzedenzfall — und kein Mensch will mehr seinen Verpflichtungen nachkommen; schließlich würde die ganze Gegend demoralisiert. Und so ist es denn schon besser, wenn er in Gottes Namen reist. Aber ins Gewissen reden will ich ihm heute; das hab' ich mir vorgenommen. — Ah, da kommt er.

(Kolb ab.)

Zweite Szene.

Baron **Sessenheim** von rechts.

Sessenheim. Guten Tag, bester Reutlingen. Entschuldigen Sie, daß ich Sie habe warten lassen. Bitte, setzen Sie sich. (Er zieht einen Stuhl für Reutlingen heran und läßt sich selbst der Seite nach am Schreibtische nieder.)

Reutlingen (ihm gegenüber Platz nehmend). Soeben habe ich vernommen, daß Sie uns wirklich verlassen.

Sessenheim. So ist es. Meine alte Sehnsucht nach dem Süden hat wieder mächtig ihre Schwingen geregt — und so lass' ich mich von ihnen forttragen.

Reutlingen. Das tut mir leid, sehr leid. Fast sechs Jahre hindurch habe ich allein gewirtschaftet, war so froh, Sie endlich einmal hier zu haben — und kaum ein bißchen warm geworden, wollen Sie wieder auf und davon.

Sessenheim. Was könnte ich Ihnen auch hier nützen? Sie sagen, daß Sie sechs Jahre lang allein gewirtschaftet — und mit welchem Erfolg! Ich habe daraus nur immer deutlicher erkannt, wie unredlich mein früherer Verwalter war.

Reutlingen. Da müssen Sie sich selbst anklagen, Herr Baron. Sie haben dem Manne durch die Finger gesehen.

Sessenheim. Das entschuldigt ihn nicht — wenigstens nicht in meinen Augen. Gerade weil ich durch die Finger sah, mußte er desto gewissenhafter sein. Habe ich mich Ihnen gegenüber etwa mißtrauisch gezeigt? Und doch haben Sie es dahin gebracht, das dieser im ganzen unbedeutende Besitz, der von meinem Vater eigentlich nur des alten, wohlerhaltenen Schlosses wegen erstanden wurde, jetzt ein ganz einträglicher genannt werden kann. Sie haben mir davon Revenuen verschafft, lieber Reutlingen, Revenuen!

Reutlingen. Allerdings bis jetzt noch sehr geringe. Aber wären sie auch größer, sie würden doch nur Ihren „ewig Bedürftigen" zugute kommen.

Sessenheim. Ich weiß, worauf Sie anspielen. Aber was soll ich tun? Die Leute sind nun einmal gewohnt, mich als fließende Geldquelle zu betrachten.

Reutlingen. Wie ruhig Sie das aussprechen.

Sessenheim. Man weiß, daß ich niemanden etwas abschlagen kann —

Reutlingen. Das ist — verzeihen Sie — eine Schwäche.

Sessenheim. Mag sein. Aber ich habe nun einmal diese Schwäche.

Reutlingen. Nun gut. Es bliebe jedoch immer zu bedenken, daß die zum Teil sehr bedeutenden Summen, welche Sie auf diese Art vorausgaben, weit besser zu anderen Zwecken verwendet wären.

Sessenheim. Kommen Sie mir damit? Sie wollen sagen, zur Förderung gemeinnütziger Vereine? Zum Baue von Schulen, Spitälern und Findelhäusern? Mein Gott, Sie wissen, daß ich es auch daran nicht habe fehlen lassen. Aber nach dieser Richtung hin ausschließlich zu wirken, überlasse ich denjenigen, die sich im öffentlichen Leben hervortun wollen. Ich schlage lieber den bescheideneren — jedenfalls kürzeren Weg der persönlichen Unterstützung ein.

Reutlingen. Dagegen ließe sich im Grunde nichts einwenden — wenn nur unter denen, welchen Sie Ihre Großmut zuteil werden lassen, nicht so viele wären, die derselben ganz unwürdig — ja nicht einmal bedürftig sind.

Sessenheim. Ach Gott, wer andere um Hilfe angeht, ist immer hilfsbedürftig. Und diejenigen, die mich geradezu mißbrauchen, strafen sich damit nur selbst.

Reutlingen. Das wäre!

Sessenheim. Sie wollen wissen, wie? Nun denn: diese Leute werden so lange fortfahren, von mir Geld zu verlangen und sich in ihren Ansprüchen zu steigern — bis es mir eines Tages ganz und gar unmöglich geworden sein wird, ihnen zu geben. Dann aber werden sie, bei leicht-

fertig erweiterten Bedürfnissen, das unvermeidlich hereinbrechende Elend doppelt und dreifach empfinden.

Reutlingen. Wenn Sie das abwarten wollen! Aber ich erlaube mir zu bemerken, daß Sie dann vielleicht selbst zu den Hilfsbedürftigen zählen könnten.

Sessenheim. Nun, davor halte ich mich unter allen Umständen geschützt.

Reutlingen. Je nachdem. Sie haben zwar von Ihrem Vater ein sehr großes Vermögen ererbt, und durch die Summe, die Sie beim Verkauf des Hüttenwerkes erhalten, ist dasselbe noch größer geworden. Aber wenn Sie ihre Einkünfte nicht besser zu Rate halten; wenn das Kapital — wie es denn doch schon mehrmals geschehen ist — angegriffen wird, so dürfen nur unvermutete Wertschwankungen und Verluste hinzutreten — — ich überlasse es Ihnen, die Konklusion selbst zu ziehen.

Sessenheim. Nun ja, nun ja, Sie haben da so ganz unrecht nicht —

Reutlingen. Und da wäre ich auch bei einem Gegenstand angelangt, der mir schon längere Zeit auf dem Herzen liegt. Geben Sie mir die Erlaubnis, mich gewissermaßen beim Abschied auszusprechen?

Sessenheim. O ich bitte, reden Sie —

Reutlingen. Nun denn. Sehen Sie, Herr Baron, ich begreife vollkommen, daß Sie einen Betrieb, den Ihr Vater gegründet, aus der Hand gegeben. Denn ganz abgesehen davon, daß Sie hiezu nicht die geringste Neigung besitzen: so stehen auch heutzutage für die Eisenindustrie die Aussichten nicht besonders günstig. Die Konkurrenz mit dem Auslande, die sozialistischen Bestrebungen der Arbeiter — die Zeitverhältnisse überhaupt mochten die Zukunft des Werkes immerhin fraglich erscheinen lassen, und Sie können eigentlich von Glück sagen, dieses Objekt auf gute Art losgeworden zu sein. Ganz anders aber verhält es sich mit Grund und Boden,

der, wenn auch stellenweisen Entwertungen ausgesetzt, doch stets ein fester, dauernder Besitz bleibt. Sie haben vorhin Sessenheim ein unbedeutendes Gut genannt. Wenn man den gegenwärtigen Stand ins Auge faßt, kann dies auch nicht geleugnet werden. Aber die Herrschaft ließe sich erweitern, ungemein erweitern — und auf das allerschönste arrondieren. Hiezu wären auch gerade jetzt die Umstände außerordentlich günstig. Die meisten der angrenzenden größeren oder kleineren Besitzer sind infolge von Indolenz und Mißwirtschaft in stetem Niedergange begriffen. Die Anwesen verlottern — und müssen über kürzer oder länger unter den Hammer kommen. Da wäre es denn ein leichtes, alle diese gewissermaßen schon jetzt herrenlosen Grundstücke und Waldparzellen an sich zu bringen —

Sessenheim (unterbrechend). Nein, nein, Verehrter; davon will ich nichts hören. Ich habe nicht die Absicht, mich auf fremde Kosten auszubreiten.

Reutlingen. Auf fremde Kosten? Es ist Ihnen also lieber, daß alles in die Hände von Wucherern, jüdischen oder christlichen, gerät, welche die Leute bis auf den letzten Blutstropfen aussaugen?

Sessenheim. Nun —

Reutlingen. Sehen Sie wohl! Und wenn Ihr Gewissen schon ein so peinlich zartes ist: so können wir ja die besten Preise machen — können sogar überzahlen —

Sessenheim (aufstehend). Gewiß, gewiß; ich kann Ihnen da nicht widersprechen. Aber wie dem auch sei: Ihr Vorschlag könnte für mich doch nur Sinn und Bedeutung haben, wenn ich — nun, Sie wissen — wenn nicht meine Braut — — kurz: wenn ich geheiratet hätte. Wollte ich mir doch hier, wo ich das Licht der Welt erblickt, auch ein dauerndes Heim gründen; wollte zur Freude — zum Wohle anderer Pflichten erfüllen, die ich bis jetzt, meinem eigenen Glück entgegen, vernachlässigt hatte. Ja, Reutlingen, ich wollte

endlich ein gesammeltes, tätiges Leben beginnen — und nun ist alles aus.

Reutlingen (der sich gleichfalls erhoben hat). Diesen Punkt zu berühren, wage ich nicht. Wie leicht könnte ich unzart, empfindungslos erscheinen. Sonst würde ich fragen: warum muß jetzt alles aus sein?

Sessenheim. Warum? Ach bester Freund, Sie wissen nicht, was es heißt, sein Leben lang unter Irrungen und Verirrungen nach einem liebenden, verständnisvollen Herzen zu suchen! Sie wissen nicht, was es heißt, endlich — endlich ein solches Herz zu finden — und es mit einem Male wieder zu verlieren! Welche Hoffnungen hatt' ich gehegt! Da — eine Erkältung nach dem Theater — und wenige Tage darauf kniete ich an einem Sterbebette. Das war ein Zufall, werden Sie sagen. Möglich. Aber an solchen Zufällen hängt das menschliche Glück. Und dann — meiner Empfindung nach war es mehr als bloßer Zufall. Es war ein Wink des Schicksals, der mich bedeutete, daß ich nicht glücklich werden sollte — daß es für mich keine Zukunft mehr gibt! Und darum mag auch hier alles bleiben, wie es ist. Für jetzt wenigstens. Wenn ich zurückkomme, sprechen wir vielleicht noch einmal über die Sache.

Reutlingen (resigniert). Nun, so kann ich nur wünschen, daß Sie recht bald wieder zurückkommen.

Sessenheim. Wer weiß! Wenn ich einmal da unten bin — Venedig, Ravenna — und zum Teil auch nach Rom — das sind Orte, wie sie für meinen Gemütszustand passen. Aber eines ist mir aus Ihren Auseinandersetzungen vollständig klar geworden: für einen Mann, wie Sie, ist hier keine entsprechende Stellung. Ihre Kräfte müssen einen größeren Spielraum haben. Sie werden mich nicht mißverstehen, wenn ich Ihnen erkläre, daß Sie in dieser Hinsicht ganz Herr Ihres Willens sind — ohne jegliche Rücksicht auf früher getroffene Vereinbarungen. Meines Dankes für die Dienste, die Sie

mir in so außerordentlicher Weise geleistet, können Sie jederzeit gewiß sein.

Reutlingen. Sie tun mir weh, Herr Baron. So war es nicht gemeint. Ich habe kein anderes Verlangen, als Ihnen auch fernerhin und unter allen Umständen dienen zu können. Nicht in meinem, nur in Ihrem Interesse habe ich mir zu sprechen erlaubt.

Sessenheim (betreten). Ich weiß, ich weiß. Ihre Absicht war die vortrefflichste. Verzeihen Sie —

Reutlingen. Ich habe nichts zu verzeihen, Herr Baron. Reisen Sie glücklich. (Wendet sich mit einer Verbeugung zum Gehen.)

Sessenheim. Nicht so, lieber Reutlingen, nicht so — — Ich sehe Sie jedenfalls noch — Sie, Ihre Frau und Ihre Kinder. Leben Sie wohl einstweilen. (Er hat Reutlingen, der durch die Mitte abgeht, bis an die Tür geleitet und kehrt langsam zurück.) Ich habe ihn verletzt. Aber warum mußte er sich auch in meine Angelegenheiten mischen! Ich brauche keine Vormünder. (Schritte in Gedanken.) Und doch — er hat recht — fast in allem recht. Namentlich was das Gut betrifft. Es ließe sich in der Tat emporbringen — ungemein emporbringen. Und er wäre ganz der Mann dazu! Ich könnte ihm ja vollständig freie Hand lassen. Ich will mir das noch überlegen. Aber jetzt — (nähert sich einem Fenster) jetzt noch einen Gang durch die heimatlichen Fluren, durch den dunkelnden Wald! Noch einmal will ich den Pfad dort hinan schreiten, den ich als träumender Knabe, als schwärmender Jüngling gewandelt — noch einmal will ich mit blutendem Herzen das Glück ermessen, das ich noch vor kurzem hier zu finden hoffte — und dann fort — fort! (Ab nach rechts.)

Verwandlung.

Aufsteigende Waldgegend. Der eigentliche Bühnenraum, der eine terrassenförmige Abstufung darstellt, ziemlich gelichtet, aber rechts und links durch Felsenpartien eingeengt. Im hochgelegenen Hintergrund

verdichtet sich der Wald, aus welchem — und zwar hinter der Szene rechts ausgehend — ein Pfad ganz nach vorn führt, wo er sich, wie angenommen wird, der Tiefe zuleitend, hinter die Szene links verliert. An der Felsenpartie rechts eine Art natürlichen Ruhesitzes unter schattendem Nadelholz.

Dritte Szene.

Marie, einen mit gemähtem Grase hoch angefüllten Tragkorb auf dem Rücken, kommt den Waldpfad herunter.

Marie (stehen bleibend und umherblickend). Da muß ich ein wenig rasten. (Indem sie sich der Felsenpartie rechts nähert und den Tragkorb über die Schulter gleiten läßt.) Es wär' freilich nicht mehr weit in den Hof hinunter; aber da gäb' mir die Bäuerin gleich wieder die Händ' voll zu tun, damit ich nur ja nicht Atem schöpfen könnt'. Und nachmittags muß ich ohnehin wieder herauf; denn so schwer ich mir auch jetzt schon zum zweitenmal aufg'laden hab', für die Kuh langt's doch nicht bis morgen. (Sie hat sich gesetzt, nimmt ihr Kopftuch ab und streicht sich das Haar aus der Stirn.) Wie's einem wohl tut im Schatten! Die Sonn' hat auch gar zu heiß gebrannt dort oben auf der Waldwiese. Aber wenn mich jetzt jemand da sitzen säh', möcht's gleich wieder heißen: was doch die Marie für ein faules Ding ist! — Mein Gott, wie gern tät ich alles! Wie gern möcht' ich mich plagen von früh bis in die sinkende Nacht, wenn nur die Leut' ein bissel Einsehn hätten. Aber wie man sich auch anstellt: keiner ist mit etwas zufrieden und jeder denkt nur dran, wie er einem das Leben sauer machen kann. (Pause, in Gedanken.) Da war's im Schloß doch ganz anders! Arbeit hat's auch g'nug geben; aber alles ist in der Ordnung gangen, wie sich's g'hört. Jedes das Seine. Und wenn man fertig war, hat man auch eine Stund' g'habt, wo man für sich hat nähen oder stricken können. Und die schönen Zimmer von den Dienstleuten — in den Schloßgarten hinaus! Wenn ich da so abends beim Fenster g'sessen bin

und in die Blumen g'schaut hab' — da ist mir völlig das Herz aufgangen. Und kein schlimmes Wort hat man vernommen, kein lautes Wesen. Denn der Baron hat's immer ganz still haben wollen. Nicht wie im Arzberghof, wo der helle Zank nie ausgeht, so daß man sich immer mit Angst und Zittern vorm kommenden Tag ins Bett legt .... (Pause.) Na, das nimmt ja jetzt ein End'! Aber wer weiß, was nachkommt. Bei des Lorenz Mutter werd' ich's wohl gut haben — aber wie lang' kann's denn dauern? Wir sind ja so arm, so blutarm — und da wird uns nichts übrig bleiben, als daß wir alle zwei wieder in Dienst geh'n. Dann hängen wir auch wieder von fremden Leuten ab — und das ist's, was ich ärger fürcht', als den Tod! (Sie birgt ihr Antlitz in den Händen und versinkt in Gedanken.)

Vierte Szene.

Sessenheim tritt links im Vordergrund auf und will den Pfad hinanschreiten.

Sessenheim (Marie bemerkend, für sich). Wer sitzt denn dort?

Marie (aufblickend). Jesus, der Herr Baron! (Springt auf und richtet sich zurecht.) Was soll ich denn jetzt nur — (Unschlüssig.) Schönen guten Tag, gnädiger Herr —

Sessenheim. Auch so viel, mein Kind. Du kommst mir bekannt vor.

Marie. Wird schon sein, Herr Baron. Ich bin ja die Marie, die im Schloß war zur Aushilf' —

Sessenheim. Ich erinnere mich. Ein so glückliches Gesicht, wie das deine, vergißt man nicht leicht.

Marie. Ein glückliches Gesicht?

Sessenheim. Nun ich meine — ein so hübsches, einnehmendes Gesicht. Aber warum blickst du denn mit einem Mal so traurig?

Marie. Weil ich recht traurig bin.

Sessenheim. Hm — (sie aufmerksam betrachtend.) Aber wirklich, deine Augen sind gerötet — — du hast geweint?

Marie (an die Augen fühlend). Hab' ich? Mein Gott, ich wein' so viel, daß ich's gar nicht mehr merk'.

Sessenheim. Aber das ist ja — — So sage doch, was du hast?

Marie (ablehnend). Ach —

Sessenheim. Ist dir ein Unglück begegnet?

Marie. Ein Unglück just nicht. Es wird mancher armen Dirn' so ergehn wie mir. Und am End' möchten der Herr Baron vielleicht denken: die hat auch keine b'sondere Ursach', traurig zu sein.

Sessenheim. Nun, man hat eigentlich immer Ursache dazu. Doch es wird dich schon etwas ganz Besonderes drücken — und das sag' mir, mein Kind.

Marie. Da müßt' ich viel erzählen.

Sessenheim. So erzähl' nur. Der Platz, wo du vorhin gesessen hast, ist recht einladend. Dort will ich mich niederlassen. (Setzt sich.) So. Und nun setz' du dich auch — da, mir gegenüber.

Marie. Ach nein — wie dürft' ich denn —

Sessenheim. Nun, wie du willst. Aber mach' keine Umstände. (Auf den Tragkorb weisend.) Ich sehe, daß du schwer getragen und dich hast ausruhen wollen — darin hab' ich dich gestört. Darum setz' dich nur.

Marie. Wenn der gnädige Herr wirklich erlauben — (Sie läßt sich auf die äußerste Kante eines Felsblockes nieder. In diesem Augenblick erscheint oben im Hintergrund Konrad. Er ist im Begriff, den Pfad herabzukommen. Jetzt erblickt er die beiden und bleibt wie erstarrt stehen. Dann zieht er sich eilig zurück.)

Sessenheim. Nun also, ich höre.

(Konrad erscheint noch einmal, wie um sich zu überzeugen, und verschwindet sofort wieder.)

Marie (steht wieder auf). Aber nein. Wie soll ich denn das alles erzählen? Wie käm' der Herr Baron dazu —

Sessenheim (faßt ihre Hand). Wie ich dazu käme? Wie ein Mensch, der Anteil nimmt an fremdem Leid.

Marie (ihn treuherzig ansehend). Ja, das muß wahr sein! Wenn man Sie so anschaut, glaubt man, man müss' Ihnen sein Herz ausschütten. Und seltsam ist's auch, daß ich grad' vorhin an Sie gedacht hab'.

Sessenheim. An mich?

Marie. Ja. Weil ich mich zurückerinnert hab' an die Zeit im Schloß. Ich hab's dort so gut g'habt.

Sessenheim. Siehst du! Laß dich daher nicht bitten. Aber zwingen will ich dich nicht.

Marie. Mein Gott, zwingen! (Indem sie ihren Sitz wieder einnimmt.) Also hören Sie, Herr Baron. Sie wissen, daß ich beim Arzbergbauer im Dienst bin —

Sessenheim. Nun, so ganz bestimmt weiß ich das nicht. Aber immerhin! Und bist du schon lange dort?

Marie. Lang' eigentlich nicht. Es ist überhaupt noch gar nicht so lang', daß ich dien'.

Sessenheim. Du hattest also früher nicht nötig, dir dein Brot selbst zu erwerben?

Marie. Nein; denn da war ich zu Haus.

Sessenheim. Und leben deine Eltern noch?

Marie. Die sind tot; g'storben alle beide in einem Jahr'. Und da ist's an den Tag kommen, daß unser klein's Anwesen verschuld't war. Es ist vom Gericht verkauft worden — und der Vormund, den sie mir aufg'stellt haben, der hat g'sagt: jetzt muß die Marie in Dienst geh'n, und da bin ich gangen.

Sessenheim. Zum Arzberger?

Marie. Nicht gleich. Ich war ja noch gar so jung und schwach. Der Vormund hat mich selbst zu sich ins Haus g'nommen. Er war Wittiber, und ich hätt' ihm sollen die

Kinder warten. (Nach einer Pause, errötend.) Aber ich hab' nicht dort bleiben können.

Sessenheim. So. Ich verstehe.

Marie. Dann bin ich in den nächsten Marktflecken kommen — zum Apotheker. Der war noch ein junger Mann. Aber seine Frau, die ihm die Apotheke zu'bracht hat, war viel älter — und da hab' ich wieder nicht bleiben können.

Sessenheim. Das war brav von dir.

Marie. Dann also bin ich im Arzberghof eing'standen. Der Frau hab' ich ganz gut g'fallen. Sie hat zwar g'meint, zur schweren Arbeit taugt' ich nicht recht. Weil sie aber im Sommer Stadtleut' ins Haus nimmt, so könnt' ich mich zur Bedienung besser schicken, als eine andere. Und so wär' auch für den Anfang alles in Ordnung g'wesen. Aber da haben sie im Hof einen Sohn, den Franz —

Sessenheim. Den Franz. Der hat sich natürlich in dich verliebt?

Marie. Nein; verliebt hat er sich nicht. Aber nach-g'stellt hat er mir in jeder Weis'. Und weil ich damals, damit ich im Haus keinen Unfrieden stift', dem Lorenz nichts davon hab' sagen wollen —

Sessenheim. Dem Lorenz?

Marie. Ja; dem Fuhrknecht im Hof. (Mit einiger Zurückhaltung, aber nicht verschämt.) Und sehen Sie, Herr Baron, der hat mich gern — und den hab' ich auch gern — und der will mich heiraten.

Sessenheim. Dem wolltest du also nicht sagen —

Marie. Nein, damit kein Unfrieden im Haus wird. So bin ich halt zur Frau gangen und hab' sie gebeten, sie möcht' sich in aller Still' ins Mittel legen, daß mir der Franz Ruh' gibt. Aber da bin ich schön ankommen! Losg'fahren ist sie auf mich wie der helle Teufel und hat g'schrien, was ich mir da einbild' — und was das für Lügen wären? Und hat mir augenblicklich den Dienst gekündigt.

Sessenheim. Nun — und der Lorenz?

Marie. Dem hab' ich's jetzt nicht mehr verschweigen können, und natürlich hat der auch gleich aufg'sagt. Seitdem hab' ich die Höll' im Arzberghof.

Sessenheim. Das glaub' ich. Und was werdet ihr denn jetzt beginnen?

Marie. Das ist's ja eben, daß wir nicht wissen — — Aber da kommt mir ein Gedanke, wie vom Himmel! (Aufstehend und die Hände zur Bitte faltend.) Ach, Herr Baron —

Sessenheim. Nun, was denn, mein Kind, was denn?

Marie. Schau'n Sie, Herr Baron, Sie könnten den Lorenz in Dienst nehmen. Bei der Wirtschaft braucht man ja immer Leut', die mit Pferd und Wagen umgehn können.

Sessenheim (sich erhebend). Daran ließe sich denken. Aber siehst du, das wäre eigentlich Sache meines Verwalters —

Marie. O, der Herr Verwalter möcht' schon zufrieden sein. Denn nicht, weil ich's sag' — aber der Lorenz ist ein Kutscher, wie nicht bald einer. Und mit der Zeit könnt' er vielleicht den Herrn Baron selber fahren. Er meint, wenn er einmal einen guten Platz hätt', so könnten wir ja auch heiraten. Einstweilen will er mich zu seiner Mutter geben; die hat vorm Ort eine Keusche.

Sessenheim. Das ist doch alles gar zu weitläufig. Und obendrein reise ich ja noch heute ab.

Marie (betroffen). Was! Sie reisen ab?

Sessenheim. Und wer weiß, wann ich wiederkomme.

Marie (niedergeschlagen). Das ist freilich —

Sessenheim. Aber könntet ihr euch denn nicht auf eigene Füße stellen? Ich meine: könnte der Lorenz nicht ein selbständiges Fuhrwerk betreiben? Ihr würdet euch schon fortbringen —

Marie. Freilich, freilich — — Aber mein Gott, wie sollt' denn der Lorenz beischaffen, was er dazu braucht?

Sessenheim. Nun, ihr müßtet ja nicht gleich großartig

anfangen. Du sagtest ja, daß seine Mutter ein Häuschen besitzt. Dem ließe sich ein Stall und eine Scheune anzimmern. Und ein kleines Grundstück würde sich in der Nähe wohl auch finden lassen —

Marie. Grundstück' genug jetzt, die man für wenig Geld in Pacht nehmen könnt'. Aber wir haben selbst das wenige nicht —

Sessenheim. Es müßt' euch eben jemand das Nötige geben —

Marie. Aber mein Gott, w e r denn?

Sessenheim. Frag' doch nicht, Närrchen. Ich will's euch geben.

Marie. Was? Sie? Nein, nein, nein.

Sessenheim (indem er ihr leicht das Kinn emporhebt und in die Augen blickt). Und warum denn nicht?

(Konrad erscheint zum drittenmal auf der Höhe, eilt quer über den Hintergrund und verschwindet hinter der Szene links.)

Marie. Nein, nein. Das möcht' ausschaun, als hätt' ich alles absichtlich erzählt, damit der Herr Baron —

Sessenheim. Mach' dir darüber keine Sorge. Meinst du, ich könne schlaue Berechnung nicht von ehrlicher Herzenseinfalt unterscheiden? Und wenn es auch so wäre, wenn du mir alles absichtlich erzählt hättest: der Arme hat das Recht, sein Leid zu klagen. Sei du nur ruhig. Ich will dir eine Anweisung an meinen Verwalter geben. (Zieht seine Brieftasche hervor und schickt sich an, auf ein Blatt zu schreiben; innehaltend für sich.) Aber wozu das? Reutlingen braucht gar nichts davon zu wissen. Es wäre nur wieder Wasser auf seine Mühle. Ich werde wohl so viel bei mir haben. (Nachsehend.) Freilich. (Nimmt einige große Banknoten aus der Brieftasche.) So, mein Kind, das wird für den Anfang genügen — und wenn ich zurückkomme, werde ich wieder nachfragen.

Marie (zögert das Geld zu nehmen.) Aber Herr Baron —

Sessenheim. Nimm nur, nimm!

Marie. Aber wie kann ich denn — so viel Geld —

Sessenheim. Und wenn es zehnmal mehr wäre! Du erweisest mir ja eine Wohltat, wenn ich dir's geben darf.

Marie. Ich — I h n e n?

Sessenheim. So ist es. Du wirst mich nicht verstehen — aber sieh: es gibt so viele Menschen, denen ich, durch Umstände gezwungen, ganz gegen meinen Willen Geld — unendlich viel Geld geben muß — Menschen, die nicht würdig sind, dir die Schuhriemen zu lösen: daß es für mich ein wahres Glück ist, wieder einmal jemandem, der es verdient, aus der Not helfen zu können.

Marie (fährt mit der Hand über die Stirn). Aber ich weiß gar nicht, wie mir zumut ist — was ich sagen soll —

Sessenheim. Du brauchst auch nichts zu sagen. Nimm — und sei glücklich! (Er drückt ihr das Geld in die Hand und eilt der Höhe zu, wo er hinter der Szene rechts verschwindet.)

Marie (nachrufend). Herr Baron! Herr Baron! — — Weg ist er — und da halt' ich das Geld in der Hand. Mein Gott, es ist mir völlig wie ein Traum! (Blättert in den Banknoten.) Eins — zwei — drei — vier — — So viel hab' ich mein Lebtag noch nicht g'seh'n. Und der Lorenz auch nicht — — Aber ich muß dem Baron nach — muß ihm doch wenigstens danken. (Schritte; dann innehaltend.) Aber nein: d e r will keinen Dank! Dem ist's g'nug, daß er weiß, was für ein gut's Werk er getan hat.) (Sich besinnend.) Jesus! Da vergess' ich ganz, daß ich in den Hof hinunter soll! Wie schad', daß der Lorenz g'rad heut wieder die Werkfuhr' hat — sonst könnt' ich ihm gleich um den Hals fallen und rufen: Da schau her! (Sie hält die Banknoten einen Augenblick wie triumphierend in die Höhe, dann birgt sie dieselben sorgfältig in ihren Brustlatz, nimmt den Tragkorb auf und eilt nach links hinunter. Der Vorhang fällt.)

Ende des zweiten Aktes.

Dritter Akt.

Auf dem Gichtturm des Hochofens. Die kurze Bühne stellt einen roh gemauerten, rauchgeschwärzten Raum vor, in welchem sich links seitwärts der Aufzug aus der Tiefe befindet. Hart am Rande desselben, auf zwei quer über die Bühne führenden Schienen, steht ein kleiner, kastenartiger Wagen (Hund), der mit Erz gefüllt ist. Rechts ein offener Ausgang. Dieser führt, wie angenommen wird, in der Richtung der Schienen zu einer Brücke, welche die Verbindung mit dem Ofen herstellt. Der Eingang in den Raum von außen befindet sich links neben dem Aufzuge. Im Vordergrund rechts eine Holzbank; in der Ecke auf dem Boden ein Wasserkrug. Im Prospekt schmale, luckenartige Fenster.

Erste Szene.

Martin sitzt rauchend auf der Bank. **Veit**, eben daran, den Wagen auf den Schienen nach dem Ausgang rechts zu schieben. Er verschwindet hinter diesem und bald darauf hört man den Inhalt des Wagens in den Ofen fallen. Dann schiebt Veit den leeren Wagen wieder zurück, den er, in der Mitte der Bühne angekommen, mit einem kräftigen Stoß auslaufen läßt.

Veit. So, das wär' g'scheh'n, und der alte Nimmersatt hat wieder für eine Weil' g'nug. (Pause, während welcher er zum Wasserkrug geht und trinkt.) Wo heut' die Ablösung bleibt? Im Ort haben sie schon längst Mittag g'läutet.

Martin. Na, vom Sepp ist man das Wartenlassen g'wohnt. Aber vom Konrad wundert's mich. Der ist sonst immer die Pünktlichkeit selber.

Veit. Mir scheint, da ist er schon.

Zweite Szene.

Konrad, rasch von links.

Konrad. Grüß Gott! Hab' ich euch warten lassen?

Martin (ist aufgestanden). Nicht der Red' wert. (Sieht ihn an.) Aber was ist denn mit dir? Bist ja ganz außer Atem —

Konrad (ausweichend, hastig). Na, bin wieder einmal im Wald g'wesen bei dem alten Heger. Und da hab' ich dann nimmer recht g'wußt, was die Zeit ist — und hab' tüchtig ausg'rissen —

Veit. Das wär' just nicht not g'wesen.

Martin. Zu unserm Sterz*) kommen wir noch immer früh g'nug heim.

Konrad. Na ja; aber dein Weib liegt im Kindbett. Also geht nur, geht!

Martin (zögernd). Ist ja der Sepp noch nicht da —

Konrad. Wer weiß, in was für einem Wirtshaus sich der wieder versitzt. Werd's derweil schon allein richten.

Martin. Also b'hüt Gott!

Konrad. Wann ist denn aufgeben worden**)?

Veit. G'rad jetzt. Ein halb's Stünd'l hast schon noch Zeit. B'hüt Gott! (Ab mit Martin.)

Konrad. Lebt wohl! (Allein.) Gott sei Dank, daß ich wieder da heroben bin und ein bissel zu mir selber kommen kann. Den ganzen Weg her ist's mir g'wesen, als hätt' ich Feuer unter den Füßen. (Auf und nieder.) Also war doch was an der Arzbergerin ihren Reden! Ich hätt's nicht für möglich g'halten! (Stehen bleibend, in Gedanken.) Wie zutraulich sie beieinander g'sessen sind! G'wiß eine Viertelstund' — wenn nicht länger — und wer weiß, wie lang schon, bevor ich sie erblickt hab'. Und den Stich, den's mir ins Herz geben hat! Losstürzen hab' ich wollen auf den Baron, wie er die Marie beim Kinn g'nommen hat! — Aber dann ist mir auf einmal so wohl zumut worden, so leicht — — Jubeln hätt' ich können, daß die Marie den Lorenz hintergeht! ... Und jetzt ist's auch wieder da, das G'fühl ... Nieder damit! Ich darf's nicht aufkommen lassen! (Zornig

*) Landesübliches Gericht aus Buchweizenmehl.

**) Die Nachfüllung besorgt worden.

aufstampfend.) Ich will nichts mehr wissen von der ganzen Sach'! Was geht's mich an? Was hab' ich dabei zu schaffen? Nicht denken darf ich mehr dran — und kein Mensch darf ein Wort davon erfahren. (An die Brust schlagend.) Vergraben muß ich's da hinein — (Auf und ab.) Aber wenn ich's genau nehm', so wär's eigentlich meine Pflicht, daß ich's dem Lorenz — — Nein! Nein! Was man nicht weiß, das macht einem nicht heiß. (Schritte; dann ausbrechend.) Aber eigentlich sollt' er's wissen, damit er Obacht gibt auf die Dirn'!

Dritte Szene.

Lorenz tritt links ein.

Lorenz. Grüß Gott, Konrad!

Konrad (zurückfahrend). Du, Lorenz —?

Lorenz. Na siehst, heut ist die Reih' an dir, zu erschrecken. Hast dir nicht verhofft, daß ich mein Versprechen so bald zur Wahrheit mach'. Ich selbst wohl auch nicht. Aber heut in aller Früh' war Auftrag von der Bahn da, wegen Erz. Und so fahr' ich schon den ganzen Vormittag ab und zu — und jetzt, bevor's heim geht, hab' ich mir gedacht: mußt doch nachschaun, ob der Konrad auf der Gicht ist.

Konrad (verlegen). Das ist schön, das ist schön. Aber ich kann dir hier oben nicht einmal was antragen. Nichts ist da, als ein Krug Wasser —

Lorenz. Das macht nichts; bin ja nicht deswegen kommen.

Konrad. Ich weiß, ich weiß — Aber setz' dich wenigstens nieder —

Lorenz. Auf einen Augenblick. (Setzt sich auf die Bank.) Und dann hab' ich dir auch gleich sagen wollen, daß es grad gestern wieder im Hof einen Streit geben hat.

Konrad. Gestern?

Lorenz. Ja. Kaum warst fort, ist die Marie herunter kommen, ganz außer sich über die Frau. Und wie wir so beieinander stehn und mir die arme Dirn' erzählt, was vor-g'fallen ist, kommt die Arzbergerin dazu. Das End' war, daß sie uns völlig vom Hof g'jagt hat. In vierzehn Tagen müssen wir gehn.

Konrad. Das ist ja gut — das ist ja gut —

Lorenz. Gut wär's schon. Und in der ersten Hitz' war's mir auch recht. Aber siehst, bei der Nacht ist mir das Ding im Kopf herumgangen — und da hab' ich mir gedacht, es ist doch ganz aus der Weis', daß man so mit Schimpf und Schand' aus dem Dienst geht —

Konrad. Eigentlich ja.

Lorenz. Es ist der Leut' wegen —

Konrad. Freilich, freilich. Und wie die Leut' schon sind —

Lorenz (aufstehend). Hast vielleicht was g'hört? Hat schon jemand drüber g'red't?

Konrad. Von wem sollt' ich denn jetzt schon was g'hört haben? Ich mein' ja auch nur die Leut' im Hof. Und gar die Arzbergerin mit ihrem bösen Maul —

Lorenz. Die soll mir nicht traun! Wenn mir was zu Ohren kommt, klag' ich bei G'richt.

Konrad. Die hat keine Furcht. Und wenn's unser Herrgott selber wär', dem sie was ang'hängt hat!

Lorenz. So. Hat sie uns vielleicht auch schon was ang'hängt? Was Ehrenrührig's — mir — oder der Marie?

Konrad. Na!

Lorenz. Was na? Ich seh', sie hat schon was vor'bracht. Bei dir vor'bracht! Ich will's wissen!

Konrad. Laß's gut sein!

Lorenz. Nein, so kommst du mir nicht los. Du weißt etwas — und wenn du mir's nicht sagst — so geh' ich schnurg'rad zur Bäuerin und stell' sie zur Red'!

Konrad. Na, wenn du's durchaus wissen willst — — Aber so mit einmal kann ich's nicht sagen. Muß dir alles der Reih' nach erzählen. Also, wie ich gestern im Hof beim Essen war, ist halt so die Red' auf dich kommen — und auf die Marie. Daß ihr jetzt aus dem Dienst geht — was mit euch werden wird — und was man schon so red't. Und wie ich g'sagt hab', daß ihr ja heiraten könntet, hat die Arzbergerin g'sagt: Heiraten? Die? Auf was denn? Und dann hat sie dazug'setzt: Die Marie soll hinaufgehn zum Baron, vielleicht gibt er ihr eine Aussteuer!

Lorenz. Eine Aussteuer? Wie käm' denn der Baron dazu?

Konrad. Sie hat halt g'meint — —

Lorenz. Was — was hat sie g'meint?

Konrad. Daß ihm die Marie ganz g'wiß g'fallen wird — du verstehst mich —

Lorenz. Verstehn?

Konrad. Und daß man ohnehin nicht wissen könnt', was schon in der Zeit vorgangen ist, wo sie zur Aushilf' im Schloß war.

Lorenz (in zitternder Erregung). Vorgangen? Was soll denn vorgangen sein!

Konrad. Na, wenn du mich jetzt noch nicht kapierst, kann ich dir auch nichts weiter mehr sagen.

Lorenz (ausbrechend). Da soll doch gleich das Donnerwetter! Das ist ja schändlich! Aber! Aber! Ich hab's damals völlig voraus g'sehn! Und nicht recht war's mir, daß die Marie ins Schloß hinauf sollt'! Weil ich aber noch nicht so weit war mit ihr, so hab' ich auch nichts dagegen sagen und tun können.

Konrad. Besser wär's freilich, wenn sie das Schloß niemals g'sehn hätt'.

Lorenz. Und wenn das am End' jetzt herumkommt —

Konrad. Herumkommen wird's schon.

Lorenz. Aber was kann man denn da tun? Etwas muß g'schehn. Es wär' ja schrecklich für die arme Dirn' — und auch für mich. Und das alles nur aus Bosheit von dem Weib, weil die Marie dem elendigen Hund, dem Franz, den Weg g'wiesen hat!

Konrad. Das hab' ich im Anfang auch gedacht. Dem Weib ist nichts heilig, hab' ich mir gedacht.

Lorenz. Im Anfang? Was soll denn das heißen? Und jetzt — denkst vielleicht jetzt anders?

Konrad (schweigt).

Lorenz. Warum red'st denn nicht? Schau' nicht weg! (Faßt ihn hart an.) Red', Konrad, sonst schüttel' ich dir die Seel' aus dem Leib.

Konrad (abwehrend). Na, na, nicht gar so wild! Hab' ich schon so viel g'sagt, kann ich das andere auch noch sagen. Und besser ist's: denn man kann die Sach' dann vernünftig bereden. Also hör' zu. (Lorenz hängt mit Spannung an seinem Munde.) Gestern, ich wiederhol's, hab' ich g'laubt, daß das G'red' von der Arzbergerin nichts weiter ist, als die reine Bosheit — da ist mir aber heut was ganz Seltsam's aufg'stoßen.

Lorenz (atemlos). Was Seltsam's?

Konrad. Siehst, ich war heut' wieder einmal im Wald d'rin bei dem Heger, zu dem ich öfter geh'. Das ist ein unglücklicher Mann. Sein Weib und seine Tochter hat er in einer Nacht verloren — weißt, an der neuen bösen Krankheit, die jetzt die Leut' im Hals kriegen. Und weil ich just auch nicht einer von den Lustigen bin, so red' ich gern mit ihm von Zeit zu Zeit eine Stund' oder zwei — das ist so meine Unterhaltung. So war's auch heut'. Und wie ich mich nachher auf den Heimweg mach' und über die Pichlerleh'n herunter will, seh' ich nicht weit von mir die Marie — mit dem Baron sitzen.

Lorenz. Mit dem Baron —

Konrad. Mir gibt's einen Ruck — ich kehr' um — und wieder in den Wald hinein. Aber da ist mir auf einmal g'wesen, als hätt' ich meinen Augen nicht traun sollen. Kehr' wieder um — und richtig: sie sitzen dort.

Lorenz. Sitzen dort —

Konrad. Auf das — ich weiß nicht, wie's kommen ist, renn' ich wieder in den Wald hinein — und geh' ein Stück Weg zurück. Und wie ich dann wieder um'kehrt bin und auf die Lehn' hinaus komm': steh'n der Baron und die Marie beieinander — und er — er nimmt sie g'rad beim Kinn —

Lorenz. So.

Konrad. Und da hat's mich wegg'rissen — und quer über die Lehn' bin ich — und die Felsen hinunter.

Lorenz. Das war nicht gut. Hätt'st warten sollen und sehen, was weiter vorgeht —

Konrad. Ja, ja; hast recht. Aber es war mir so, als tät' ich spionieren — und da hat's mich nicht g'litten —

Lorenz. Ich weiß nicht, wie mir auf einmal wird — — Himmelelement, Konrad, glaubst du, daß —

Konrad. Mein Gott, was soll ich glauben? Wenn ich früher nichts g'hört hätt' und hätt' die zwei beieinander g'funden, so hätt' ich mir wahrscheinlich nichts B'sonderes dabei gedacht. Der Baron muß ja die Marie kennen — und ein bissel Schöntun erlauben sich ja die Herrn —

Lorenz. Da hat sich aber nichts zu erlauben!

Konrad. Na, ich mein' nur. Es hätt' ja deswegen nicht g'rad' was Unrecht's zu sein brauchen. Aber so, offen g'standen, ist mir die Sach' nicht richtig vorkommen.

Lorenz (sein Halstuch lockernd). Du meinst also, daß es möglich wär' —

Konrad. Möglich ist's. Auch oft g'nug dag'wesen. War doch schon hin und wieder ein solcher Herr auf eine Dirn' vom Land derart versessen, daß er sie g'heirat't hat.

Und bei der Marie wär's kein Wunder. Ich brauch' dir nicht erst zu sagen, wie schön sie ist. Keine zweite in der ganzen Gegend.

Lorenz (verzweifelt). Ja! ja! ja! Vom Baron könnt' man's schon begreifen — aber daß die Marie — daß die Marie —

Konrad. Mein Gott, so eine arme Dirn'. Man könnt's ihr nicht einmal gar so verübeln —

Lorenz. So! Meinst? Ich aber sag' dir, daß es dann aus ist zwischen ihr und mir! Drum muß ich auch G'wißheit haben — und das gleich! Und wenn ich aus der Marie nichts herausbring' — geh' ich ins Schloß hinauf!

Konrad. Das wär' der richtige Weg, wenn du alles durcheinander und an die große Glocke bringen wollt'st. Kalt's Blut mußt b'halten und den Kopf oben — sonst wirst nie klug werden aus der G'schicht'.

Lorenz (hohnlachend). Kalt's Blut! In mir kocht's, wie in der Höll'. Alles zerreißen könnt' ich! Auf der Stell', wie ich heimkomm', muß mir die Marie Red' stehn!

Konrad. Nur das nicht, Lorenz! Bedenk' die Leut' im Arzberghof! Und dann — schau': wenn wir der Marie unrecht täten! Die Haar' müßt' ich mir ausraufen, daß ich dir was g'sagt hab'! Ich wollt' dir auch nichts sagen — hätt' dir auch nichts g'sagt, wenn du nicht g'rad' jetzt kommen wärst!

Lorenz (sich gewaltsam fassend). Na gut! Laß's sein! Ich werd' mich schon zusammennehmen. Gib mir einen Schluck Wasser. (Konrad holt den Krug und läßt ihn trinken.) Kannst dir ja denken, daß ich nicht gleich mit der Tür' ins Haus fall'. Aber jetzt b'hüt' Gott, b'hüt' Gott — (Will gehen.)

Konrad (ihn anfassend). Nein, nein, ich lass' dich nicht! So lass' ich dich nicht!

Lorenz (sich losreißend). Willst mich etwa mit G'walt zurückhalten? Da ging's dir übel. Verlaß dich drauf, ich werd' schon so ruhig sein, als ich kann. — (Im Abgehen.)

Konrad (ihm zur Seite). Und hörst — daß du nicht etwa der Marie sagst, ich hätt' dir — — möcht' nicht als Angeber vor ihr dasteh'n —

Lorenz (schon hinter der Szene). Nein! Nein!

Konrad (allein zurückkommend). Jesus! Jesus! Was hab' ich denn da ang'richt't? Rein umbringen könnt' ich mich! Aber der Teufel hat ihn auch gleich da herauf bringen müssen! Wenn er nur nicht am End' gar — (Schritte.) Ich hab' keine Rast und keine Ruh' — (Zu einem Fenster tretend.) Da sitzt er schon auf dem Wagen und haut in die Braunen hinein! (Auf und ab.) Ich muß ihm nach! Ich kann ja sagen, daß ich gestern im Arzberghof was vergessen hab' — meine Pfeif' — oder mein Messer. Ich muß wissen, wie die Sach' abgeht. Vielleicht trifft er die Marie nicht gleich und ich kann ihm noch zureden — (Schon im Abgehen, sich vor die Stirn schlagend.) Herrgott, da lief' ich weg, eh' noch der Sepp da ist — und derweil' tät' der Ofen ausbrennen! Es ist ohnehin schon die höchste Zeit. (Geht zum Aufzug, in die Tiefe hinabrufend.) He! Aufzug! Aufzug! — Kann gleich einen von da unten bitten, daß er derweil' für mich heraufgeht. (Verschwindet hinter der Szene links.)

Verwandlung.

Das Innere des Arzberghofes. Im Vordergrund rechts die Seitenansicht des Wohnhauses, zu dessen Tür einige Stufen hinanführen. Links Stall und Scheuer. In der Umfassungsmauer, über welcher ein Teil der landschaftlichen Umgebung sichtbar wird, ein offener Torweg. Ackergerät und dergleichen.

Vierte Szene.

Marie tritt aus dem Hause, geht an das Tor und blickt hinaus.

Marie. Noch immer kein Wagen zu sehn. (Pause; dann vorkommend.) Wie mir das Herz klopft vor Ungeduld! Leid

und Kummer kann man zurückhalten — aber die Freud', die will hinaus. (Wieder zum Tor.) Noch immer nicht! Und g'rad' jetzt wär's gut, wenn er' käm. Die Frau ist gleich nach dem Essen zum Müller hinüber — der Arzberger macht seinen Schlaf, und da könnten wir uns gleich so recht ausjubeln. — Aber richtig, der Franz ist d'rin. Ach was, der wird sich gleich forttrollen ins Wirtshaus. (Auf und ab.) Aber wart'! Den Lorenz werd' ich doch erst recht neugierig machen. Werd' nicht gleich alles heraussagen, nur so dergleichen reden von einem großen Glück. Und wenn er sich dann den Kopf zerbricht und auf dies zu raten anhebt und auf jen's: da fall' ich ihm um den Hals und — (Sie erblickt)

Fünfte Szene.

Franz, der aus dem Hause tritt. Er hat den Hut unternehmend aufgesetzt und kommt behäbig, die Hände in den Taschen, auf Marie zu. Diese wendet sich mit finsterer Miene ab.

Franz. Na, was drehst dich denn wie eine Windfahn', wenn du mich kommen siehst? So; jetzt wirst dich bald rundum gedreht haben. Gib nur acht, daß du nicht schwindlig wirst. — Willst nicht reden? Tut nichts. Mir kannst du's doch nicht wehren.

Marie (ohne ihn anzusehen). Ich wüßt' nicht, was Er mit mir zu reden hätt'.

Franz. Hast recht. Eigentlich sollt' ich gar nicht mehr reden mit dir. Könntest mich wieder bei der Mutter verklagen. Aber klag' zu! Es ist mir eins.

Marie. Ich bitt' Ihn, laß Er mich gehn.

Franz. Gehn? Wolltst ja gar nicht gehn. Wolltst ja da bleiben auf der Pass'. Wirst rot? Ich schau' dir schon eine Weil' vom Fenster aus zu, wie du dir am Tor die Augen herausguckst und dann wieder herumtrippelst, wie eine verlorene Henn'. Die kann ja den Lorenz heut gar nicht er-

warten, hab' ich mir gedacht; muß doch hinunter zu der Dirn' und ihr ein wenig die Zeit vertreiben.

Marie. Das hätt' Er können bleiben lassen.

Franz. Ja, das hätt' ich. Aber es ist mir grad in den Sinn kommen. Und was mir in den Sinn kommt, das tu' ich.

Marie (will gehen).

Franz. Streng' dir die Füß' nicht an. Wenn du weg gehst, geh' ich mit.

Marie. Wenn ich aber nicht will, daß Er mitgeht?

Franz. Um das frag' ich nicht. Wenn nur ich will. Du kannst mich jetzt einmal nicht von der Seite bringen. Bleib also hübsch da. Wenn wir den Wagen kommen hören, geh' ich schon.

Marie. Er ist ein boshafter Mensch. Ist auch was rechts, einer Dirn zu trotzen! Weil Er weiß, daß ich mich nicht wehren kann, drum tut Er's! Wenn die Frau zum Tor herein käm' möcht' Er schon laufen.

Franz. Sie kommt aber nicht. Doch weißt was? Du kannst ja um Hilf' rufen und den Vater aufwecken — weil der Franz ein ernst's Wort mit dir reden möcht'!

Marie. Aber was will Er denn eigentlich?

Franz. Zu deinem Glück will ich dir verhelfen.

Marie. Er?

Franz. Ja. In vierzehn Tagen mußt du ja mit dem Lorenz aus dem Dienst. Habt ihr schon einen andern?

Marie. Was kümmert das Ihn?

Franz. Aber euch kümmert's. Und ich will's machen, daß ihr keinen mehr braucht. Du sollst deinen Lorenz noch vor Michaeli heiraten.

Marie (spöttisch). Wirklich!

Franz. Ja, wirklich. Das heißt, wenn du g'scheit bist. Ich will Geld hergeben zum Anfang eurer Wirtschaft — und auch später noch hin und wieder aushelfen —

Marie. Das möcht Er?

Franz. Umsonst freilich nicht. Na, du weißt schon, was ich mein'.

Marie. Ich?

Franz. Na, na; verstell' dich nicht länger. Hast's doch nur darauf abg'sehn g'habt. Warst eine vernünftige Dirn'. Hast dir gedacht: dem Franz tu' ich so lang spröd', bis er sich zu was Ordentlichem herbeilaßt. Vielleicht hast gar glaubt, du bringst es dahin, daß ich dich zur Arzbergbäuerin mach'. Da hast dich freilich verrechnet. Aber wie g'sagt: auf eine Aussteuer soll's mir nicht ankommen.

Marie. Ich bitt' Ihn, red' Er nicht weiter!

Franz. Hast recht. Laß mich nicht lang mehr reden. Sag' ja — und ich will dir dann bloß die Banknoten rauschen lassen. (Frech zutraulich.) Es soll hoch hergehn, Mirzl, bei deiner Hochzeit! Die Saiten sollen an den Fiedeln reißen, wenn ich mit der Braut tanz'. — (Leiser.) Und Pat' will ich auch sein bei deinem Ersten.

Marie (vor Zorn bebend). Daß an Ihm nichts Gut's ist, hab' ich längst g'wußt; daß Er aber gar so niederträchtig wär' —

Franz (auffahrend). Niederträchtig? (Verbeißt's.) Bedenk', was du red'st, Marie. Ich will dir die Faxen noch verzeihn, weil ich weiß, daß sich das Weibsvolk nie g'nug tugendhaft anstellen kann. Aber nimm dich in acht!

Marie. Will Er mir vielleicht drohn? Nehm' Er sich in acht, daß ich von all dem nichts dem Lorenz sag'. Der könnt' sonst vergessen, daß Er der Sohn des Arzberger ist — und Ihn tüchtig — (Bezeichnende Handbewegung.) Aber fürcht' Er sich nicht: ich werd' nichts sagen. Es stünd' gar nicht dafür, daß sich der Lorenz über Ihn ärgert. Er verdient sonst nichts, als daß man Ihn vom Herzen veracht't.

Franz (ausbrechend). Verachten? Du mich verachten?! Bild' dir nur was ein auf deine Schönheit! Aber wart'! Du wirst schon anders ausschaun, wenn du eine Zeit herum-

gezogen bist mit deinem Lorenz. Der wird dich satt kriegen und laufen lassen. Dann wirst beim Arzberghof hin und her schleichen und glauben, daß dich der Franz mit offenen Armen aufnimmt. Aber dann heidi!

Marie. Glaubt Er? Und wenn mich der Lorenz zehnmal nicht mehr möcht' —: Er wär' der allerletzte, dem ich mich an den Hals würf'. Übrigens freu' Er sich nicht allzuviel aufs Laufenlassen. Denn (betonend) noch vor Michaeli sind ich und der Lorenz Mann und Weib.

Franz. So? Na gut, wenn euch der Pfarrer zusamm' gibt! Aber wie wollt ihr euch denn fortbringen? Verheirat'te Leut' nimmt kein Mensch in Dienst. Müßt in Taglohn gehn! Und dann ist die Zigeunerwirtschaft fertig. Und da seh' ich dich schon mit ein paar Kindern dort am Tor betteln. Aber die Hand soll mir eher abdorren, als sie dir einen Kreuzer reicht.

Marie. Und ich sag' Ihm: eher möcht' ich samt meinen Kindern, die mir Gott b'scheren soll, verhungern, als daß ich von Ihm nur einen Bissen Brot nähm'. Aber recht wär's Ihm! Er wird's nicht erleben. Denn wir werden keine Zigeunerwirtschaft anfangen, sondern eine ordentliche Wirtschaft. Und wenn der liebe Gott seinen Segen dazu gibt, können wir mit der Zeit vielleicht auch einen Hof haben.

Franz. Tut die groß! Wie wollt ihr denn das anfangen? Dazu braucht man Geld!

Marie. Das haben wir schon.

Franz. Werdet was Saubers haben! Vielleicht gar einen Hecktaler! (Lacht.)

Marie. Lach' Er nur! Aber damit Er sieht, daß ich nicht groß tu' — und damit Er sich rechtschaffen ärgert: so schau Er einmal her! (Nimmt das Geld aus dem Brustlatz.) Das ist wohl fürs erste g'nug.

Franz (betroffen). Schau, schau. Woher hast denn du das viele Geld?

Marie. Das kümmert Ihn nicht. Wenn ich's nur hab'! (Steckt es wieder zu sich.)

Franz (lauernd). Es ist dir wohl vom Himmel herunter g'fallen?

Marie. Ja, vom Himmel kommt das Geld. Das kann Er mir glauben.

Franz. G'scheh'n keine Wunder mehr heutzutag'.

Marie. Doch, doch, sag' ich Ihm! Unser Herrgott läßt noch gute Menschen auf der Welt sein.

Franz (forschend). Also hat dir's jemand g'schenkt?

Marie (kurz). Ja.

Franz. So. Den möcht' ich kennen, der einem nur so die Hunderter schenkt. Muß ein seltener Vogel sein. Entweder du hast das Geld g'stohlen —

Marie (schreiend). Was!

Franz. Nein, nein; g'stohlen hast's nicht. Wärst wohl sonst nicht so dumm, es herzuzeigen. Aber dann kannst du's nur — (lauernd). Hast es vielleicht gar vom Baron 'kriegt?

Marie. Er verdient eigentlich gar keine Antwort mehr. Damit Er aber nicht lang irr' geht, so sag' ich Ihm: Er hat's erraten.

Franz. So. So. Also richtig. Vom Baron! Na freilich, so viel hätt' ich mir's nicht können kosten lassen. Aber da geht mir auch mit einmal ein Licht auf. Also deswegen hast du gegen mich so sittsam getan — und mich bei der Mutter verklagt? Deswegen war gestern der Lorenz so keck mit ihr! Denn der wird wohl wissen von der großen Aussteuer. Kann seine Freud' dran haben! Will ihm Glück wünschen, sobald ich ihn seh'. Na b'hüt' Gott, b'hüt' Gott! (Höhnisch lachend ab durchs Hoftor.)

Marie (vor Entsetzen einen Augenblick starr, dann Schritte). Franz! Hör' Er! Franz! — Er ist fort, der Niederträchtige — und ich steh' da wie eine arme Sünderin. Seine schändlichen Wort' haben mir völlig das Blut stocken g'macht. Und

jetzt — (Ans Herz greifend.) jetzt schlagt's da drin so laut, so ängstlich — — Jesus! Wenn noch jemand so denken könnt' wie der Franz! Aber nein — nein! Nur der elende Mensch war's imstand'. Er ist so verdorben in Grund und Boden, daß er nimmer begreift, wie ein anderer gut sein kann. (Auf und ab.) Aber mit meiner Freud' ist's schon aus. Es g'schieht mir recht, ganz recht! Warum hab' ich's auch just dem sagen müssen? Und noch eh's der Lorenz weiß? Aber hab' ich's denn sagen wollen? Hat er mir's nicht ordentlich heraus g'rissen? — Das Glück war zu groß; es hat was kommen müssen, das es mir verschänd't! (Lauscht.) Da hör' ich schon den Wagen. (Mit der Hand über die Stirn.) Ist mir doch, als könnt' ich dem Lorenz nicht mehr frei in die Augen schaun. (Nähert sich dem Tor; der Wagen hält draußen.)

Sechste Szene.

Lorenz tritt durchs Tor.

Marie (mit erzwungener Unbefangenheit). Grüß Gott, Lorenz! (Für sich.) Mir schnürt's das Herz zusammen.

Lorenz (für sich). Ich hab' die Brust voll zum Zerspringen —

Marie. Lorenz —

Lorenz (für sich). Weiß nicht, was ich sagen soll. Hab' mir doch alles ausgedacht beim Herfahren — und jetzt find' ich kein Wort.

Marie. Du hast mir ja noch nicht einmal die Hand geben — (Will ihn daran fassen.)

Lorenz (zieht seine Hände zurück).

Marie. Aber was ist dir denn? Hab' mich schon so g'freut auf dich — grad' heut — und jetzt schaust mich gar nicht an. Hast vielleicht wieder einmal Verdruß g'habt bei der Fuhr'! Laß's sein! (Pause.) Du Lorenz — (Macht sich mit ihrer Schürze zu tun.)

Lorenz (ohne sie anzusehen). Was?

Marie. Lorenz, wenn du wüßtest —

Lorenz. Vielleicht weiß ich mehr, als du glaubst.

Marie (mit erzwungener Scherzhaftigkeit). Geh'! (Für sich in größter Angst.) Mein Gott, wenn er den Franz draußen getroffen hätt' — und der ihm —

Lorenz (sie scharf betrachtend). Was hast du denn? Du bist ja ganz blaß.

Marie. Blaß? Warum nicht gar! Es ist nur, weil —

Lorenz. Du kein gut's G'wissen hast!

Marie (für sich). Jesus! Er weiß's schon! (Sich zur Festigkeit zwingend.) Warum sollt' ich denn kein gutes G'wissen haben?

Lorenz. Ich seh' dir's am G'sicht an!

Marie (mit plötzlicher Fassung, fest). Das ist nicht wahr. Dir hat jemand was g'sagt! (Gespannt.)

Lorenz. Kann sein!

Marie. Und du könnt'st glauben —

Lorenz. Jetzt erst recht!

Marie (außer sich). Lorenz! Lorenz! Nein, es ist nicht möglich!

Lorenz. Ich hätt' nicht gedacht, daß du so wenig Lieb' für mich hätt'st — und so wenig auf deine Ehr' schaust —

Marie (mit ihrem Unglück beschäftigt). Wenn das der Baron wüßt'!

Lorenz (ausbrechend). Der wird doch nicht glauben, daß es mir eine Freud' macht, wenn du mit ihm draußen im Wald sitz'st!

Marie (überrascht). Das weißt du?

Lorenz. Aber er muß mir Red' und Antwort geben! Er soll nicht meinen —

Marie. Das wär' noch, daß du ihn beleidigst! Ihn, der glaubt, daß er uns beide mit dem Geld glücklich macht!

Lorenz. Geld!?

Marie. Nun ja —

Lorenz (bebend). Was für Geld?

Marie. Du fragst? Und doch — — Ja, wie ist mir denn? (Fährt mit der Hand über die Stirn.)

Lorenz (faßt sie hart an). Was ist's mit dem Geld? Red'!

Marie. Aber mein Gott, der Baron ist mir heut im Wald begegnet — und weil er mich freundlich ang'red't hat, so hab' ich ihm dann auch erzählt, daß wir einander gern haben — daß wir aus dem Dienst müssen —

Lorenz (der sie noch beim Arm hält). Hast du dabei auch so am ganzen Leib gezittert, wie jetzt?

Marie. Und da hat er mir, auf daß du selber ein Fuhrwerk anfangen könnt'st — das Geld da — (Zieht es heraus und zeigt's) g'schenkt —

Lorenz. Jesus Maria! (Schlägt sich die Hände vor's Gesicht.)

Marie (ganz ratlos). Aber schau, Lorenz — es ist ja wie ein helles Wunder vom Himmel —

Lorenz. Versündig' dich nicht noch mehr! Das Geld kommt aus der Höll'! Es ist dein — (Verschluckt das Wort.)

Marie. Aber Lorenz —

Lorenz (mehr für sich, ohne auf sie zu achten). Also hat die Arzbergin doch recht g'habt!

Marie. Die Arzbergerin?

Lorenz. O, es ist nichts so fein g'sponnen, es kommt an die Sonnen! Schau: von dem Geld hab' ich nichts g'wußt. Du selber hast dich verraten!

Marie. Verraten? Ich? Hab' ich denn nicht voller Freud' auf dich g'wart't, um dir das Geld zu zeigen?

Lorenz. Voller Freud'? Hast nicht danach ausg'schaut!

Marie. Das war, weil — weil — (Für sich.) Mein Gott, ich darf's ja gar nicht sagen, daß noch ein anderer das nämliche glaubt.

Lorenz. Mit allerhand schönen Worten hast mir's viel=leicht in die Seel' hinein schmeicheln wollen! Deinen Sünden=lohn für eine Wohltat ausgeben, daß ich noch in meiner Un=

schuld dran teil g'nommen — und mich gar noch beim Baron bedankt hätt'! Aber da war Gott für! (Er faßt Marie wieder rauh beim Arm; diese bricht in ein leises Weinen aus.) Der Baron kann dich jetzt gleich hinauf nehmen in's Schloß. Da braucht ihr euch nicht erst im Wald zusammen zu finden — Könn't gleich — (Sie von sich stoßend.) Geh' du mit deinem (Verschluckt's; dann ausbrechend) deinem Schandgeld!

Marie (im Tiefsten verletzt, faßt sich plötzlich und trocknet rasch ihre Tränen). Lorenz — das soll dir Gott verzeihn! (Schnell ab ins Haus. Lorenz sieht ihr betroffen nach.)

Siebente Szene.

Konrad erscheint am Tor.

Konrad (mit unterdrückter Stimme hineinrufend.) Lorenz — Lorenz —

Lorenz (sich wendend. Du, Konrad? Kommst wie g'rufen!

Konrad (eintretend, atemlos). Ich hab's nicht ausg'halten. Ich bin dir nach — hab' sehen müssen, was du —

Lorenz. Gut war's. Ich brauch' jetzt jemand, dem ich mein Herz ausschütten kann. Und du bist der einzige. Vor mir dreht sich alles — ich weiß nicht mehr, wo ich bin. Sei du vernünftiger. Hör' mich an, Konrad. (Gedämpft.) Die Marie hat vom Baron Geld bekommen.

Konrad. Also wirklich —

Lorenz. Viel Geld —

Konrad. Viel Geld —

Lorenz. Die Marie sagt, er hätt' ihr's bloß deshalb g'schenkt, weil wir, sie und ich, so arm sind —

Konrad (rasch und gezwungen). Glück zu! Jetzt könnt ihr heiraten!

Lorenz (sieht ihn an). Das kommt dir nicht vom Herzen.

Konrad (blickt zu Boden).

Lorenz. Ich versteh' dich. Ich hab ihr nicht unrecht getan.

Konrad (mit sich selbst im Kampf). Vielleicht doch! Schau,

du weißt, daß ich vorher selber — aber wenn's ich jetzt so bedenk' — — Es kann ja sein, wie sie g'sagt hat. Der Baron ist in der Gegend bekannt als freigebig — und eigentlich — schau: ich kann mir's nicht vorstellen, daß sich die Marie so weit sollt' vergessen haben —

Lorenz. Es ist schrecklich zu denken!

Konrad. Wahnsinnig könnt' man drüber werden! Aber Lorenz: es ist was Eigenes um eine Dirn'. Schau, ich mein': wenn ich mit einer so innig wär', wie du mit der Marie — ich müßt' ihrs aus den Augen lesen können, ob sie noch rein und unschuldig ist.

Lorenz (dumpf). Die Marie ist's nicht mehr.

Konrad. Lorenz! — Versteh' ich dich?

Lorenz (wendet sich mit gesenktem Haupte ab).

Konrad (schreiend). Dann hast du die Marie auf dem G'wissen! (Besinnt sich und bricht in ein Gelächter aus.) Unsinn! Nichts hast auf dem G'wissen! Gar nichts! Es ist ja der Welt Brauch so!

Achte Szene.

Franz kommt durchs Tor herein.

Franz. Na, was habt denn ihr zwei da miteinander auszumachen? (Zu Konrad.) Und was suchst denn du heut im Hof? (Zu Lorenz.) Und du — laß'st die Pferd' draußen ang'schirrt am Wagen? Mach', daß du sie hereinbringst!

Lorenz (wendet sich unwillig zum Gehen).

Franz. Schau mich nicht so an, du!

Lorenz. Schau'n kann jeder, wie er will!

Franz. So? Der Hochmut! Aber richtig! Es geht dir g'wiß schon die Aussteuer von deiner Dirn' im Kopf herum und treibt dir den Kamm in die Höh'!

Lorenz. Was red't Er da?

Franz. Ist dir wohl nicht recht, daß ich's weiß. Glaub's! Aber kann ich dafür, daß sich die Dirn' noch

prahlt damit? Die versteht's! (Weidet sich an der Verwirrung des Lorenz.) Na, der Baron ist halt ein mitleidiger Mann. Ein rechter Guttäter. Und das Danken hat er dir auch noch erspart — wenn du dich nicht vielleicht schon bedankt hast. Denn grad jetzt ist er, wie ich vernommen hab', mit der Eisenbahn fortg'fahren. Kannst sie noch pfeifen hören! Ich wünsch' dir Glück! Wird eine lustige Hochzeit werden — und der Konrad Brautführer. Ihr zwei könnt' euch jetzt die Händ' geben! (Ab ins Haus.)

Lorenz (der inzwischen mit Scham und Wut gekämpft und die letzten Worte in seiner Aufregung nicht mehr aufgefaßt hat, will ihm mit geballten Fäusten nachstürzen; besinnt sich aber. Dann schlaff und gebrochen): Jetzt ist's aus.

(Konrad starrt zu Boden. Der Vorhang fällt.)

Ende des dritten Aktes.

Vierter Akt.

Ärmliche Hüttenstube.

Erste Szene.

Lorenz sitzt im Vordergrund rechts an einem Tisch, den Kopf auf die Hand gestützt. Auf der anderen Seite, in einem alten Lehnstuhl, die **Mutter.** Diese lauscht mit jener Spannung, wie sie Blinden eigentümlich ist, zu ihm hinüber. Pause.

Mutter (leise). Lorenz — (etwas lauter) Lorenz — — Er hört mich wieder nicht.

Lorenz (bewegt sich auf seinem Stuhl und stößt einen tiefen Seufzer aus).

Mutter. Das zerreißt mir das Herz! So geht's Tag für Tag. Ich ertrag's nicht länger. Mein Gott, was für

ein schweres Los, wenn man sein Kind nicht ordentlich sehn kann! (Sie steht auf, nähert sich leise und legt ihm die Hände auf die Schultern.)

Lorenz (aufschreckend). Will die Mutter was?

Mutter. Wissen will ich, was dir fehlt! (Befühlt sein Gesicht.) Und die heiße Stirn! (Er zieht ihre Hände weg.) Hast denn gar kein Erbarmen mit deiner Mutter? Denkst nicht, was für eine Angst ich aussteh'?

Lorenz. Quäl' mich die Mutter nicht! Wie oft soll ich Ihr's noch sagen, daß ich g'sund bin, ganz g'sund.

Mutter. Wer g'sund ist, der ist nicht so traurig.

Lorenz. Man kann nicht alleweil' singen und springen.

Mutter. Das freilich nicht. Aber den ganzen Tag vor sich hinbrüten, seufzen und Atem schöpfen, als würd' ihm die Luft zu schwer: das tut keiner, den das Leben freut. — Du bist an Arbeit g'wöhnt, Lorenz — warum suchst du dir keinen Dienst?

Lorenz. Was Sie sich auch darum kümmert! Wir leiden keine Not, denk' ich. Noch ist erspart's Geld da. Wenn's gar ist, werd' ich schon schaun.

Mutter. So hast nicht gedacht, als du noch — mit der Marie —

Lorenz (heftig). Nenn' Sie mir den Namen nicht!

Mutter. Ja, da zuckst auf! Das ist deine Krankheit! Und wenn du auch hartnäckig schweigst — und ich nur selten aus den vier Wänden da komm' — es dringt doch allerhand zu mir herauf —

Lorenz (dumpf). Wenn's die Mutter weiß, so weiß Sie's. Erzähl' Sie mir nur nicht meine eigenen Gedanken vor.

Mutter. Lorenz, schau — ich könnt' dich vielleicht trösten — könnt' dich aufrichten — schütt' mir dein Herz aus!

Lorenz. Mutter, verschon' Sie mich —

Mutter. Soll ich denn noch in meinen alten Tagen an dir Kummer erleben? Du bist ja mein alles! Von den

drei Kindern, die ich mit Schmerzen geboren hab', bist du mir allein erhalten blieben. Und du warst immer ein guter, ein braver Bursch — hast für mich g'sorgt von der Zeit an, da mein Augenlicht schwächer und schwächer worden ist. Und jetzt sollt' ich dir auf einmal fremd sein?

Lorenz. Mach' mich die Mutter nicht weich. Was Sie mir ist, weiß Sie. Aber es tut mir weh, wenn ich von der Marie reden soll. Also laß Sie's jetzt sein. Es wird schon alles — alles anders werden.

Mutter. Mit Gottes Hilf', Lorenz, mit Gottes Hilf'. (Zögernd.) Schau, es ist Sonntag heut; du sollt'st mit mir in die Kirche hinunter —

Lorenz. Das kann ich nicht. Dort säh' ich Menschen — ich will keine Menschen sehn.

Mutter (niedergeschlagen). So werd' ich halt allein gehn mit meinem Stecken; er hat mich oft g'nug hing'führt. Ich fürcht', Lorenz, du hast, wie jetzt alle jungen Leut', keinen Glauben mehr, sonst würd' ich dir sagen: unser Herrgott sieht und hört uns überall; bet' hier in der Kammer, derweil' ich unten für dich vorm Altar knie. (Leises Glockengeläute von außen.) Da läuten sie schon zusammen. (Nimmt aus einer Ecke ihren Stab.) B'schütz' dich Gott, mein Kind. (Schritte, dann wieder zurück.) B'schütz' dich Gott! (Macht das Zeichen des Kreuzes über ihn und geht ab.)

Lorenz (nach einer Pause aufstehend). Ja, das gute Weib kann beten! Ich wollt', ich könnt's auch noch, wie als kleiner Bub, wo's mich immer vor Andacht g'schauert hat, wenn ich nur vor der Kirche vorbeikommen bin. Hast recht, arme Mutter: ich hab' keinen Glauben mehr. Seit ich an der Marie irr' worden bin, ist mir's wie einem, der sich bei finsterer Nacht im Wald vergangen hat. Was bleibt ihm übrig, als daß er wart't, bis es Tag wird. Tag!? Für mich kann's nie mehr Tag werden! (Wirft sich wieder auf den Stuhl.) Das unselige Geld! Durch mein ganzes Elend hör'

ich immer ihre letzten Wort': Lorenz — das soll dir Gott verzeih'n! Und da packt's mich — als sollt' ich hin zu ihr — vor ihr auf die Knie fallen und rufen: Marie, du bist unschuldig! Aber dann kommen wieder die schwarzen Gedanken, ich hör' die Leut' reden — seh' das teuflische G'sicht des Franz — er lacht höhnisch — und mit ihm die ganze Welt!

Zweite Szene.

Marie hat inzwischen leise die Tür geöffnet und ist auf der Schwelle stehen geblieben.

Marie. Lorenz —

Lorenz (springt auf). Du! (Muß sich am Tisch halten.)

Marie. Ich, Lorenz. (Tritt herein.)

Lorenz (in ihren Anblick versunken). Blaß wie der Tod. (Sich halb abwendend.) Was willst du denn da, Marie?

Marie (ruhig und ernst). Dich trösten. Ich weiß, daß du viel Kummer hast meinetwegen.

Lorenz (macht eine ablehnende Bewegung).

Marie. Mein Herz sagt mir's. Und wie ich fühl', daß ich nicht leben könnt' ohne dich, so muß's dir auch sein. Wir g'hören einander an bis zu unserer letzten Stund'.

Lorenz (unwillkürlich, dumpf). Bis zu unserer letzten Stund'.

Marie. Schau Lorenz, an dem Tag, wo du mich mit Schimpf und Schand' überhäuft hast, da ist mir g'wesen, als könnt' ich dich nicht mehr anschaun — als dürft' ich dir nie verzeihn, daß du mich für schlecht g'halten hast. Aber später hab' ich immer mehr eing'sehn, daß du dir damit selber am meisten weh getan — und daß alles Elend, das wir beide zu tragen haben, nur eine Straf' vom Himmel ist.

Lorenz. Eine Straf' —

Marie. Ja, Lorenz. Denk' an unsern ersten Ausgang. Es war Sonntag — wie heut. Du hast mich zur Tanzmusik führen wollen; ich aber hab' nicht mögen — und so sind wir Hand in Hand der Schneealm zugangen. Je weiter

wir kommen sind, desto stiller und einsamer ist's um uns worden — nur die Kläng' vom Tanzboden herauf sind uns ganz leis nachg'schlichen, als wollten sie uns zurückholen. Endlich waren wir bei der Schlucht ankommen, wo das Kreuz steht. Dort hast mich um den Leib g'nommen und hast mich hinunter schaun lassen in den Abgrund. Schauerlich ist's g'wesen; der Gießbach hat heraufg'rauscht — und wie ich mir schwindlig die Augen zug'halten hab', hast g'rufen: ja, Marie, da will uns der Tod bei den Füßen packen und hinunterziehn — wir aber wollen leben! Und hast mich zurückg'rissen — und hast mir den Mund mit dem deinen verschlossen...... In dem Augenblick, Lorenz, ist unser guter Engel von uns g'wichen. Wir haben's später alle zwei g'fühlt — denn wir haben uns beim Rückweg kaum getraut, einander anzuschaun — oder ein Wort zu reden.

Lorenz (dumpf). Warum weckst du mir die Erinnerung —

Marie. Und so ist's auch kommen, daß du, dem ich damals meine Ehr' g'opfert hab', mich jetzt ehrlos glauben mußt. Aber unser Herrgott kann nicht wollen, daß es länger so bleibt. Wir haben ja alles schwer gebüßt in der Zeit, die wir von einander getrennt waren. (Innig.) Lorenz! Schau' mich an! Umarm' mich wieder wie früher — und sag' wieder: Du meine Marie!

Lorenz (halb hingerissen). Wenn ich's könnt'!

Marie. Du kannst's! Du mußt's können! Schon deiner selbst wegen. Bei unserm ersten Ausgang, Lorenz, schwör' ich dir's: ich bin schuldlos!

Lorenz (im Kampf mit sich selbst). Du zerreiß'st mir das Herz! Wie oft sag' ich mir nicht das nämliche! Und doch kann ich den Verdacht nicht losbringen. Und wenn ich's auch imstand wär', — die Leut' würden ihn mir immer wieder in den Kopf hinein jagen. Denn überall, wo wir uns möchten seh'n lassen, würden sie mit Fingern auf uns weisen. Ich geh' auch deswegen nicht vor die Tür.

Marie. Die Leut' glauben das Schlechte, weil sie selbst schlecht sind. Du aber solltest anders denken. Frag' dich einmal selber: ob du nicht jemandem etwas Gut's erweisen könntst ohne allen Eigennutz?

Lorenz. Das weiß ich nicht — — (Nachdenklich.) Vielleicht könnt' ich's —

Marie. Warum also scheint's dir von einem andern unmöglich? Warum denn grad vom Baron?

Lorenz (indem sich seine Miene verfinstert). Vom Baron —

Marie. O, wenn er jetzt da wär'! Wenn er säh' — — Ich hab' ihm schon wollen einen Brief schreiben lassen nach Italien hinunter — aber ich hab's nicht über's Herz gebracht. Wie's auch wird: er soll's nie erfahren, was er für ein Elend ang'richt't hat.

Lorenz. Ja, das hat er! Sei's, wie's sei! Und deswegen verfluch' ich ihn auch!

Marie (schreiend). Lorenz!

Lorenz. Da wird nichts besser mehr! Denn wenn er jetzt gleich vor uns stünd' — könnt' ich glauben, daß er die Wahrheit red't? Und siehst: es war doch alles nur deine Schuld. Warum warst du so kleinmütig — so ganz ohne Hoffnung und Vertraun auf mich? Warum hast du ihm gleich alles erzählen müssen? Und wie's auch g'wesen ist: das Geld hätt'st nie — nie nehmen sollen!

Marie. Ja, da hast recht. Mein G'wissen hat mir's auch schon g'sagt. Ist mir's doch damals gleich g'wesen, als möcht' mir mit dem Geld was auf die Seel' fallen. Hab' ich doch dem Baron nach wollen — ihn zurückrufen — — Aber wo soll ein armer Mensch die Kraft hernehmen, wenn so was Unverhofft's über ihn kommt! Und wenn ich auch g'fehlt hab', daß ich das Geld g'nommen — und auch g'fehlt, daß ich dem Baron unsere Not 'klagt hab': ein Verbrechen war's nicht. Drum will ich auch nicht, daß wir's wie ein Verbrechen büßen — wir — und unser unschuldig's Kind.

Lorenz (aufschreiend). Unser Kind?!

Marie. Unser Fleisch und Blut, Lorenz! (Sich an ihn klammernd.) Schau, die Welt ist groß! Laß uns weit — weit weg von hier — von den bösen, schadenfrohen Leuten. Denn die waren es eigentlich, die das ganze Unheil über uns gebracht haben. Dann wirst du auch alles vergessen! Dann wirst du deiner armen Marie verzeihn, daß sie kleinmütig war —

Lorenz. Meinst? Für uns gibt's nichts mehr — und wenn wir bis an's End' der Welt gingen! Denn wenn mich auch niemand an unsere Schand' mahnen würd': so wär' doch das Kind da, von dem ich nicht wüßt' — — Nein, nein, Marie, wir sind g'schieden — g'schieden auf ewig! (Wirft sich auf den Stuhl und fällt mit dem Oberleib auf den Tisch, das Antlitz in den verschränkten Armen bergend.)

Marie. Du mein Gott! (Pause. Ferne Orgelklänge werden hörbar. Die Hände faltend.) Allmächtiger! Sie nennen dich ja auch den Allgütigen! So schau jetzt herunter auf zwei arme, trostlose Menschen! Laß sie nicht vergehn in Jammer und Schmerz! (Pause; dann nähert sie sich Lorenz.) Hörst du die Orgel? Unten in der Kirche beten sie voll Hoffnung und Vertraun. Du, Lorenz, verzweifelst. Ich aber darf's nicht. Es muß etwas geben, das dich überzeugt — sonst wär' keine Gerechtigkeit mehr im Himmel und auf Erden! (Sie eilt hinaus. Lorenz erhebt sich halb, wie in der Absicht, sie zurückzurufen; fällt aber wieder in seine frühere Lage zurück. Pause. Die leisen Orgelklänge dauern fort.)

Dritte Szene.

Konrad atemlos herein

Konrad. War die Marie da?

Lorenz (blickt auf und nickt).

Konrad. Bin ihr just vor der Hütte begegnet. Sie

ist an mir vorüber, als wär' sie — (Gebärden, ihre Verstörung bezeichnend. Dann mehr für sich.) Arm's Ding!

Lorenz (seufzt auf).

Konrad (vor sich hinredend). Und wie sie ausschaut! Hat recht abg'nommen, seit sie vom Hof weg ist. Soll auch in einem fort weinen.

Lorenz (tonlos). So.

Konrad. Die Leut' haben mir's g'sagt, bei denen sie jetzt wohnt. Kommt auch gar nicht über die Schwell' — nur heut — — Aber das wirst du ja alles schon wissen.

Lorenz (wie früher). Nichts weiß ich.

Konrad. Nichts? Warum war sie denn dann heroben? Hab' mir gedacht, sie hätt' alles ang'wend't, dir das Herz schwer zu machen. Hätt' dich beschworen, du sollst sie nicht verlassen —

Lorenz. Das hat sie.

Konrad (gespannt). Und du?

Lorenz. Ich hab' ihr g'sagt, daß wir auf ewig g'schieden sind.

Konrad. Das hast übers Herz 'bracht?

Lorenz. Ich hab's.

Konrad. Schau', wenn sie so vor mir g'standen wär', blaß und verweint — der lebendige Jammer — ich hätt' sie nicht von mir stoßen können.

Lorenz (aufspringend). Mach' du mich auch noch verrückt! Ich weiß am besten, was es mich 'kost't hat und noch kosten wird. (Ihn am Arm fassend, leise.) Wär' nicht das arme blinde Weib — und hing' nicht ihr Leben an dem meinen — ich wüßt', was ich zu tun hätt'. — Es hat sein müssen. Und jetzt bitt' ich dich, Konrad, kein Wort mehr d'rüber.

Konrad. Gut, gut. Nur noch eins. Sag' mir ehrlich und offen: hast du keinen Haß auf mich?

Lorenz (sieht ihn an; nach einer Pause). Nein.

Konrad. Bist ein guter Mensch! Einem andern wär' ich längst ein Dorn im Aug' —

Lorenz. Laß das gut sein. Du hast's ehrlich g'meint. Danken kann ich dir freilich nicht. Aber hassen — nein, ich hass' dich nicht.

Konrad. Nimmst mir einen Stein von der Brust. Denn schau', ich mach' mir selber die größten Vorwürf', daß ich damals — — Ich leid' mit dir — und ich leid' mit der Marie. Wenn die im Arzberghof ihr giftig's Maul ausschütten, möcht' ich vor Wut auf alle losstürzen. Merkwürdig, wie die G'schicht' herumkommen ist! Im Ort hat man's natürlich gleich g'wußt; die Almleut' haben auch nicht erst heruntertreiben müssen, um's zu erfahren — und der neue Knecht und die neue Dirn', die für euch eing'standen und von Gott weiß wo herkommen sind, reden auch schon, als wären sie bei allem mit dabei g'wesen. Der Arzberger ist noch der einzige, der Mitleid hat mit euch.

Lorenz. Und man kann sich nicht rühren! Muß alles so hinnehmen!

Konrad. Der Franz, der Hallunk', hat heut seine Hochzeit mit der Müller-Toni.

Lorenz (bitter). So!

Konrad. Die Alte hat alles drang'setzt, die zwei zusammen zu bringen. Tut mir leid ums Mädel. Scheint ein gut's Ding. Ja, heut wird's lustig hergehn im Ort. So eine große Hochzeit! Beim Adler zimmern sie schon seit ein paar Tagen am Tanzboden.

Lorenz. Ja, die können sich freuen, können lustig sein — und ich!

Konrad. Hör', Lorenz, du sollt'st es eigentlich gar nicht zeigen, daß du dir die Sach' so zu Herzen nimmst. Tu', als ob du dich den Teufel kümmern möcht'st um die Marie. Da würden die Leut' das Maul aufsperren vor Verwunderung und nicht wissen, wie sie dran sind. — Weißt

was? Wir gehn heut miteinander zum Adler. Dort setzen wir uns den Hochzeitern vor die Nase und trinken drauf los. Und wenn die Musikanten aufspielen, suchen wir uns zwei saubere Dirnen heraus und tanzen, daß der Staub auffliegt!

Lorenz. Bist närrisch? Wie könnt' ich das?

Konrad. Zwing' dich! Was willst am End' anfangen? Es gibt nur zwei Ding' für einen, der in die tiefste Seel' hinein unglücklich ist. Entweder: er sagt der Welt b'hüt' Gott — oder er vertollt die Jahrln, die er noch zu leben hat, in Saus und Braus. (Lacht.) Und das erste bleibt ihm immer sicher, wenn ihm das zweite zum Ekel wird. Wir wollen's vorderhand probieren mit dem Drauflosleben! Ich für meinen Teil will die Leut' bald von mir reden machen. Es soll heißen: einen ärgeren Lumpen, als den Konrad, bescheint die Sonn' nicht! (Lacht.)

Lorenz (sieht ihn erstaunt an).

Konrad. Schaust mich an? Ja! Ja! (Lacht.)

Lorenz. Hast ein eigenes Lachen du!

Konrad. Es ist halt ein verschlagenes Weinen.

Lorenz. Was hast denn auf einmal?

Konrad (ausgelassen). Nichts hab' ich; nichts! (Ernst.) Und dann schau': es sind jetzt bei uns im Werk wieder zwei oder drei, die ganz verwunderliche Reden führen; der Galgen wär' früher einmal drauf g'standen. Hab' sonst auf derlei niemals recht horchen und mich in nichts einlassen wollen, Jetzt aber kommt's mir doch vor, als wenn die recht hätten. die damit umgehn, in der Welt alles über den Haufen zu stoßen. Und wenn das g'schieht, will ich auch dabei sein! (Seine Jacke aufknöpfend.) Aber wie's da heiß und dumpfig ist! Man kann's gar nicht aushalten. Komm' mit mir! Wir wollen uns derweil' im Wald hinstrecken; es liegt sich so gut im kühlen Moos unter den Tannen. Und wenn wir die Hochzeitsmusik hören, gehn wir in den Ort hinunter. (Da Lorenz zögert.) Wo hast denn deinen Hut? (Umblickend.) Dort!

Nötigt ihm den Hut auf.) Nimm ihn nur — und komm — komm! (Zieht den widerstrebenden Lorenz mit sich fort.)

Verwandlung.

Amtsstube des Ortspfarrers.

Vierte Szene.

Der **Pfarrer**, aus der Kirche kommend, tritt in Käppchen und Soutane durch die Mitte ein; hinter ihm der **Kirchendiener**.

Pfarrer. Also schau' Er, daß derweil' alles in Ordnung kommt.

Kirchendiener. Sehr wohl, Hochwürden. (Vertraulich.) Eine so prächtige Hochzeit haben wir schon lang nicht mehr g'habt. Und jetzt steht auch ein großes Leichenbegängnis in Aussicht. Denn wissen Hochwürden, wer g'storben ist?

Pfarrer (indem er sich's bequem macht). Na, wer denn? Wer soll denn gestorben sein?

Kirchendiener. Der Herr Baron Sessenheim.

Pfarrer (aufs höchste überrascht). Der Sessenheim!?

Kirchendiener. Ja, in Venedig. Er hat dort den Typhus bekommen — und in acht Tagen war er tot. Grad' früher haben's die Dienstleut' aus dem Schloß vor der Kirchentür erzählt.

Pfarrer (in seiner Verwunderung hin und her gehend, für sich). Der Sessenheim! Der Sessenheim! (Stehen bleibend.) Freilich; da wird der verlötete Metallsarg mit der Eisenbahn ankommen und in die Familiengruft beigesetzt werden.

Kirchendiener. Und vorher feierlich bei uns eing'segnet. — Sehen Sie, Hochwürden: der Baron war ein guter Herr, aber auf die Religion hat er nichts g'halten. In der Kirche hat man ihn niemals erblickt, wenn er da war — und jetzt muß er doch hinein.

Pfarrer. Wahr ist's, wahr ist's. Ist auch so ein

Freigeist g'wesen — aber das ist ja kein Wunder heutzutag'. Geh' Er nur jetzt.

Kirchendiener. Küss' die Hand, Hochwürden. (Ab.)

Pfarrer (wieder nachdenklich auf und ab). Hm — der Sessenheim! Ich kann's völlig nicht fassen. Es ist doch was eigenes, wenn man ein solches Haus nach und nach aussterben sieht. Zuerst die Mutter — dann der Vater — dann die einzige Tochter — und jetzt — — Der alte Sesser hat eine Gruft bauen lassen, als hätt' er sich so viele Enkel und Urenkel erwartet, wie einst die biblischen Erzväter. Und was für Hoffnungen er auf den Sohn g'setzt hat! — Mein Gott, es ist alles so b'stimmt. (Es wird an die Tür gepocht.) Wer kommt denn? (Sich wendend.) Herein!

Fünfte Szene.

Marie tritt ein und bleibt demütig an der Tür stehen.

Pfarrer. Nur weiter! Nur weiter!

Marie (nähert sich und küßt ihm die Hand).

Pfarrer. Was gibt's denn? Schicken dich vielleicht die Hochzeiter her und lassen um eine andere Stund' bitten — weil die Braut mit ihrem Putz nicht fertig werden kann? Du bist ja beim Arzberger? Was?

Marie. G'wesen, Hochwürden; g'wesen. Jetzt nimmer. Ich komm' auch nicht wegen der Hochzeit — ich komm' nur meiner selbst wegen.

Pfarrer (sieht sie an). Na, so red'.

Marie (für sich). Wie ich nur anfangen soll — — Herr Pfarrer, ich hab' was auf dem Herzen —

Pfarrer. Auf dem Herzen? (Da Marie bei seinem forschenden Blick die Augen niederschlägt.) Weißt du was, mein Kind? Da komm' du morgen in den Beichtstuhl. Dort will ich dich anhören. Hier ist weder der Ort — noch die Zeit dazu.

Marie (flehentlich). Hören Sie mich jetzt an, Hoch-

würden! Versagen Sie mir nicht Ihren Beistand in der höchsten Not!

Pfarrer (nachdem er sie eine Weile angesehen). In Gottes Namen! (Setzt sich.) Aber mach's kurz. (Nach der Uhr sehend.) Es ist gleich die Trauung.

Marie (hat sich gesammelt). Zu selbiger Zeit mit mir hat auch der Lorenz Brunhuber als Knecht im Arzberghof gedient. Wir sind einander herzlich gut worden —

Pfarrer (dessen Miene sich verfinstert hat, unterbricht sie). Also eine Lieb'sg'schicht'! Hätt' mir's denken können. Sie fängt an wie alle andern — und wird auch vermutlich endigen wie die meisten. Du kannst dir das Weitere ersparen. Kurz: dein Lorenz Brunlechner — oder wie er heißt — mag dich nicht mehr und hat sich eine andere g'nommen.

Marie. Nein, er hat sich keine andere g'nommen —

Pfarrer. Aber von dir will er auch nichts mehr wissen. Gelt, ich hab's erraten? Und da soll ich euch wieder zusammen bringen? (Aufspringend und heftig hin und her gehend.) Was mir meine Pfarrkinder nicht alles zumuten! Hat einer ein unwirtschaftliches Weib, so kommt er zu mir: ich soll sie ihm, wie man die Hand umdreht, zu einer ordentlichen Hausfrau machen. Und dann kommt wieder das Weib: ich soll ihrem Mann das Saufen abg'wöhnen. (Vor Marie stehen bleibend.) Und die möcht' gar — — Bin ich ein Kuppler? Hol' euch alle der — (Wieder auf und ab.)

Marie. Hören Sie mich nur weiter an, hochwürdiger Herr! Es steht ja das Glück von zwei Menschen — meine Ehr' steht auf dem Spiel —

Pfarrer (stehen bleibend und sie scharf betrachtend). Deine Ehr'? Steht die noch auf dem Spiel — oder ist sie schon verloren?

Marie (bricht in Tränen aus).

Pfarrer. Ja, jetzt heult sie! Weil's zu spät ist! Der Eva war auch leid, daß sie in den Apfel gebissen hat. Aber

was soll denn ich da machen? Kann ich dir deine verlor'ne Unschuld wieder geben? Aber um die ist's dir auch gar nicht zu tun! Die Schand' willst du dir ersparen, die jetzt an's Tageslicht kommen muß. Und dazu könnt' der Herr Pfarrer schon herhalten — aber auf der Kanzel mag er sich die Lunge umsonst aus dem Leib reden!

Marie. Es ist ja wahr, es ist ja wahr, Herr Pfarrer. Aber wir büßen auch schwer genug. Denn es ist nicht Leichtsinn — oder gar Schlechtigkeit vom Lorenz, daß er mich verlassen will —

Pfarrer. Na, was denn?

Marie. Es zerreißt ihm das Herz, daß er's tun muß —

Pfarrer. Und warum muß er's?

Marie. Weil er einen schrecklichen Verdacht hat. (Ihre ganze Kraft zusammennehmend). Er glaubt, ich hätt' mich dem Baron — für Geld verkauft.

Pfarrer. Dem Baron? Was für einem Baron? Doch nicht dem Sessenheim?

Marie. Ja, ja; g'rad' dem —

Pfarrer. Das ist eine schöne Geschichte!

Marie (in ihren Schmerz verloren). Und der gute Herr hat uns mit dem Geld glücklich machen wollen. Er hat mir's ja nur aus Erbarmen gegeben, damit ich und der Lorenz hätten heiraten können —

Pfarrer. Und warum glaubt denn das der Lorenz nicht?

Marie. Mein Gott, weil's auch andre nicht glauben — weil —

Pfarrer. So! Auch andre glauben's nicht? Ich aber soll's glauben — soll vielleicht einstehn für dich — und den Baron Sessenheim, der gar nicht mehr am Leben ist!?

Marie (erschrocken). Was? Nicht mehr am Leben?

Pfarrer. Nein; g'storben ist er in Italien. Und da siehst du, daß jetzt nichts mehr zu machen ist. Denn wie willst

du's beweisen, daß du in der Hinsicht unschuldig bist? Kannst es beweisen?

Marie (ganz verloren). Tot — mein Gott, tot! (Sich der Frage des Pfarrers besinnend.) Beweisen? Beweisen — kann ich's nicht — aber ich hab' bitten wollen, der Herr Pfarrer möchten mich vorm Lorenz die Hostie drauf nehmen lassen —

Pfarrer. Was! Die Hostie? Bist von Sinnen? Glaubst, das gehe nur so? Meinst, ich werd' das allerheiligste Sakrament zu einem Hokuspokus mißbrauchen? (Mit barschem Ernst.) Meine liebe Dirn'! Diese Sach' mußt du mit deinem Gewissen ins reine bringen, und wenn dir die Leut' wirklich Unrecht tun, so kannst du daraus erkennen, wie sich jede Sünd' schon in dieser Welt straft. Wärst du überhaupt brav geblieben: so würd' der Lorenz — würden die andern Menschen besser von dir denken.

Marie (wankend). Sonst haben Hochwürden keinen Trost für mich?

Pfarrer (kurz). Nein! ich bin nicht allwissend.

Marie (mit einem Blick nach oben). Dann sei mir der Himmel gnädig! (Eilt hinaus.)

Pfarrer (blickt ihr eine Weile nach; dann Schritte.) Was hab' ich denn da g'macht? Die Dirn' war ja ganz außer sich! (Stehen bleibend und sich vor die Brust schlagend.) Alter Werwolf! Ist das die christliche Milde und Tröstung, die das Evangelium verlangt? Bin ich deswegen schon dreißig Jahr' Priester, daß ich den Armen und Verirrten die Höll' heiß mach' und sie in die Verzweiflung hinein treib'? Pfui Teufel! Wie oft hab' ich schon meine Heftigkeit verschworen — und immer und immer wieder fall' ich d'rein zurück! Und von den Leuten ford'r ich, daß sie sich ändern und bessern? Noch einmal pfui Teufel! (Auf und ab.) Aber das muß ich gutmachen! Das muß ich gut machen! (Stehen bleibend.) Aber wie denn? Der ist tot — und die Dirn' ist sauber g'nug, daß man denken könnt' — — Jesus! Jesus! Ist das eine

G'schicht'! Und da sieht man wieder, wie sich das Verhältnis über einem Menschen zusammenziehen kann, daß es gar kein Entrinnen mehr gibt! Aber ich muß doch schaun, was zu tun ist. Es wär' ja schrecklich, wenn das arme G'schöpf — (Sich besinnend und nach der Uhr sehend.) Daß auch g'rad' jetzt die Hochzeit sein muß! (Ab ins Nebenzimmer rechts.)

Verwandlung.

Freier Platz. Im Prospekt Gebirgslandschaft. Rechts im Vordergrund das Wirtshaus zum Adler. Das nicht sehr hohe Gebäude überragen einige breitwipfelige Bäume, in deren Schatten Tische und Bänke angebracht sind. Im Hintergrund ein gedeckter, aber an den Seiten offener Tanzboden, dessen Eingang mit Tannenreisig, farbigen Fähnlein und Bändern geschmückt ist. Ganz im Vordergrund links eine Art Laube, in welcher die bereits gedeckte Hochzeitstafel steht.

Sechste Szene.

Wirtin und **Kellnerin** treten aus dem Hause. Die letztere begibt sich in die Laube, wo sie noch einiges an der Tafel in Ordnung richtet.

Wirtin (zufrieden umherblickend.) Da wär' alles fix und fertig! Müh' hat's freilich g'nug geben; aber ich darf mich nicht spotten lassen, wenn eine solche Hochzeit beim Adler abg'halten wird. (In die Luft redend.) Beim Adler! Merk' Er's, Hirschenwirt! Schrei' Er nur, sein Wirtshaus wär' das erste in der ganzen Gegend — und lass' Er mein'twegen noch eins baun für die Fremden: die Ortsleut' bleiben mir doch alle treu — und auch von auswärts laufen mir die Bauern zu. Werd' mir eine zweite Kellnerin aufnehmen müssen. Eine allein versieht's nicht — wenn sie noch ein bissel herumschäkern soll mit den Mannsbildern. Zum Glück haben sich mir heut ein paar Dirnen freiwillig anboten — sonst wüßt' ich gar nicht, wie ich's zuweg' brächt'!

Siebente Szene.

Marie geht im Hintergrund vorüber.

Wirtin (die sie erblickt). I, da wär' ja gleich eine, die ich brauchen könnt'! Die Dirn' ist bildsauber. Und gar tugendsam soll sie auch nicht sein, wie ich g'hört hab'. Das lockt Gäst'! (Hinter die Szene rufend:) Du! Komm ein bissel her! — Na, hörst denn nicht, daß ich dich ruf'?

Marie (kommt zurück und nähert sich der Wirtin). Was will die Frau?

Wirtin (sie musternd). Du meine Güte! Wie schau'st denn aus? Bist vielleicht krank?

Marie (wie abwesend). Also was wollt' Sie mir denn?

Wirtin. Fragen hab' ich dich wollen, ob du nicht bei mir einstehn möchtest als Kellnerin?

Marie. Dank'.

Wirtin. Heißt das ja oder nein?

Marie. Nein.

Wirtin. Ist's dir vielleicht bei mir zu schlecht?

Marie. Mir ist's nirgends zu schlecht. Aber ich brauch' keinen Dienst mehr.

Wirtin. Brauchst keinen Dienst mehr? Willst vielleicht gar nicht mehr arbeiten?

Marie. Nein.

Wirtin. Ah, da schau' ein Mensch her! Aber richtig, richtig: du sollst ja Geld haben! Aber das wird nicht ewig vorhalten. (Sie messend.) Wie g'wonnen, so z'ronnen.

Marie. Frau!

Wirtin (giftig). Na, friß mich! Du keck's Ding! Schämst dich nicht, einem ehrlichen Weib in's G'sicht zu sagen, daß du nicht mehr arbeiten willst? Was heißt denn das anders, als ich werd' mich schon mit meiner sauberen Larv' durch die Welt schlagen? Na, Glück auf die Reis'! Aber denk' an die rote Kathrin', die vorm Jahr den Dragonern nach-

zogen ist. Die hat auch nicht mehr arbeiten wollen — und jetzt sitzt sie im Zuchthaus! (Ab in's Haus.)

Marie (bricht in ein langes, heftiges Weinen aus).

Kellnerin (die gerade mit einigen Weinflaschen in den Händen aus dem Hause kommt). Was stehst denn du da — und weinst, daß sich ein Stein erbarmen könnt'?

Marie (sich die Augen trocknend). Ein Stein eher, als die Menschen.

Kellnerin (tritt zu ihr; zutraulich gutmütig). Kann mir's denken, was dir das Herz schwer macht. Siehst alles da herum ausg'schmückt für die Hochzeit — und denkst dir: so hätt' ich's auch haben können. Aber bist nur selbst schuld d'ran. Wie kann man denn seinem Schatz das Geld zeigen, das man von einem andern kriegt hat. Da sind die meisten heiklig. Aber der Baron soll dir ja nicht wenig geben haben — und da find'st schon noch mehr als einen, der dich nimmt. Tröst' dich, tröst' dich! (Trägt die Flaschen in die Laube und geht dann wieder ins Haus.)

Marie (nach einer Pause). Ich hab' keine Tränen mehr. Verweint sind sie alle, alle! (Schritte.) Aber hab' ich denn das ganze Elend verdient? (Gegen Himmel.) Hab' ich's verdient? Nein! Nein! Nein! (Wild auf und ab.) Und doch soll ich's ertragen! Soll dulden, daß mich alles mit Schimpf und Schand' überschütt't? Ich kann's nicht länger! Ich will nicht! (Wieder gegen Himmel.) Du bist grausam und laß'st mich verzweifeln! Warum öffnest du den Menschen nicht die Augen, auf daß sie erkennen, was recht und unrecht ist? Die Menschen! Ich könnt' sie verfl — — Nein! Nein! Ich verfluch' sie nicht. (Dumpf.) Es soll ihnen allen gut gehn und sie sollen sich ihres Lebens freuen auf der Welt, die für sie so schön ist. Ich aber — und der arme Wurm, den ich unterm Herzen trag', wir wollen diese Welt verlassen, die für uns nichts anders hat, als Jammer und Unglück. Ich hab' ein Recht dazu, mein Kind davor zu be-

wahren — und ich kann's nur, wenn ich — — (zuerst schaudernd, dann aber wie erlöst nach oben blickend) wenn ich dorthin geh', wohin der vorausgegangen ist, der mich hat glücklich machen wollen. Wie's auch kommen ist — ich kann ihn doch nur segnen! Das Geld hab' ich schon in den Opferstock g'worfen — jetzt fort zu der Schlucht — dort find' ich ein tiefes Grab! (In Gedanken.) Seltsam, es ist mir jetzt, als hätt' ich als Kind schon davon geträumt — als wär's mir immer im Geist vorgangen, daß es mit mir ein solches End' nehmen würd'. Deswegen war ich mein Lebtag so traurig (aufatmend). Aber deswegen auch wird mir jetzt auf einmal so leicht — so leicht! Lorenz, leb' wohl! Halt' an deinem Argwohn fest — sonst hast nichts auf der Welt, das dich trösten kann über meinen Tod! (Sie eilt ab. Die Bühne bleibt einige Augenblicke leer. Dann hört man die Klänge einer näher kommenden Musik.)

Kellnerin (aus der Tür springend). Heisa! Die Hochzeit!

Wirtin (folgend). Da sind sie schon!

Achte Szene.

Vorandrängendes Landvolk kommt auf die Bühne und bildet eine Gasse, durch welche sich der Hochzeitszug vorwärts bewegt. An der Spitze die **Spielleute**; dann, paarweise geordnet: **Franz, Toni, der Müller, der Arzbergbauer** und die **Bäuerin** samt **Anverwandten** und **Hochzeitsgästen.** Die Dirnen haben Kränze in den Haaren; die Männer Sträuße und flatternde Bänder an den Hüten. Das Gesinde des Arzbergers, darunter **Andres, Vroni** und **Sali**, schließt mit dem Gesinde des Müllers den Zug und nimmt, während die Spielleute vor dem Tanzboden aufschwenken und die Hochzeiter sich an die Tafel in der Laube setzen, an den Tischen unter den Bäumen Platz. Ein Teil des Landvolks gesellt sich zu ihnen; ein anderer umsteht neugierig in einiger Entfernung die Laube. Pause.

Ein Hochzeitsgast (in der Laube das Glas erhebend). Hoch das Brautpaar!

(Alle stoßen an: Hoch das Brautpaar! Dieser Ausruf wird vom Ge-

sinde und dem Landvolk jauchzend wiederholt. Die Spielleute fallen mit einem Tusch ein. Die Wirtin geschäftig am Hochzeitstisch hin und her.)

Müller (nachdem es ruhig geworden). Wenn das Brautpaar leben soll, muß es auch zu essen kriegen. Mach' vorwärts, Wirtin! Ich hoff', es wird g'nug da sein.

Wirtin. I, du meine Güte! Der Fleischer hat ja gestern ein ordentliches Blutbad ang'richt't. Alle Pfannen voll! Und was noch vom G'flügel am Spieß steckt! Proviant auf drei Tag' für den ganzen Ort!

Müller. Recht! (Sehr laut.) Heut' soll jedem das Bratenfett ins Halstuch laufen!

Bauer (ebenso). Und der Wein durch die Gurgel!

Bäuerin (ebenso). Den Arzbergern wird's auf ein paar Eimer nicht ankommen!

Müller (noch lauter). Wer noch sein Lebtag keinen Rausch g'habt hat, muß sich heut' einen antrinken! (Zur Wirtin). Ich zahl' die zerbrochenen Krüg'!

Wirtin. Und den Bader für die zerschlagenen Köpf'! (Sie eilt ins Haus. Landvolk und Gesinde brechen wieder in Hochrufe aus. Die Wirtin, Kellnerin und noch zwei Dirnen kommen mit vollen Schüsseln für den Hochzeitstisch. Andere Dirnen bedienen die übrigen mit Speisen und Getränken. Bewegte Gruppen; viele, die keinen Platz an den Tischen finden, lagern sich auf den Boden. Dazwischen Musik.)

Neunte Szene.

Lorenz und **Konrad** kommen.

Konrad. Schon alles im Zug! (Umherblickend.) Nicht einmal mehr Platz, um sich hinter seinen Krug zu setzen. (Laut.) He! Wirtshaus! Wirtshaus!

Sali (zu dem Gesinde). Da schaut her!

Mehrere. Was ist denn?

Sali. Na, seht ihr denn nicht den Lorenz? (Zu Andres.) Weißt, das ist der Knecht, für den du im Hof eing'standen bist.

Andres. Der?

Vroni. Ein sauberer Bursch! Und wer ist denn der andere?

Sali. Das ist der Konrad, ein Arbeiter aus dem Werk. Es heißt, daß der auch in die Marie verliebt war.

Andres. Drum gehn sie jetzt miteinander. Und was er für einen Lärm macht!

Konrad (der eine der bedienenden Dirnen zu fassen bekommt; sehr laut). Siehst nicht, daß wir da sind?

Dirne (glotzt ihn an). I, ja.

Konrad. Meinst, wir sollen uns den Wein selber aus dem Keller holen? Zwei Krüg' vom Besten! Und einen Tisch bring' auch gleich her — und ein paar Stühl'! Hund' liegen auf dem Boden.

Dirne. Weiß so nicht, wo mir der Kopf steht! (Macht sich los und läuft weg.)

Vroni (Andres anstoßend). Sag' ihnen, sie sollen sich zu uns setzen.

Andres (hinüber rufend). Kommt da her! Wir können schon noch zusammenrücken!

Konrad. Dank! Wir wollen's kommod haben. Und da muß ich schon selber schaun, daß ich drinnen ein'n Tisch find'! (Ab in's Haus.)

Andres. Tun die groß!

Sali. Aber es geht ihnen nicht vom Herzen. Schaut nur, wie der Lorenz den Kopf hängt.

Konrad (tritt aus dem Haus, einen kleinen Tisch schleppend; hinter ihm ein Junge mit zwei Stühlen). So! (Er stellt den Tisch ganz im Vordergrund auf. Zu dem Jungen:) Da stell' sie her! (Junge ab. Konrad und Lorenz setzen sich. Die Dirne bringt Wein. Konrad trinkt hastig in kurzen Zwischenpausen; Lorenz berührt seinen Krug nicht und blickt, den Kopf auf die Hand gestützt, anteillos vor sich hin. Musik. In allen Gruppen lebhafte Bewegung. Die aufwartenden Dirnen ab und zu;

viele von den Anwesenden holen sich mit geleerten Gläsern und Krügen den Wein aus dem Hause.)

Konrad (sich rings umsehend). Es ist doch was Eigenes, Lorenz, wenn man so mitten in der Lustbarkeit drin sitzt! Durch den ganzen Leib geht einem ein heißer Schauer und vor den Augen schwimmt alles durcheinander. Aber es tut einem fast wohl, daß man so allein unglücklich ist unter dem Schwarm. (Trinkt.)

Lorenz (verharrt in Schweigen).

Konrad. Aber du trinkst ja gar nicht. Trink'! Im Wein ist Trost, weil er betäubt. (Trinkt.) Der alte Kropfmichel mit den Klumpfüßen, der immer am Weg liegt und bettelt — der versteht das Ding. Fragst du ihn: na, Michel, wie geht's? so zeigt er dir nur seine Schnapsflasche. Ist sie voll — heißt's gut; ist sie leer — schlecht. Die Leut' halten ihn für blödsinnig — ich weiß das besser! (Trinkt. In der Laube wird ein Toast ausgebracht.) Hei! Die dort trinken Gesundheit! Stoßen wir auch an — auf unser lustig's Leben' (Will ihn dazu nötigen.)

Lorenz. Hör' mir auf mit deinem tollen Wesen! Es paßt mir gar nicht.

Konrad. Aber mir paßt's! — Teufel, kein Wein mehr! (Da eben volle Krüge vorübergetragen werden.) Her mit einem frischen Krug! (Es geschieht. Pause.) Schau' dir einmal die Dirnen da herum an! Wahre Vogelscheuchen gegen die Marie!

Lorenz (auffahrend). Schweig!

Konrad (bei dem die Wirkungen des ungewohnten Trinkens sichtbar werden). Nein!

Lorenz. Ich verbiet' dir, daß du von ihr red'st!

Konrad. Und ich laß mir nichts verbieten! Du bist ein feiger Kerl, der sich nicht traut, an sein Herz zu rühren. Ich aber will in meinem herumwühlen — zerfleischen will ich's bis auf den letzten Fetzen!

Lorenz. Bist bei Sinnen?

Konrad. So viel hab' ich noch übrig davon, um einzusehn, daß du die Marie niemals gern g'habt hast!

Lorenz. Was! Ich hätt' die Marie —

Konrad. Niemals gern g'habt, sag' ich! Wenigstens nicht so recht — nicht so wie ich!

Lorenz. Wie du?

Konrad. Ja, wie ich! Schau' mich nur an! Gern hab' ich sie g'habt, g'liebt hab' ich sie wie einer, der seine Lieb' in sich hinein vergraben muß gleich einer Sünd'. Deinetwegen hab' ich's müssen. Und drum könnt' ich dich auch jetzt hassen, weil du mich um die Marie 'bracht — und doch dein Glück nicht g'schätzt hast! Hör's: ich häng' so an der Marie, daß ich selig wär', wenn sie mich jetzt noch nähm'. Alles könnt' ich vergessen — und wenn sie ein Verbrechen auf der Seel' hätt'. Ja, sterben könnt' ich für sie, wenn sie's verlangen möcht'. (Lorenz starrt ihn atemlos an. Inzwischen ist)

Zehnte Szene.

Ein **alter Mann** mit Gebärden des Entsetzens im Hintergrund unter dem Landvolk erschienen und hat den zunächst Stehenden etwas mitgeteilt. Einige eilen fort; die andern umringen ihn fragend. Die ganze Gruppe kommt langsam nach vorn.

Stimmen (durcheinander). Erzähl'! Was ist g'scheh'n? Red'!

Alter Mann. Laßt mich nur zu Atem kommen. Der Schreck steckt mir noch in allen Gliedern. (Er steht nun von allen Anwesenden umringt, mit Ausnahme von Lorenz, Konrad und den Hochzeitern, welch letztere noch unbekümmert in der Laube verweilen. Später treten einige von den Gästen, durch den Vorgang aufmerksam gemacht, hervor. Wie der Alte seine Erzählung beginnt, tritt lautlose Stille ein.)

Alter Mann. Seht, ich bin aus Neuberg. Heut' früh hab' ich meine Tochter heimg'sucht, die noch auf der Schneealm ist beim Vieh vom Ramsbauer; denn der laßt erst in acht Tagen 'runter treiben. Bring' also den Vormittag dort zu;

die Anna kocht mir noch was Warm's — und nach dem Essen denk' ich mir: heut' gehst einmal auf der Seiten 'nunter und schaust dich ein bissel da im Ort um. Und auf die Nacht schlagst dann die Straßen nach Neuberg ein. Also ich sag' b'hüt' Gott und mach' mich auf den Weg, und weil mir das Abwärtssteigen doch schon recht sauer wird, setz' ich mich von Zeit zu Zeit nieder und rast'. So auch bei dem Kreuz, wo die Felsen auf einmal so gach*) abfallen.— nicht weit mehr vom Ort. Sitz' dort eine Weil', bet' ein Vaterunser; dann steh' ich wieder auf und geh'. Da hör' ich auf einmal jemand auf dem Steig unter mir. Und richtig, es dauert nicht lang', so kommt mir eine junge Dirn' entgegen.

Stimmen (durcheinander). Eine Dirn'? Eine junge Dirn'? Wie hat sie denn ausg'schaut?

(Lorenz und Konrad, die früher kaum zugehört, sind aufmerksam geworden.)

Alter Mann. Die Dirn' war bildsauber, aber totenblaß. Ihr Kopftuch mußt' sie verloren haben; denn ihre blonden Haar' waren völlig los und von der Luft zerzaust. Die schaut ja aus, als ob sie nicht recht bei sich wär', denk' ich mir und will sie schon fragen, was sie da macht und wohin sie geht. Weil ich sie aber nicht 'kannt hab', hab' ich auch nichts g'sagt und bin weiter gangen. Dann aber ist mir die Sach' doch nicht richtig g'wesen, kehr' um und will ihr nach. Aber da steht sie schon beim Kreuz, breit't die Arm' aus wie zum Abschied — und springt in den Abgrund hinunter.

(Gemurmel des Entsetzens. Aus der Laube treten alle, vom Eindruck der Erzählung überwältigt, hervor. Lorenz hat sich erhoben. Er muß sich an dem Tisch halten, und fährt wie im Traum mit der Hand über die Stirn. Konrad starrt mit verglastem Blick vor sich hin.)

Alter Mann. Ich hör's durch die Luft sausen — rick, rack — wie die Tannenäst' niederbrechen — und dann einen

---

*) gach = jäh.

Fall, daß 's noch lang' unten hallt. Dann wieder alles still — grausig still. (Atemloses Schweigen unter den Zuhörern.)

Lorenz (schreiend). Das war die Marie! (Drängt sich durch die Versammelten und stürzt fort. Alles sieht ihm betroffen nach; Konrad macht einen Versuch, sich zu erheben, fällt aber mit der stumpfen Ohnmacht der Trunkenheit wieder auf den Stuhl zurück.)

Stimmen (durcheinander). Ja, ja, die Marie! Die Marie! Lauft ihm nach! Er tut sich ein Leid an!

(Viele eilen ab. Die Bühne wird ziemlich leer. Das zurückgebliebene Landvolk bespricht sich leise und ängstlich in kleineren Gruppen.)

Müller (zum Alten). Du alter Rab'! Hast just hieher kommen müssen mit deiner Mordg'schicht'?

Toni (an der Brust des Franz, der ganz bleich dasteht). Grad an meinem Ehrentag ein solches Unglück! Die arme Dirn'! (Sie weint.)

Müller (um sie beschäftigt). Ach was! Nimm dir's nicht zu Herzen! (Zum Alten.) Aber wart'! Kein Tropfen Wein soll dir den Gaum' anfeuchten!

Alter Mann. 'Brauch' Euren Wein nicht. (Geht ab.)

Müller (mit erzwungener Lustigkeit). Na, jung's Volk, lustig! lustig! — Der Bräutigam steht auch da, als hätt' ihm wer die Braut g'stohlen.

Franz (sich gewaltsam ermunternd). Pah! Halt' ich sie doch in den Armen! (Herzt sie.)

Bäuerin (hinzutretend). Verderbt euch den schönen Tag nicht wegen der Dirn'!

Bauer (leise und unwillig zu ihr). Du hast auch gar kein Herz!

Bäuerin. Ach was! (Dreht ihm den Rücken.)

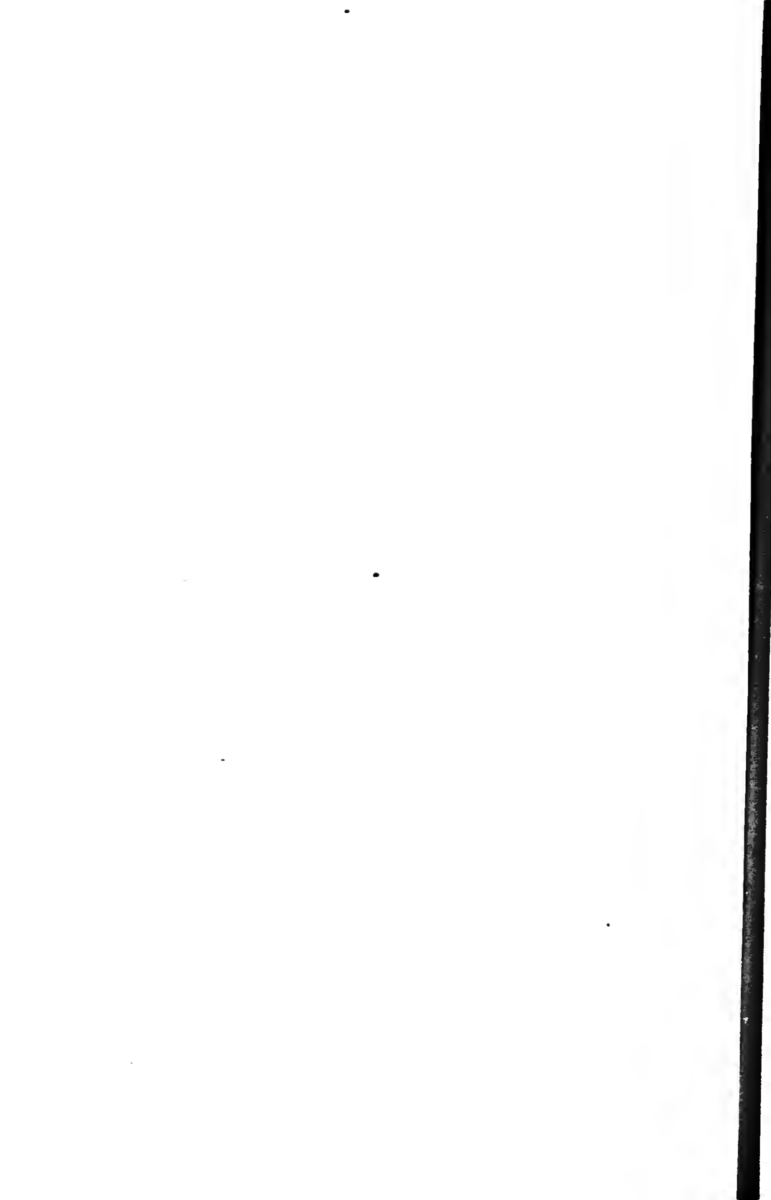
Müller (zu den Spielleuten). Und die Musikanten haben auch das Aufspielen verlernt! Marsch! Hinein mit euch auf den Tanzboden! Einen Stei'rischen! (Die Spielleute gehen hinein: gleich darauf Tanzmusik.) Der Tanz schüttelt das Blut. Ein paar Dreher, und ihr habt alles vergessen! Müssen wir Alten mit

gutem Beispiel voran gehn? Komm' Sie, Arzbergin! Wollen sehen, ob wir's nicht verlernt haben! (Ab mit der Bäuerin auf den Tanzboden. Die andern folgen noch tiefsinnig. Das Gesinde und ein Teil des Landvolks begibt sich auch hinein; die übrigen gruppieren sich zusehend. Man hört das Fußstampfen und Händeklatschen des Gebirgstanzes, der immer lebhafter wird, bis endlich auch das langgedehnte Jauchzen der Tänzer die Musik durchbricht.)

Konrad (aus dumpfem Hinbrüten emporschreckend, faßt den Krug vor sich und stürzt ihn aus. Dann heftig damit auf den Tisch schlagend): Wein! He! Wein — Wein — (Sinkt in den Stuhl zurück.)

(Der Vorhang fällt.)

Ende.



Dramatische Fragmente.

Ludwig XVI.

(Tragödie. 1890 und 1898?)

Vorwort des Herausgebers.

„Ludwig XVI." oder, wie er ihn auf einer Handschrift nennt, „The least King", hat Saar nach seinem Bericht an Ella Hruschka bald nach den „de Witt" entworfen: „war aber aus mehrfachen, in dem Stoffe liegenden Schwierigkeiten nicht durchzuführen". Damit stimmt, daß sich wirklich in dem Studienheft, das die Vorarbeiten zu den „de Witt" enthält, eine Reihe von Namen aus der Geschichte der französischen Revolution verzeichnet finden, von denen Saar freilich nur einen einzigen (Bailly) in sein Drama aufgenommen hat. Wiederum hat die Exposition dem Dichter die größten Schwierigkeiten bereitet. Sie liegt zunächst in drei Handschriften vor, in denen ganz andere Personen auftreten, als in der letzten Fassung. Am 3. Januar 1886 hat der Dichter dann Deocum eine Niederschrift begonnen, die zwar schon mit dem Gespräch zwischen Orleans und Sillery beginnt, aber bald wieder von dem Text der letzten Fassung abweicht, wenn sie auch bis ans Ende des ersten Aktes fortläuft. Nach der Angabe in den „Nachklängen" soll dieser seine endgültige Gestalt im Jahre 1890 erhalten haben. Sie liegt in einer Reinschrift vor, die sich aber im einzelnen noch stark von der gedruckten Fassung unterscheidet und höchstens in den drei letzten Szenen, die im Nachlaß fehlen, für die Druckvorlage verwendet worden sein kann. Das nachhaltige Interesse des Dichters an dem Stoffe wird dadurch bezeugt, daß er sich am 18. April 1893 Rocheteries zweibändige Biographie der Marie Antoinette von seinem Sortimenter Gerold kommen ließ. Inzwischen war auch der zweite Akt in Angriff genommen worden; von ihm finden sich im Nachlaß zwei Entwürfe vor, von denen, soweit die teilweise ganz unleserliche Handschrift erennen läßt, der erste mit der endgültigen Fassung fast gar keine, ker zweite nur an etlichen Stellen eine geringe Übereinstimmung zeigt. Am 31. Januar 1898 schreibt Saar, es fehlten nur noch drei Akte, die er bis Ostern 1899 fertig zu haben hoffe. Für die drei letzten Akte war jedenfalls gar nichts vorgearbeitet; die Entwürfe und die Hand-

schriften weisen nie über den zweiten hinaus. Aber auch der zweite kann damals noch nicht in der endgültigen Gestalt abgeschlossen gewesen sein; denn nur den ersten hat Saar in der hier wiederabgedruckten Gestalt am 18. Januar 1898 in der Grillparzergesellschaft vorgelesen und dann im Februar 1899 in den „Nachklängen" (S. 79 bis 112) veröffentlicht. Die offenbar spätere Reinschrift des zweiten Aktes hat sich samt einer gleichlautenden Abschrift von fremder Hand erst in seinem Nachlaß vorgefunden, mit unserer Druckvorlage zu „Hermann und Dorothea" in einem Paket und mit der Weisung: „In eine zweite Auflage der Nachklänge oder in eine Gesamtausgabe der Dramen (oder aller meiner Schriften) aufzunehmen. Ferdinand von Saar." Diesem letzten Willen des Dichters haben wir hier entsprochen. Die erst im zweiten Akt auftretenden Personen und den vom Dichter übersehenen Desmoulins habe ich ins Personenverzeichnis aufgenommen.

Ludwig XVI.

(Tragödie. 1890 und 1898?)

Personen.

Ludwig XVI., König von Frankreich.
Marie Antoinette, seine Gemahlin.
Maria Theresia, }
Ludwig der Dauphin, } beider Kinder.
Prinzessin Elisabeth, des Königs Schwester.
Prinzessin von Lamballe.
Herzog von Orleans.
Baron de Brezé, Obersthofmeister.
Marschall Mouchy.
Bertrand de Molleville.
Graf Sillery-Genlis, Anhänger des Herzogs von Orleans.
Roland, Minister.
General Lafayette.
Bailly.
Mandat.
Barnave.
Danton.
Camille Desmoulins.
Mallet Dupan, Agent.

Edelleute. Minister. Zehn Abgeordnete der Nationalversammlung.
Volk jedes Alters und Geschlechtes.

Ort der Handlung: Paris im Jahre 1792.

Erster Akt.

Ein Teil des Tuileriengartens. Der Vordergrund von Laubwänden eingeschlossen. Statuen, Bänke. Drei Zugänge; zwei von den Seiten, einer, ziemlich breit, in der Mitte. Durch den letzteren blickt man in einen Baumgang, der in eine Hauptallee mündet. Dort gewahrt man bis gegen Schluß der ersten Szene Menschen jedes Alters und Geschlechts dem Schlosse sich zubewegen, das rechts seitwärts gedacht wird.

Erste Szene.

Der **Herzog von Orleans** auf einer Bank sitzend; vor ihm in einiger Entfernung steht mit verschränkten Armen Graf **Sillery-Genlis** und betrachtet ihn.

Sillery. Nun, Herzog? Nun?
Orleans (aufstehend). Ich bin entschlossen.
Sillery. So.
Entschlossen — und wozu?
Orleans. Ich geh' zu Hof
Und söhne mich mit meinem Vetter aus.
Sillery. Glück auf den Weg!
Orleans. Sie stimmen mir nicht bei?
Sillery. Was tut's? Befragen Sie Madame Genlis!
Orleans. Die wird —
Sillery. Die wird, beim Himmel, Ihnen sagen,
Welch neue Torheit Sie begehen wollen —
Die dann die größte Ihres Lebens sein wird.
Was? Jetzt, wo die Aspekten Ihres Hauses
So glänzend stehn, wie niemals sie gestanden:
Jetzt wollten Sie —!? Bei Gott, man müßte lachen,
Wenn einem nicht die Galle überquölle!

Orleans. Sind Sie bei Troste, Freund? Wie können Sie
Nur sagen, daß wir jetzt — — Ich müßte lachen,
Wenn ich noch lachen könnte. Sehen Sie
Denn nicht, wie dort das Volk in Massen strömt,
Um seinem König wieder zuzujauchzen?

Sillery. Jawohl, ich seh's. Doch bin ich auch getrost.
Es sind nur Gaffer, die das Schauspiel lockt —
Und satte Leute aus den reichen Vierteln.
Das Volk, das hungert, hält sich weit davon
Und schart sich fluchend auf den Vorstadtplätzen,
Wo Saint Hurüge, Houguenin und and're
Ihr Bestes tun.

Orleans. Für wen? Für uns doch nicht?
Ich frage Sie: Hat eine Stimme nur
In jenen Tagen, wo der König schon
Ob seiner Flucht des Throns verlustig schien,
Den Namen Orleans genannt? Nein! Nein!
Das Volk, das auf den Vorstadtplätzen flucht,
Flucht für die Jakobiner und Konsorten —
Und diese wollen nur die Republik.

Sillery. So mag sie ihnen werden — und wir brauchen
Nur abzuwarten, daß die Jakobiner,
Die Dantonisten und die Maratisten
Sich gegenseitig aufgefressen haben,
Auf daß sodann ein neuer Thron entsteht.

Orleans. Mit Ihrem ew'gen Warten! Tun Sie doch,
Als hätte tausend Jahre man zu leben.

Sillery. Sie nicht — zum Glücke nicht! Doch Ihre Kinder
Und Kindeskinder. Wenn die Krone Frankreichs
Dereinst auf diesen Scheiteln glänzt, so ist
Es wohl genug. Denn für Sie selbst — verzeih'n Sie —
Für Sie ist eine Krone nicht gemacht,
Und wenn sie Ihnen aus dem Kopfe wüchse!

Orleans. Nun gut! Nun gut! Doch sollten Sie auch wissen,

Daß ich sie vom Beginn an nicht gesucht.
Ein Fürst zu sein, der mit dem Volk empfindet,
Der den gewalt'gen Zug der Zeit versteht —
Und mit ihm schreitet: das, das war mein Ehrgeiz!

Sillery. Sie wollten sagen: Ihre Eitelkeit.

Orleans (ohne darauf zu achten).
Wer aber war's, der mir zuerst mißtraute?
Die Führer der Bewegung, die sofort
Mit Eifersucht auf meinen Ehrgeiz blickten.
Die Lafayette, die Mirabeau verbannten,
Nach England mich — und nicht mein armer Vetter.
An seiner Seite hätt' ich stehen sollen
Vom Anfang an als Warner und Berater.

Sillery. Ein schönes Paar! Sie kennen doch das Gleichnis
Vom Lahmen, der den Blinden —

Orleans. Spotten Sie
Nur zu! Ich bin nicht zu beleidigen —
Durch Sie nicht wenigstens —

Sillery. Auch nicht durch and're!
Sonst könnten Sie noch nicht vergessen haben,
Wie Sie die Königin empfing, als Sie,
Anwandlungsvoll wie heute, einmal schon
Zum König eilen wollten —

Orleans. Weiberlaunen,
Die damals noch in vollster Blüte standen!
Wie heut' die Dinge stehen, wird man mich
Gewiß zu schätzen wissen.

Sillery. Meinen Sie?
Die Kön'gin hat seit jeher Sie gehaßt,
Und unversöhnlich werden Sie sie finden.
Denn eh'r umarmt und küßt ein Mann den Todfeind,
Als sich ein Weib herbeiläßt, zu verzeih'n,
Daß man ihr eben nicht gefallen kann.
(Ihm ganz nahe tretend, leise und scharf.)

Und dann die Höflinge! Erinnern Sie
Sich wirklich nicht mehr, wie Sie eine Stunde,
Höhnisch begafft vom Tuilerientroß,
Im Vorsaal warteten — und wie man Ihnen,
Als Sie, des Harrens müde, endlich gingen:
(Ausbrechend.)
Verächtlich auf die Treppe nachgespuckt!?

Orleans (aufzuckend). Ha!

Sillery. Sehen Sie: Sie wissen's wirklich noch.
Und dennoch wollten Sie? Es ist nicht möglich!
Wenn noch ein Tropfen fürstlichen Geblüts
In Ihren Adern kreist, so dürfen Sie es nicht!

Orleans. Was aber soll ich tun? Ich kann nicht länger
Die falsche Zwischenstellung mehr ertragen.

Sillery. Als ob sich diese plötzlich ändern ließe!
Wenn Sie noch nicht jedweder Einsicht bar,
So frag' ich Sie: kann man, selbst wenn man möchte,
Bei Hofe Ihnen traun?

Orleans. Nun freilich wohl —
Nach allem, was geschehen —

Sillery. Können Sie
Bei bestem Willen, frag' ich, dies Vertrauen
Rechtfertigen? Sind Sie so weit denn Herr
Noch Ihres Ich, daß Sie mit einem Ruck
Die Bande sprengen dürften, welche Sie
So lang' an Ihre treusten Freunde knüpfen?
Hinüberziehen lassen wir uns nicht!

Orleans. Nun ja, nun ja, das seh' ich alles ein —

Sillery. Dann sehen Sie auch ein, daß die Versöhnung
Nichts and'res wäre als ein Gaukelspiel,
Nur hohler Schein, ein halbes, faules Bündnis,
Das, ohne jeden Halt, beim ersten Anstoß
In sich zerfallen müßte — —

Orleans (verzweifelt). Ja, ja, ja —
Sie haben recht —
Sillery. Wie immer. Darum gehn Sie
Jetzt nur in die Versammlung, sprechen dort
Ihr Sprüchlein mit — und rufen laut im Chorus
Ein Hoch dem König. Dann begeben Sie
Wie früher sich in das Palais Royal —
Und lassen Ihre Freunde für Sie sorgen.

(Indem er ihm die Hand auf die Schulter legt.)

Nur nicht den Mut verloren, lieber Herzog.
Zweifach erreichen Menschen ihre Ziele:
Die Starken durch die Tat — die Schwachen durch
Geduld. Doch kommen Sie, denn es ist Zeit!

(Er führt ihn nach rechts ab; gleich darauf treten)

Zweite Szene.

Danton und **Camille Desmoulins** von links auf.

Danton (umherblickend). Welch reizendes Versteck! Es fehlen nur
Zwei Huldinnen auf einer von den Bänken,
Auf daß wir in die Zeiten der Regentschaft
Zurück uns träumen.
(Nach rechts sehend.) Doch sieh' da: es spukt!
Dort geht der Schatten eines Orleans.
Desmoulins. Fürwahr, der Herzog.
Danton. Und sein alter ego
In Liebe und in Politik. Die haben
Hier wohl ein neues Plänchen ausgeheckt,
Das wie gewöhnlich scheitert. Dies Gesindel
Pfeift, Gott sei Dank, jetzt auf dem letzten Loch.

(Er hat sich auf eine Bank niedergelassen.)

Wie wohlig sitzt sich's hier! Zwar ist das Laub
Schon herbstlich angekränkelt, doch die Sonne

Umfunkelt es und milde Lüfte wehn
So wie im Frühling.
Desmoulins. Danton schwärmt!
Danton. Nein, Freund,
Ich schwärme nicht. (Sich behaglich dehnend.)
Ich bin nur so zufrieden,
Daß dieser gute Ludwig neuerdings
Mit seinem breit bourbonischen Gesäß
Den Thron von Frankreich einnimmt.
Desmoulins (lacht laut auf).
Danton. Lache nicht!
Ich mein' es ganz im Ernst. Denn wenn man so
Bedenkt, was diese armen Königsleute
Empfunden haben müssen auf der Flucht —
Die Todesangst, als man sie in Varennes
Ereilt — ein Stein fürwahr müßt' sich erbarmen!
Die Kön'gin, heißt es, ist in jener Nacht
Ergraut.
Desmoulins. Was tut's? Mit oder ohne Puder:
Die Haare ihres Hauptes sind gezählt.
Danton. Das wäre schade, grausamer Camill,
Denn dieses Haupt ist schön, sehr schön. — Und dann
Die martervolle Rückkehr nach Paris,
Gleich Kälbern eingepfercht in dumpfer Kutsche;
Das Wutgeheul des Pöbels beim Empfang —
Dies Hangen zwischen Sein und Nichtsein, bis
Man sie zuletzt in Gnaden wieder aufnahm:
Selbst ein Tyrannenhasser deiner Art
Kann diesen Freudentag dem Hofe gönnen.
Desmoulins. Das tu' ich auch. Denn diese Galgenfrist
Wird bald zu Ende sein.
Danton. Je nun, wer weiß.
Der kluge Schwätzer Barnave hat sie da
Ganz klug herausgeschwatzt — und wenn sich jetzt

Ein Mann noch fände, der das Königtum
Mit starken Armen aufrecht halten könnte —

Desmoulins (verächtlich). Ein zweiter Mirabeau!

Danton (sich erhebend). Kein Mirabeau!
Das war ein Riese, doch ein ausgehöhlter,
Der sich so lang mit Gold zu füllen wußte,
Bis ihm die Darmgicht endlich Halt gebot.
Er war bereits vom Laster aufgezehrt,
Als er das Wagnis übernahm. Dazu
Braucht's eine frische Kraft, braucht's einen Mann
Des Volks. Gesund an Geist und Körper, stahlhart —
Doch auch so biegsam, jeder Lebenslage
Gewachsen, stets zum Äußersten bereit —
Und auch von der Natur zum Äußersten
Geschaffen.

Desmoulins. Stellst du dich doch vor mich hin,
Als meintest du dich selbst!

Danton. Und warum nicht?
Ich kenn' nichts Ärgres als die Langeweile,
Und auf Gefahr hin, daß du mich erdolchst —
Mit deinen Augen wenigstens — gesteh'
Ich dir: langweilig wird mir nachgerade
Die Revolution — langweilig bis
Zum Ekel. Ja, der Anfang, der war schön!
Die Tage, Freund, wo unter den Arkaden
Du des Palais Royal zur Menge sprachst,
Und diese, freiheitschnaubend und geschmückt
Mit jungen Blättern der Kastanienbäume,
Den Aufruhr wälzte durch die Straßen von
Paris; die ersten Reden Mirabeaus,
In der Versammlung, der Bastillensturm,
Der Zug entmenschter Weiber nach Versailles:
Das waren Tage, wert, gelebt zu werden!
Da fühlte man sich mit den Großen groß

Und brauchte seine Lungen in den Klubs,
Weil jedes Wort auch eine Tat noch war.
Doch jede Wiederholung ist vom Übel,
Denn die Gewohnheit stumpft den Eindruck ab.
Man sieht die Menschen immer kleiner werden —
Und jetzt, da sich die Nationalversammlung
Auflöst, um einer neuen Platz zu machen,
Wird ein Pygmäenvolk man schnattern hören,
Wo einst Giganten sich vernehmen ließen.

Desmoulins. Du solltest sie nicht *alle* unterschätzen,
Die nun berufen sind, des Vaterlandes
Geschicke zu beraten. Glaube mir:
Die Abgeordneten aus der Gironde —
Büzot, Guadet — der junge Vergniaud
Sind Männer von Genie, beseelt
Von jenem Geist, der Republiken schafft.

Danton. Geh' mir mit diesen Flöhen, die Madame
Roland in ihren Röcken ausgebrütet!

Desmoulins. Ich weiß, du liebst nicht diese Frau.

Danton. Gewiß nicht!
Sie war vielmehr seit jeher mir zuwider —
Wie alle Weiber, deren Fleisch zu Geist
Geworden. Hysterie, nichts weiter, sind
All ihre Träume hehrer röm'scher Tugend,
Die nervenkitzelnd ihr das Hirn verdrehn.
Verquickte Lesefrüchte aus Rousseau
Und Plutarch! Wär' Roland um zwanzig Jahre
Nur jünger — und der lederne Gesell
Nicht, der er ist: sie ginge gänzlich auf
In ihrem Ehbett — statt wie jetzt mit all
Den Männern, die sie da empfängt,
Geistige Unzucht hochgemut zu treiben.

Desmoulins. Pfui!

Danton. Ja, da heißt es pfui! So aber seid ihr,

Ihr bösen Narren eures kind'schen Hasses!
Weil einst die Königin, in frischer Jugend
An den lymphatischen Dauphin gekettet,
Der jahrelang in Scheu gezögert hat,
An ihren weißen Blütenleib zu rühren,
Im Park von Trianon verstohlen sich
Die Hände küssen ließ — und auch den Mund
Vielleicht: nennt ihr die Ehebrecherin,
Die Messalina sie — und was weiß ich!
Doch eure dürren geistigen Tribaden,
Das sind Lukretien, Virginien —
Und eure Brutusse und eure Kato
Sind Marat, dieses aberwitz'ge Scheusal,
Das seiner Seele Reinheit durch den Schmutz,
Der ihm am Leibe klebt, erhärten will —
Und jener keusche Tugendschleicher mit
Dem molkengrünen Sodomiterantlitz —

Desmoulins (einfallend). Was schmähst du Robespierre!

Danton. Sieh' da, wie du
Ihn gleich erkennst! Ich schmähe ihn ja nicht —
Ich schildr' ihn nur. Für euch, das weiß ich, ist er
Die Tugend in Person und würdig ganz
In eurer Zukunftsrepublik zu sitzen
Auf dem kurul'schen Stuhl in weißer Toga
Und Sommersprossen an den nackten Beinen.
Glück zu! Doch lieber, als ich dieses Schauspiel
Vor Augen hätte — lieber säh' ich noch
Den letzten Schranzen aus den Tuilerien
Das Königszepter über Frankreich schwingen!

Desmoulins (ausbrechend). Danton!

Danton. Nun was denn? Was? Ich fürchte niemand —
Selbst dich nicht! Denn ich kenn' euch alle, alle,
Wie ich mich selber kenne. Und das ist
Der Unterschied auch zwischen mir und euch,

Die ihr euch selbst nicht kennt. Zum Beispiel du
Spielst stets dich auf den Henkersknecht hinaus,
Bereit, die Welt an den Laternenpfahl
Zu knüpfen — und bist nur ein lyr'scher Dichter,
Recht eigentlich bestimmt, die kleinen Füße
Deiner Lucile als Schäfer zu umschmachten.
Leb' wohl, Camill! Du kannst es weiter sagen,
Was ich dir mitgeteilt. Ich fürchte niemand —
Und geh' jetzt zur Terrasse des Feuillants,
Um mit zu rufen: Hoch der König!

(Rasch ab nach rechts.)

Desmoulins (nach einer Pause). Hört' ich recht?
Steht's so mit Danton? Nein, ich glaub' es nicht.
In diesem Geiste wechselt Flut um Flut
Und jeder Tag bringt eine and're Laune.
Er wollt' uns schrecken bloß, will nur beweisen,
Wie unentbehrlich er der Freiheit sei.
Dem müß'gen Löwen fehlt ein Kampfrevier —
Es soll ihm werden. Doch gefährlich ist
Sein Hochmut — seine Eifersucht auf Robespierre,
Die ich schon längst geahnt und welche jetzt
Mit einem Mal so grell zutage trat.
Wie es auch sei und wie die Würfel fallen:
Er kann sich selbst vernichten nur, nicht uns!

(Ab durch die Mitte.)

Verwandlung.

Der Thronsaal in den Tuilerien. Zwei Haupteingänge durch die Mitte. Ein Zugang von rechts; links eine offene Glastür, die auf den Balkon führt.

Dritte Szene.

Madame **Elisabeth** tritt von rechts auf; gleich darauf die **Königin**. Beide in zeremoniellem Festschmuck.

Elisabeth (im Eintreten). So kommen Sie doch nur, Antoinette!

Was soll dies vorwurfsvolle Zögern? Ist
Es doch der alte, glanzerfüllte Raum,
Der Sie und meinen vielgeliebten Bruder
Bedeutungsvoller heut denn je empfängt.

(Sich mit der Königin weiter bewegend.)

Welch feierliche Stille, die hier herrscht!
Und dennoch ist es mir, als ging' ein Flüstern
Von Geisterstimmen durch den weiten Saal,
Um uns zu grüßen, während rings die Spiegel
Mit unsrem eignen Bildnis uns empfangen.

(Sie ist an die Balkontür getreten.)

Und dort! O blicken Sie hinaus! Paris
Im Festschmuck! Jedes Dach beflaggt! Girlanden
Um alle Fenster, farbige Embleme —
Und drüber hin der sonnig blaue Himmel!
Was sagen Sie zu diesem Anblick, Schwester?

Marie Antoinette.
Gewiß! Gewiß! Ein Anblick wie ein Traum —
Aus dem man jetzt und jetzt erwachen kann.

Elisabeth. Was haben Sie? Was fürchten Sie denn noch?
Es ist kein Traum — ist frohe Wirklichkeit.
Steht Ludwig nicht in diesem Augenblick
Vor der Versammlung, die aufs neu' ihm huldigt?
Erwarten ihn dort unten, Kopf an Kopf
Gedrängt, nicht die Pariser, ihrem König
Wie einst begeistert zuzujubeln?!

Marie Antoinette.
Wenn auch! Schon oft war uns ein ähnlich Schauspiel
Geboten, das in kurzen Tagen sich
In wilde Schreckensszenen umgewandelt.
Und wär' auch alles so, wie es erscheint —
Und hätte ew'ge Dauer: nimmermehr
Vermöcht' es aufzuwiegen all die Schmach

Des letzten Schlags, der uns so tief getroffen. —
O, diese Tage von Varennes!

Elisabeth. Und ich —
Ich preise diese Tage, teure Schwester.
Denn nie hat Gottes unerforschliche
Und liebevolle Weisheit herrlicher
Geoffenbart sich als in ihnen! Ja,
Der Abgrund all des Unglücks und der Schmach,
In den wir stürzten, barg bereits die Rettung —
Den wunderbarsten Umschwung aller Dinge.
Gestehn Sie: wenn die Flucht gelungen wäre,
Wie sie geplant war — hätten Montmédy
Erreicht wir und uns mit dem Heer umgeben:
So tobte jetzt gewiß auf Frankreichs Boden
Der schrecklichste der Kriege. Denken Sie:
Ludwig im Kampf mit seinem eignen Volk!
Besiegt vielleicht — für immer dann verloren —
Und wir mit ihm! Statt dessen fanden wir
In all den Schrecken der Gefangenschaft
Den edlen Bürger, dessen Herz gerührt
Durch unsren Jammer — — Wie, Sie blicken weg?
Sie schweigen?

Marie Antoinette. Nein — o mißverstehen Sie
Mich nicht. Ich weiß zu gut, was wir Herrn Barnave
Zu danken haben. War's doch schon ein Trost,
Bei all den Schrecken der Gefangenschaft,
Bespritzt vom Geifer hassender Verhöhnung,
Auf einen Menschen seiner Art zu treffen.
Doch daß wir diesem einen Menschen alles
Verdanken sollen — Thron und Leben selbst:
O das, Elisabeth, ist ein Gedanke,
Der mir die ganze Tiefe unsrer Ohnmacht
Aufschließt.

Elisabeth. Was sprechen Sie von einem Menschen?

Der eine sprach nur aus, was Ungezählte
In tiefster Seele vor= und mitempfunden!
Paris, das wissen Sie, ist noch nicht Frankreich,
Die Jakobiner nicht das ganze Volk —
Wie heute sich doch sonnenklar erweist!
Und fassen Sie es so, daß Gott es war,
Der Barnaves Wort die Überzeugungskraft
Verlieh, mit der es jeden Widerstand
In der Versammlung siegreich niederwarf:
So fassen Sie auch ganz das hehre Wunder,
Das Sie erheben, nicht bedrücken sollte.

Marie Antoinette. O wer mit Ihren Augen sehen könnte —
Mit Ihrem Herzen fühlen! Sie sind glücklich
In Ihrem Gottvertraun — ich bin es nicht.

Elisabeth. Versuchen Sie es nur, und seine Gnade
Wird Sie erleuchten, wie sie mich erleuchtet. —
Doch sehen Sie, da bringt Lamballe die Kinder.

Vierte Szene.

Prinzessin von Lamballe kommt von rechts mit der jungen Prinzessin **Maria Theresia** und dem **Dauphin**.

Elisabeth. Herbei, ihr Lieben, nur herbei!

Dauphin (auf die Königin zueilend). Maman,
Was gibt es denn?

Elisabeth. Ein Fest — ein hohes Fest!

Dauphin (sich ängstlich an die Königin schmiegend).
Geschieht uns was?

Elisabeth. Ei, Närrchen, sagt' ich doch ein Fest.
Drum hat man euch geschmückt — und seht doch nur,
Wie schön heut Eure Mutter ist!

Lamballe
(mit Beziehung auf den Dauphin, der seine Mutter forschend ansieht).
Er war

Kaum zu bewegen, mir hierher zu folgen —
So schreckhaft ist der Kleine immer noch.

Marie Antoinette. Wahrlich kein Wunder, teuerste Lamballe.

Elisabeth (hat sich der jungen Prinzessin genähert).
Doch du, mein liebes Mädchen, bist es nicht —
Das seh' ich deinen klaren Augen an. (Sie umarmt sie.)

Marie Antoinette.
Ja, dieses Kind gleicht Ihnen — und sie sollte
Auch Ihren sanften, milden Namen führen.

(Laute, stürmische Zurufe schallen von unten herauf. Alle schrecken unwillkürlich zusammen bis auf)

Elisabeth. Was habt ihr denn? Hört ihr nicht Jubelrufe?!
Sie gelten eurem Vater, teure Kinder.
Gleich wird er da sein — und mit ihm die Männer,
Die seinem Throne jetzt am nächsten stehn.

Dauphin. Ist nicht vielleicht der böse Mann dabei,
Der mir im Wagen gegenüber saß —
Mit Blicken, ob sie stechen wollten? Sagt,
Wie heißt er doch?

Marie Antoinette. Pethion.

Elisabeth. Nein, der kommt nicht.
Doch jener gute, freundliche, der dich
So sorgsam auf den Schoß nahm —

Dauphin. Ah, Herr Barnave!

Elisabeth (mit Betonung). Ja, Herr Barnave.

Dauphin. O den mag ich gern!

(Die Rufe sind inzwischen immer lauter geworden und brausen jetzt ganz in der Nähe gewaltig auf. Alle wenden sich erwartungsvoll den Eingängen in der Mitte zu, an deren einem jetzt)

Fünfte Szene.

Der Oberzeremonienmeister Baron **Brezé** erscheint; gleich darauf der **König**.

Brezé. Der König! (Zieht sich zurück.)

Ludwig (rasch eintretend und auf die Gruppe zueilend).
Meine Lieben! Meine Teuren!
(Er umarmt sie der Reihe nach.)
Elisabeth (an seinem Halse). Nun, Ludwig? Nun?
Ludwig. Laßt mich vorerst nur zu
Mir selber kommen. (Er wirft sich auf ein Taburett; gleich darauf wieder aufspringend.) O welch ein Augenblick!
Wie Schuppen fiel es von den Augen mir!
Elisabeth. Sprich, wie empfing dich die Versammlung?
Ludwig. Ernst,
In düst'rer Haltung — wie das Weltgericht.
Und ich, ich stand ein Schuldiger vor ihr.
Doch als ich jetzt zu sprechen anhob, leis'
Zuerst und zagend, aber mehr und mehr
Von meiner Überzeugung fortgerissen
Und jedes Wort aus meinem Herzen holend:
Gewahrt' ich auch den Eindruck meiner Rede.
Entrunzeln sah ich langsam sich die Stirnen,
Sah Rührung, Ehrfurcht in den Männerzügen,
Die kalt und finster erst mich angestarrt —
Ja, manche Träne sah ich unwillkürlich
Auf dieser und auf jener Wange schleichen.
Und als ich die Verfassung dann besiegelt
Mit heiligem Gelöbnis meines Amtes:
Da brach ein stürmisch Hoch! aus jeder Brust —
Aus jenen selbst, die sich dagegen sträubten.
In diesem Augenblick hab' ich gefühlt,
Was ihre Kön'ge noch den Völkern sind!
Elisabeth (zur Königin). O hören Sie es nur!
Ludwig. Doch hab' ich auch
Gefühlt: was einem Könige sein Volk!
Mein ganzes früh'res, haltlos schwankes Sein
Versank weit hinter mir — und vor mir stieg
Empor in hehrem Ernste meine Pflicht.

(Zur Königin, die schweigend vor sich hinblickt.)
O, Antoinette, scheuchen Sie die Schatten,
Die stolz und düster noch Ihr Antlitz trüben —
O, scheuchen Sie des Zweifels Schatten fort!
Vertrauen Sie — auf daß man uns vertraue!

Marie Antoinette.
Wie gerne möcht' ich's, mein Gemahl! Doch find'
Ich noch die Kraft nicht, an der Dinge Wandel
Zu glauben — so wie Sie. Zu heucheln, Ludwig,
Das wissen Sie, war niemals ich imstande —
Sie werden es auch jetzt nicht von mir fordern.
Sie müssen Zeit mir gönnen — denn so leicht
Wie Sie vermag ich die Vergangenheit
Nicht über Bord zu werfen.

Ludwig (betreten). Welch ein Vorwurf —

Marie Antoinette.
Kein Vorwurf! Nein! O glauben Sie, ich kenne
Sie ganz! Wie in das eig'ne, blick' ich in
Ihr Herz — das weiche, nachsichtsvolle Herz,
Das für Ihr Volk in treuer Liebe schlägt.
Sie können es auch lieben, denn es liebt
Sie wieder — liebt als Menschen Sie — trotz allem,
Was man dem Herrn und König angetan.
Mich aber hat's seit jeher nur gehaßt!
(Da der König eine Einwendung erheben will.)
Gehaßt — mit Unrecht; denn ich liebte Frankreich.
Ich liebt' es schon in meinen Mädchenträumen,
Und als mein Fuß betreten seinen Boden —
Da hätt' ich auch mit ausgespannten Armen,
Was ich erblickte, heiß umfangen können.
Doch welch ein Lohn ward meiner Zärtlichkeit,
Der jugendlichen Hoffnung meiner Seele?
Hohn, Spott, Verachtung, niedrige Verleumdung!
Bei Hofe selbst! Wie frech und schamlos war

Ihr Bruder Artois! Mit welcher Gier
Griff den Betrug man mit dem Halsband auf,
Das jene schändliche Lamotte —

Ludwig. Warum
Beschwören Sie Gespenster jetzt herauf —
In dieser Stunde —

Marie Antoinette. Nicht um sie zu schänden!
Nur um zu zeigen, wie man stets bemüht war,
Das Weib in mir zu treffen, zu verletzen.
(Mit steigender Erregung fortfahrend.)
Und als dann meine Unschuld klar erwiesen —
Da war's mein freundlich stilles Trianon,
Das man mit tück'schem Spähersinn umgarnte,
Verargend mir, begeifernd jede Freude,
Die ich in freudenlose Tage wob.
Die Österreich'rin hieß ich damals schon —
Der böse Genius Frankreichs! O, die Lippe,
Sie schaudert, all die Namen nachzusprechen,
Die man mir beigelegt — um endlich in
Der königlichen Furie zu gipfeln,
Auf deren schwarze Seele man das Blut
Der ersten Schreckenstage bürdete.
Dies alles mir! Mir, die — Sie wissen es —
In Ihrer Todesangst nichts and'res tat,
Als ihren Brüdern tränenvolle Briefe senden —
Die, kaum beachtet, ohne Wirkung blieben.
O, wenn Sie das ermessen, werden Sie
Auch fassen, was ich zu verzeihen habe!

Ludwig. Gewiß, gewiß — und dennoch —

Marie Antoinette. Müßt' ichs können!
Wohlan, ich will's versuchen — Ihretwegen,
Ludwig! Sie sollen nicht am Ende noch
Mich selber Ihren bösen Genius nennen!
Sie sprachen vorhin aus, daß Ihre Pflicht,

Die Königspflicht Sie voll und ganz erkannt.
Doch Königspflicht gibt auch ein Königsrecht.
Wenn das man achtet, wird die Königin
Von ganzer Seele auch die Pflichten teilen!

Ludwig (freudig). Antoinette!

Marie Antoinette (ihn umarmend). Selig wird sie sein,
Wenn einst sie in Erinnrung dieser Stunde
Zu Ihnen sagen kann: ich habe mich
Getäuscht — nicht Sie!

Ludwig (in der Umarmung). O, wie beglücken Sie
Mit solchen Worten mich, die diesem Heut
Erst seine letzte, vollste Weihe geben! — (Sich los machend.)
Ich höre kommen! Sei'n Sie allen gnädig,
Die jetzt erscheinen werden, Glück zu wünschen
Zur Feier des bedeutungsvollen Tages.
Voran Bailly, der würdige Bailly,
Im Namen von Paris. Dann Deputierte
Der Nationalversammlung, angeführt
Von Barnave. Ihm freundlich zu lächeln, wird
Doch Ihrem schönen Munde allzuschwer
Nicht werden. Er verdient es. Freilich könnte
Der Anblick Lafayettes dieses Lächeln schon
Im Keim erdrücken. Aber — o ich bitte —
Beweisen Sie auch ihm — —

Marie Antoinette (lächelnd). Daß die Befreite
In ihm nicht mehr den Kerkermeister sieht.
Ich werde heucheln nicht — doch gnädig sein.

Ludwig (zögernd).
Und dann — mein Vetter Orleans — wenn auch er
Erschiene — —

Marie Antoinette. Glauben Sie, daß er es wird?

Ludwig. Ich wünsch' und hoff' es! (Er wendet sich mit den andern den Eingängen in der Mitte zu, durch welche jetzt unter der Führung Brezés eintreten:)

Sechste Szene.

Bailly, Lafayette, Mandat. Zehn Deputierte der Nationalversammlung, **Barnave** an der Spitze. Marschall **Mouchy, Bertrand de Molleville** und eine Anzahl von Edelleuten, so daß die Bühne reich belebt wird.

Ludwig (ihnen entgegen).
Willkommen, edle Männer, Söhne Frankreichs!
Willkommen, Bürger von Paris! Noch nie
Erschlossen sich die Tuilerien — nie
Zu einem schöneren Empfang! O, treten
Sie näher doch — ich bitte, alle, alle!
Hier sehn Sie meine Gattin — meine Kinder —
Und meine Schwester. Mit mir fühlen sie,
Ergriffen und bewegt, die ganze hehre Wonne —
Des Augenblicks unendliche Bedeutung!

Bailly (sich der Königin nähernd).
Empfangen Eure Majestät vor allem
Den freud'gen Segensgruß der Stadt Paris,
Die wieder jetzt zu Ihren Füßen liegt.

Marie Antoinette.
Zu meinen Füßen wollt' ich nie sie sehen. —
An meinem Herzen, ja! Ihr treues Antlitz,
Bailly, macht mir die Botschaft doppelt wert —
Vermelden Sie Paris den Dank der Königin.
(Zu Barnave, der sich gleichfalls genähert hat.)
Durch Sie, Herr Barnave, jetzt auch der Versammlung,
In der wir Freunde fanden, die wir nicht
Vermutet hatten — Freunde so wie Sie,
Die nie und nimmer wir vergessen werden.
(Sie reicht ihm die Hand zum Kusse.)

Barnave. Was ich getan, gibt meinem Dasein Wert —
Daß ich es konnte, war mein höchstes Glück.

Marie Antoinette (zu Lafayette).
Ich grüße Sie, Marquis von Lafayette:
Denn heute kann ich Sie willkommen heißen.

Lafayette. Und werden mir verzeihen, Königin.
Erfüllen mußt' ich, was die Pflicht gebot.

Marie Antoinette.
Ich weiß, ich weiß — Sie sind ein Mann der Pflicht —
Der strengen Pflicht.

Lafayette. Ich bin Soldat, Madame.
(Zum König gewendet.)
Und bitte deshalb meinen König jetzt,
Mich zur Armee zu senden. In Paris
Ist meines Wirkens, fühl' ich, längst nicht mehr.

(Von unten herauf ist inzwischen wieder lärmender Zuruf vernehmlich geworden, der mehr und mehr anschwillt.)

Bailly (zum König). Sie hören, Sire, das Volk wird ungeduldig.
Es hofft, daß Sie mit all den Ihren sich
Auf dem Altane zeigen werden —

Ludwig. Hofft
Es, wünscht es das!?
(Zur Königin). O, kommen Sie, Madame!
Wie treu, wie gut ist dies Pariservolk!
Könnt' ich's beglücken, wie einst der Bearner,
Mein großer Ahn' — den sie ja einstens auch
Als Feind betrachtet. — — Kommt, o kommt, ihr Kinder!
Elisabeth! O, sel'ger Tag!
(Umher blickend.) Und doch,
Nicht gänzlich ist die Freude ungetrübt,
Denn ich vermisse Herzog Orleans.
Der einz'ge unsres Hauses, der mit uns
Die Luft von Frankreich atmet — und er fehlt!
Wie gerne hätt' ich mich an seiner Seite
Dem Volk gezeigt!
(Mächtig anschwellende Rufe.) Ja, ja, wir kommen schon!

(Er geht mit den Seinen auf den Altan hinaus; Bailly folgt ihnen. Lafayette tritt wie absichtlich zurück. Während die andern sich der Tür zubewegen und unten brausende Jubelrufe erschallen, fällt rasch der Vorhang.)

Ende des ersten Aktes.

Zweiter Akt.

Kleiner Empfangssaal in den Tuilerien mit einer Galerie, die nach rechts und links hinter die Szene führt. Im Saale selbst Seitentüren.

Erste Szene.

Der Zeremonienmeister **Brezé**, der Marschall **Mouchy** und **Bertrand de Molleville** kommen durch die Galerie.

Mouchy. Was sagen Sie, Brezé? Mallet Dupan —
Der Genfer Journalist?

Brezé. Vor einer Stunde
Direkt von Koblenz eingetroffen.

Mouchy. Nun,
Dem Himmel Dank! Ihn schickt gewiß Breteuil.

Brezé. Das denk' ich auch. Er tat geheimnisvoll —
Und weilt jetzt bei der Königin.

Mouchy. O dann —
Dann zweifl' ich keinen Augenblick, daß alles
Bereit ist, endlich — endlich loszuschlagen!

Molleville. Was soll bereit sein? Was?

Mouchy. Sie fragen noch?
Die tapfren Emigranten — Preußens Heere,
Um sich mit jenen Östreichs zu vereinen —

Molleville. Mein lieber Marschall, man ist nicht so rasch
Wie Ihre Phantasie.

Mouchy. Sie glauben also,
Daß sich Europas Mächte länger noch
Bedenken könnten — länger noch mit ansehn,
Wie man in Frankreich jetzt das Königtum
Zum Sklaventum erniedrigt?

Molleville. Immerhin —
Man sieht es aber nicht, man hört davon,
Und die Entfernung schwächt den Eindruck ab.
Auch ist die Politik nicht Herzenssache,

Da spricht allein der Kopf — der klare Kopf.
Wenn's ratsam wäre, mit Gewalt der Waffen
Den Grenzen Frankreichs drohend sich zu nahn:
Man hätt' es längst getan.

Mouchy. Man hätt' es auch!
An diesem Zögern trägt der König schuld —
Nur er allein mit seinem zagen Schwanken,
Mit seinen ewigen Bedenklichkeiten —

Molleville. Die haben guten Grund. Ein solcher Streich,
Geführt von fremden Mächten, träfe nur
Ihn selbst und könnte, eh' er noch gelingt,
Ihm Thron und Leben kosten. Glauben Sie:
Ein Mittel gibt es nur: gewinnen muß man
Mit klugem Sinn die Häupter der Bewegung.

Mouchy. Die Häupter der Bewegung! Dieser Hydra,
Der täglich, stündlich hundert neue wachsen!
Fürwahr, ein Unternehmen, Ihrer würdig!
Sie wollen es mit Danton jetzt versuchen —
Der wird Sie narren, wie's die andern taten,
Indes die Greu'l von Tag zu Tag sich mehren.

Brezé. Jawohl, die Greuel! Denken Sie doch nur:
Gestern, um Mittagszeit, erscheint Minister
Roland ganz plötzlich in den Tuilerien,
Dem König eine Schrift zu überreichen.
Doch wie erscheint er? Wie? Ganz unerhört:
In kotbespritzten Schuhen ohne Schnallen!

Molleville. Entsetzlich! Ganz entsetzlich in der Tat!
Armer Brezé, Sie haben's überlebt?

Brezé. Man wird hier nächstens ohne Hosen kommen —

Molleville. Das wär' so übel nicht. Denn um so besser
Kann man nach Blößen spähen.

Mouchy. Spähen Sie
Nur zu! Und lassen Sie das Königshaus
In Angst und stetem Schrecken weiter atmen!

Gestatten Sie, daß man der Majestät
Mit wutgeballter Faust ins Antlitz schlägt,
Um mit Gewalt Erlässe zu erzwingen,
Gen die sich Ehre und Gewissen sträuben.
Ergötzen Sie sich mit nur an dem Schauspiel,
Das man der armen Königin bereitet,
Wenn unter ihren Fenstern treue Priester
Von Pöbelhänden hingemordet werden!
Ich aber sage Ihnen: nur Gewalt
Vermag uns noch zu retten. Hätte man
Gleich anfangs sie geübt, den ersten Aufstand
Mit Kugelregen und Kanonendonner
Von allen Seiten jählings unterdrückt:
Es wäre nie zum Sturm auf die Bastille —
Nie zu den Tagen von Versailles gekommen!

Molleville. Wirklich? Wirklich? O wie schade dann,
Daß Sie nicht damals das Kommando hatten —
Und schon den Marschallsstab als Krücke brauchten!

Brezé (nach rechts horchend).
Still, meine Herren, still! Ich höre kommen.
(Sie ziehen sich alle in die Galerie zurück.)

Zweite Szene.

Marie Antoinette kommt mit **Mallet Dupan** durch die Saaltür rechts.

Marie Antoinette. Sie bürgen also, Herr Mallet, dafür,
Daß alles sich verhält, wie Sie gemeldet?

Mallet. Wie sollt' ich nicht? Sah ich doch selbst das Heer,
Das ungeduldig schon bei Koblenz harrt.
An zwanzigtausend Streiter, Königin!
Der ganze Adel Frankreichs! Und dann noch
Die Truppen Preußens — achtzehntausend Mann,
Der tapfre Herzog Braunschweigs an der Spitze,
Bereit, zum kaiserlichen Heer zu stoßen —
Wofern der König einverstanden ist.

Und außerdem: rings in Europa Hülfe —
Von Rußland, England, Spanien — jenes Herrschers,
Des schwed'schen Gustav, gar nicht zu gedenken,
Der einen Kreuzzug für das Königtum
Auf seinem Throne feierlich geschworen.

Marie Antoinette.
Nun denn, so greif' ich heut' in seine Seele,
Die tief gepeinigt von den Widersprüchen,
In die man tückisch grausam ihn verwickelt,
Längst im geheimen nach Befreiung lechzt.
Sie wissen nicht, wie sehr der König leidet!

Mallet. Ich weiß es. Ist uns doch nicht fremd geblieben,
Was sich in Frankreich zutrug seit dem Tag,
Wo Ihren Thron man wieder aufgerichtet.
Wir wissen, Königin, wie treu Ihr Gatte
An der Verfassung hält, die jetzt ihm weigert,
Was sie dem Herrscher selber zugestanden.

Marie Antoinette. Das ist es auch, was ihn am tiefsten kränkt
Und sein Gemüt, das liebevoll wie keines
Dem ganzen Volk sich sonnenhell erschlossen,
Verdüstert — aber endlich auch empört.
Sofern ist auch die Stunde günstig jetzt.
Denn jenes Schreiben, das er von Roland
Gestern empfing: der letzte Tropfen war es —
Und seiner Langmut Maß scheint nun gefüllt.

Mallet. Ein Schreiben von Roland?

Marie Antoinette. Von dessen Frau
Vielmehr. Sie ist ja doch die Seele der
Gironde — und denkt und schreibt für sie.

Mallet. Und was
Enthielt die Schrift?

Marie Antoinette. Gebieterischen Tones
Ermahnungen, Vorwürfe, Drohungen!
Absetzung — ja sogar den Tod verheißt es,

Wenn die Gesetze nicht bestätigt werden,
So die Versammlung gegen Emigrierte
Und jene fromme Priesterschaft erlassen,
Die noch den Eid auf die Verfassung weigert.
Mallet. Daran erkenn' ich sie.
Marie Antoinette. Ich möchte wissen,
Was dieser Frau den Mut gibt — was sie antreibt
Uns so zu hassen!
Mallet. Das ist leicht zu sagen:
Die Sucht nach Größe, die es nicht erträgt,
Im Hintergrund zu stehn; die Eitelkeit,
Die das vernichten will, was sie verletzt.
Madame Roland ist für die Republik,
Weil sie darin als Königin glänzen will.
Und all die Leute, welche sie umgeben,
Die an dem Auge dieses Weibes hangen,
Sind ähnlichen Gelichters — bis auf einen.
Marie Antoinette. Und dieser eine —?
Mallet. Vergniaud. Ihm schwebt
Ein Ideal vor. Er allein ist selbstlos
Und opfert sich, es zu verwirklichen.
Doch all die andern sind erboste Schwärmer
Für eine Gleichheit, die natürlich nur
Nach oben gelten soll und die sie selbst
Im schnöden Dünkel ihrer Selbstvergött'rung
Mit jeder ihrer Handlungen vernichten.
Für ihres Ichs hellstrahlendes Idol
Sind sie bereit jedweden hinzuschlachten —
Als ekles Widerspiel der Jakobiner,
Die eins sich fühlen mit dem wüsten Pöbel
Und für das Tier im Menschen sich begeistern.
Marie Antoinette. Wie Sie die Leute kennen!
Mallet. Bin ich doch
Aus Genf — ein Sohn der sogenannten Freiheit!

Früh hab' ich schon den faulen Sumpf ergründet,
Der prahlerisch die Republik sich nennt —
Brutstätte nur unzähliger Tyrannen
Im kleinen, die in feiger Niedertracht,
Verschanzt rings durch Gesetze, ärger hausen,
Als ein gekrönter Herrscher es vermöchte,
Den seine Würde vor Gemeinheit schützt,
Und wär' er auch der ärgste der Despoten.
Drum bin ich für das Königtum, Madame,
Und habe seinem Dienste mich geweiht.

Marie Antoinette. Wir danken Ihnen, Herr Mallet.

Mallet. Sie haben
Mir nicht zu danken, Königin. Ich stehe
Im Dienst einer Idee wie Vergniaud.

Marie Antoinette. Ich aber hoffe, daß sich die Idee,
Der Sie sich weihten, siegreich zeigen wird.
Jetzt aber bitt' ich Sie, sich zu entfernen.
Der König darf Sie früher nicht gewahren,
Als bis ich selbst mit ihm gesprochen habe.

Mallet. Mög' ihn Ihr Wort bestimmen. Denn Sie wissen,
Welch ein Beschluß in Koblenz ward gefaßt —
Und daß Sie jetzt zum äußersten gedrängt sind.

(Er verbeugt sich und geht durch die Galerie ab.)

Marie Antoinette (allein).
So ist's! Wir sind zum äußersten gedrängt,
Nicht jetzt, nicht heute bloß — wir sind es längst.
Und so geschehe, was da muß. — Er kommt.

(Zieht sich tief in den Hintergrund zurück.)

Dritte Szene.

Ludwig tritt aus der Saaltür links und schreitet langsam über die Bühne bis zu einem Tische, hinter welchem ein Fauteuil steht. Er hat ein offenes Schreiben in der Hand und liest darin während des Gehens.

Ludwig (lesend). Der Himmel hat die Könige mit Blindheit

Geschlagen. Nehmen Sie in acht sich, Sire!
Mißtraun erregt der Aufschub der Gesetze,
Die Sie erlassen müssen! Und vom Mißtraun
Ist es nicht weit zum Zweifel — und vom Zweifel
Nicht weit zu haßdurchloderter Empörung.
Mißtrauisch ist das Volk. Sobald es zweifelt —
An seiner Freiheit zweifelt, wird es diese
Mit Blut zu fest'gen wissen!

(Er hat sich inzwischen auf den Fauteuil niedergelassen.)

O, zu viel!
Zu viel! Je öfter ich die Stelle lese
Und wieder lese, desto mehr erkenn' ich:
Das ist kein Warnen, keine Drohung mehr —
Es ist Ankündigung des Vorgefaßten.
Und das von meinem eigenen Minister —
Das von Roland, der mehr als jeder andre
Um all die Kämpfe weiß in meinem Innern!
Ich seh' es immer deutlicher: da ich
So vieles gab, drum fordern sie stets mehr
Und legen mir, wenn ich's verweigere,
Zur Unterschrift mein Todesurteil vor.

(Das Blatt entsinkt seiner Hand.)

Marie Antoinette (hat sich ihm inzwischen von rückwärts genähert).
Ludwig —

Ludwig (aufschreckend). Wer ist — Antoinette, Sie?
Was führt —

Marie Antoinette. Ich will mit Ihnen sprechen.

Ludwig. Jetzt —?

Marie Antoinette.
Jetzt oder nie! Wie lang schon wollt' ich's! Doch
Ich schwieg, weil ich es mir gelobt. Sie sollten
Nicht sagen können, daß ich Sie beirre.
Ich schwieg, als ich Sie aus dem ersten Traum

Erwachen sah der königlichen Täuschung,
Der Ihre milde Seele rasch sich hingegeben.
Ich schwieg, als man Sie zwang, an Österreich
Die Kriegserklärung zu erlassen — und
Zu will'gen in ein Lager um Paris
Mit zwanzigtausend föderierten Streitern,
Die nicht den Feind — die uns allein bedrohn.
Ich schwieg, als man Gesetze vorgelegt,
Die Sie dem Haupt der Christenheit genüber
Niemals bestät'gen dürfen — die das Herz
Zerfleischen Ihrer glaubensfrommen Schwester.
Ich schwieg — doch wozu schwieg ich nicht! Ich schwieg
Sogar, als Sie nach langem Kampf mir gestern
Den Inhalt jenes Schreibens mitgeteilt,
Das hier am Boden liegt. Jetzt aber — jetzt,
Wo wir vor einem Wendepunkte stehn,
Darf ich nicht länger schweigen.

Ludwig. Wendepunkt —?
Wie soll ich Sie verstehn —?

Marie Antoinette. Breteuils Agent
Ist heute in den Tuilerien eingetroffen.

Ludwig. Mallet Dupan?

Marie Antoinette. Derselbe junge Genfer,
Der unsrem Dienst so freudig sich geweiht —
Der Sie schon einmal —

Ludwig. Und jetzt wieder kommt,
Um mich im Auftrag meiner Brüder zu
Bestimmen, daß ich mit den Mächten mich
Ins Einvernehmen setze — nein! Niemals!

Marie Antoinette. Und warum nicht?

Ludwig. Wenn Sie das selbst nicht fühlen —
Wie soll ich's Ihnen auseinander setzen?
Ist es, ich frage Sie, denn irgend möglich,
Daß ich den Feinden Frankreichs mich verbände?

Marie Antoinette.
Den Feinden Frankreichs? War denn Kaiser Franz,
Mein junger Vetter, Frankreichs Feind? Ihm ward
Der Krieg erklärt — nur um der Welt zu zeigen,
Daß Frankreich ihr den Fehdehandschuh hinwirft.
Ist Preußens König Frankreichs Feind, weil er
Das Königtum in ihm beschützen will?

Ludwig. Gewiß — wenn man es so betrachtet —

Marie Antoinette. Und
Ist etwa gar der Adel Frankreichs Feind?
Des Bodens Feind, den er verlassen mußte,
Weil er des Pöbels Herrschaft nicht ertrug?
Sie hassen nicht das Land, sie lieben es —
Und wollen es für sich und Sie erretten.

Ludwig (fest). Gleichviel. Ich kann — ich darf es niemals tun.

Marie Antoinette. So hören Sie, was man beschlossen hat
Wenn beizustimmen jetzt Sie noch verweigern.
Man hat beschlossen: Sie des Throns von Frankreich
Verlustig zu erklären — zum Regenten
Einstweilen Ihren Bruder einzusetzen,
Den Grafen von Provence, der ungesäumt
Dann mit den Mächten unterhandeln wird.

Ludwig (betreten).
Wie? Das — o das sieht meinen Brüdern ähnlich!

Marie Antoinette. Es ist beschlossen.

Ludwig. Mag's beschlossen sein.
Es auszuführen, mangelt eins: das Recht.

Marie Antoinette. Gilt denn in diesen Tagen noch das Recht,
Wo rings die Willkür sich zu Recht erhebt?
Ich liebe nicht, Sie wissen's, Ihre Brüder,
Die sich — in kühler Schläfrigkeit der eine,
Der andere in seiner hohlen Prahlsucht —
Stets Ihnen überlegen glaubten, und
Höchst widerlich ist der Gedanke mir,

Wie jetzt sich der kleinhirn'ge Artois
Als Retter Frankreichs bei den Höfen aufspielt.
Wie sie jedoch, als Prinzen, handeln wollen,
Dazu sind sie, bei Gott, auch vollberechtigt!

Ludwig. Antoinette!

Marie Antoinette. In ihren Adern fließt
Das Blut der Bourbons. Müssen sie es nicht,
Die Enkel aller Könige vor Ihnen,
Als tiefe Schmach empfinden, daß ihr Bruder
Das Königtum mit Füßen treten läßt —
Ja, es dem Untergange zudrängt?

(Da Ludwig in sich versinkend schweigt.)

Und
Womit? Mit mißverstandnem Pflichtgefühl!
Erinnern Sie sich dessen, was ich sprach,
Als man Sie wieder auf den Thron erhob,
Und ich in trübe Ahnungen versank?
Die Königspflichten geben Königsrechte!
Wo sind sie? Die Verfassung gab sie Ihnen —
Ausüben aber dürfen Sie sie nicht.
Sie gehn zu weit in Ihrer Selbstverleugnung,
Denn Sie verleugnen auch damit die Krone. —
Doch wozu, Ludwig, sag' ich Ihnen das?
Sie fühlen es ja selbst in tiefster Seele.
Ich kenne Ihre ruhelosen Tage —
Ich kenne Ihre schlummerlosen Nächte . . .

Ludwig. Wenn auch! Was soll ich tun?

Marie Antoinette. Endlich erkennen,
Daß Sie es so nicht weiter führen können —
Daß Sie gezwungen sind, zu handeln. O,
Daß Ihnen, der mit Tugenden geschmückt,
Wie wen'ge Herrscher — nein, was sag' ich Herrscher —
Wie wen'ge Menschen, eine Eigenschaft
Versagt geblieben ist: der Mut! (Da der König zusammenzuckt.)

Ludwig —
Sie sollen — Sie dürfen mich nicht mißverstehn!
Ich weiß, daß Sie in Ihrem Innersten
So unerschrocken sind, wie einer! Weiß,
Daß niemals Sie gezittert — daß Sie da,
Wo Furcht beginnt bei andern, furchtlos werden.
Sie haben jenen Mut, der nicht geschätzt wird —
Und nie und nimmer von der Welt verstanden:
Den Mut zu dulden, und den Mut zu leiden —
Doch nicht den Mut der Tat!

Ludwig (ergriffen). Gewiß — gewiß —
Entschlossenheit ist meinem Wesen fremd.
Wär' ich entschlossen, hätt' ich längst vielleicht
Von mir geschleudert diese Dornenkrone,
Die rücksichtslose, harte Träger braucht —
Mir aber war es stets: ich dürf' es nicht.

Marie Antoinette. Sie hatten nur ein richtiges Gefühl.
Sie durften's nicht — und dürfen's jetzt auch nicht.
Ludwig — wir waren lang einander fremd.
Nicht bloß durch meine — auch durch Ihre Schuld.
Ganz unbegreiflich war der kühle Blick mir,
Mit dem Sie mich als Ihre Braut empfingen —
Ganz unbegreiflich wie das scheue Wesen
Des Gatten, der mir auszuweichen schien.
So kam die Zeit von Trianon, die man
Mir vorwirft — wie vielleicht ich selbst.
Erst als die Tage kamen, wo der Sturm
Des Aufruhrs uns umbrauste, schlossen wir
Uns näher aneinander — schlossen sich
Auch uns're Herzen gegenseitig auf.
Da erst lernt' ich Sie kennen, lernte Sie
Verstehn in Ihrer schlichten, tiefen Güte —
Und Sie in Ihrer edlen Schwäche lieben!

Ludwig (düster). Ich weiß. Doch jetzt —

Marie Antoinette. Lieb' ich Sie mehr als je!
Und preisen möcht' ich fast die harte Schule,
Die ich an Ihrer Seite durchgemacht.
Denn abgestreift von mir hat sie das letzte
An Leichtsinn und frivoler Weltlichkeit.
Nun schätz' ich ganz Sie, wie Sie es verdienen —
Und ich bin stolz auf Sie, wenn ich vergleiche.
Wie klein erscheint in seiner schnöden Selbstsucht
Der groß genannte Ludwig, der da rief:
Der Staat bin ich, gen Ihre Selbstverleugnung —
Wie ekel jener vielgeliebte König
Vor Ihnen, in der Lüste Schlamm versinkend
Als Knecht der Dubarry, gen Ihre Reinheit!
Wenn je ein Haupt der Krone würdig war,
So ist's das Ihre!

Ludwig (hingerissen). Mein geliebtes Weib!

Marie Antoinette.
Darum bewahren Sie sie auch für sich —
Und Ihren Sohn!

Ludwig (sich wieder fassend). Doch nicht um solchen Preis.
Spricht denn nicht schon Ihr Stolz dagegen? Möchten
Sie wirklich Frankreichs Krone — die auch Ihre,
Den fremden Mächten zu verdanken haben?
Und meinen lieben, teilnahmsvollen Brüdern?
O malen Sie sich doch die Folgen aus!
Und dann: wird jenes Unternehmen auch
Gelingen? Artois — Breteuil mit ihm,
Sie sehen immer alles rosig an,
Was da im Einklang steht mit Ihren Wünschen.
Ich nicht. So tapfer auch die Emigrierten,
Wie sie beseelt auch mögen sein von Kampflust:
Die Mächte haben zögernd nur gerüstet —
Schwerfällig sind sie, kaum in Gang zu bringen.
Den ersten Anprall wirft vielleicht schon Luckner

Im Elsaß — Dumouriez in Belgien nieder.
Ein Land, wie Frankreich, ist nicht einzunehmen.
Marie Antoinette. Gewiß. Allein vergessen Sie auch nicht,
Daß alles, was noch königlich gesinnt
Und jetzt bedrückt wird von dem Terrorismus
Der Jakobiner — wie sich die Vendée —
Erheben wird, begeistert mitzukämpfen.
Ludwig. Damit wär' auch der Bürgerkrieg entflammt.
Im Innern Frankreichs flösse schon das Blut,
Eh' noch ein Mann vom Heer der Koalierten
Hier eingedrungen wäre! Nein — und nein!
Weit eher folg' ich noch dem Rat Mollevilles —
Und trachte, mich mit Danton zu verständ'gen.
Marie Antoinette.
Mit Danton? Diesem Mirabeau des Pöbels!?
Ludwig. Gerade deshalb. Seine Macht ist groß —
Sein Wort wirkt jetzt wie keines auf das Volk,
Das immer lenkbar bleibt — er wird es lenken.
Marie Antoinette. O geben Sie sich keiner Täuschung hin!
Zum Schlechten lenken können diese Leute,
Zum Guten nicht. Entfesseln können sie
Die Leidenschaften, doch beschwicht'gen niemals.
Wie war's mit jenem echten Mirabeau?
So lang er in das Horn des Aufruhrs stieß,
War seine Lunge stark. Doch als er anfing,
Schalmei'n zu flöten, da ging ihm sehr bald
Der Odem aus.
Ludwig. Er kam für uns zu früh.
Marie Antoinette. O sagen Sie zu spät! Sein trister Nachlaß
War die Idee zur Flucht, die uns so schwer
Gefährdet und so tief erniedrigt hatte.
Was hatten wir, gestehen Sie, denn sonst
Von diesem tollen Wüstling, diesem Schlemmer,
Den wir mit Geld gemästet — und vor dem

Wir uns mit vagen Hoffnungen gebeugt?
Das Rot der Scham steigt mir im Antlitz auf,
Gedenk' ich jenes Abends in Saint Cloud,
Wo ich den mächt'gen Volkstribun empfing,
Der drauf bestand allein mit mir zu sprechen.
Er kam als Mann nicht, sondern nur als Geck,
Der sich in seiner Eitelkeit vermaß,
Auf mich zu wirken wie auf andre Weiber.

Ludwig (blickt mit einer unwilligen Gebärde zu Boden).

Marie Antoinette. O pfui! O pfui! Und diesen Danton wollten
Sie jetzt heranziehn? Daß er jenen Frechen
Noch überfrecht — und mir vielleicht am Ende,
Wenn in den Tuilerien er aus und eingeht,
Noch unters Kinn greift? Ludwig — nie und nimmer!
Und wenn er zehnmal ein Erretter wäre —
Wie er es nicht ist — dürfen Sie doch nie
Die Krone diesem Pöbelfürsten danken!

Ludwig. Was aber dann? Was aber dann?

Marie Antoinette. Ich will
Es Ihnen sagen. Ihre Weigerung,
Die Hilfe fremder Mächte anzunehmen,
Sie ist berechtigt, wie's die Zweifel sind
An dem Gelingen der Invasion.
Gut denn. Verschieben Sie noch den Entschluß —
E r p r o b e n Sie, ob Sie noch K ö n i g sind!

Ludwig. Ob ich noch König bin —

Marie Antoinette. Erlassen Sie
Das Veto gegen die Gesetze,
Die zu bestät'gen man Sie zwingen will.

Ludwig (erfaßt). Das Veto! Ja!

Marie Antoinette. Sodann entlassen
Sie die Minister, die zu drohen wagten.
Roland zuerst, der Ihr Minister nicht,
Der nur das Sprachrohr ist der Girondisten.

Ludwig (fortgerissen). Roland zuerst!
Marie Antoinette. Den doppelzüngigen
Servan — und dann Clavière!
Ludwig. So sei's!
Marie Antoinette. Hierauf erscheinen Sie in der Versammlung,
Versichern ernsten Worts, daß wie bisher
Sie die Verfassung heilig halten werden,
Wenn man die Rechte heilig halten wird,
Die Ihnen die Verfassung zugesteht.
Ludwig. Das ist es — ja! Genau so werd' ich sprechen.
Marie Antoinette.
Beugt man sich Ihrem Willen, zeigt man Ihnen,
Daß man ihn achtet — daß man's redlich meint
Wie Sie — dann senden Sie Mallet Dupan
Nach Koblenz rasch zurück mit der Erklärung,
Daß Sie nicht will'gen können in die Absicht
Der Koalierten. Führen Ihre Brüder
Wirklich den Vorsatz aus, Sie abzusetzen —
Was Ihren Thron hier nur befest'gen kann —
Und nahen sie heran mit fremden Heeren:
Dann ziehn Sie selbst das Schwert und werfen
Entgegen sich mit der Armee von Frankreich!
Doch wenn Sie sehn, wenn deutlich Sie erkennen,
Daß man auch hier die Absicht hat, vom Thron
Mit allen Mitteln Sie hinabzustürzen:
Dann bleibt auch keine Wahl mehr — und Sie müssen
Die Rettung, die sich bietet, rasch ergreifen.
Ludwig (überwältigt). Gewiß! Gewiß! Das ist der richt'ge Weg —
Der einz'ge, der mich führt aus meinem Schwanken.
(Er sieht nach der Uhr.)
Es geht auf zwölf. Die Stunde der Minister.
Sie werden kommen, Vortrag zu erstatten,
Wie jeden Tag. Da kann auch allsogleich
Der Würfel fallen.

Marie Antoinette. Ja, er falle, Ludwig,
Wie es auch ende, handeln müssen Sie! —
Mir ist, ich höre kommen. Doch ich gehe,
Man darf mich nicht an Ihrer Seite finden.
(Sie entfernt sich durch die Saaltür rechts.)

Vierte Szene.

Brezé erscheint am Eingang der Galerie.

Brezé (vortretend). Die Herrn Minister, Sire!
Ludwig. Sie sollen kommen.
(Für sich, stark.)
Ich muß erproben, ob ich König bin!
(Er tritt an den Tisch und nimmt eine erwartende Haltung an. Während nun die Minister, Roland an der Spitze, eintreten und sich ihm mit Verbeugungen nähern, fällt der Vorhang.)

Ende des zweiten Aktes.

Benvenuto Cellini.

(Dramatisches Gedicht. 1883.)

Vorwort des Herausgebers.

„Benvenuto Cellini“ ist 1883 entstanden und zuerst im dreizehnten Jahrgang der „Dioskuren“ 1884 (S. 393ff.) erschienen; in diesem ersten Druck ist er noch als „Fragment eines dramatischen Gedichtes“ bezeichnet und mit „Erster Akt“ überschrieben. Bald darauf hat der Dichter, wie er an E. Hruschka schrieb, „einfach die Lust verloren, daran weiter zu arbeiten: in dem Fragment ist alles ausgesprochen, was ich aussprechen wollte.“ Am 21. August 1887 überschickt er es in einer mehrfach veränderten und verbesserten Handschrift, die dann offenbar dem Druck in den „Nachklängen“ 1899 (S. 113 bis 131) zugrunde gelegt wurde, an Franzos für dessen „Deutsche Dichtung“, der aber schon gedruckte Beiträge nicht aufnahm. Am 14. Januar 1893 hat der Dichter das Fragment im kleinen Musikvereinssaal in Wien vor der Grillparzergesellschaft nach den „Wiener Elegien“ öffentlich vorgelesen. Zu seinem siebzigjährigen Jubiläum bestand die Absicht, es bei der Festvorstellung im Burgtheater auf die „Wohltat“ folgen zu lassen. Diesem Herzenswunsch des Dichters konnte aber nicht willfahrt werden, besonders weil die Statuen Schwierigkeiten bereiteten. Unserem Druck liegen die „Nachklänge“ zugrunde; den Druckfehler Valombroso habe ich auf Grund des ersten Druckes und der Selbstbiographie des Benvenuto Cellini (Goethes Werke, Jubiläumsausgabe 32, 182) verbessert.

* *
*

In dem Nachlasse F. v. Saars sind außer einem fertigen Stück noch eine Reihe von Fragmenten erhalten, die meistens über das Personenverzeichnis (das Saar gern im Vorhinein anlegte) und über die erste Szene des ersten Aktes nicht hinausgekommen sind. Das fertige Stück, dem in der Handschrift das Titelblatt fehlt, war nach dem Brief an Laube vom 14. Juni 1863 „Die schönen Geister“ betitelt, ein Originallustspiel in 3 Akten, dessen Hauptrollen auf die Kräfte des Burgtheaters berechnet waren, das aber von Laube nicht

angenommen wurde. Gewiß in sehr frühe Zeit fällt auch die Skizze eines mythologischen Dramas: „Paris. Ein dramatisches Gedicht“, die verhältnismäßig am weitesten, nämlich bis in den zweiten Akt, gediehen, größtenteils aber unleserlich ist. Einen nordischen Stoff hat der Dichter in einem andern Entwurf angepackt, dessen erste Szene zwischen Gunhild und Hakon spielen sollte, von dem aber nur die erste Rede Hakons ausgeführt ist. Zur Geschichte leitet dann ein byzantinisches, zur Zeit des Konstantius oder Konstantinus spielendes Drama über, von dem nur die erste Szene fertig geworden ist, ein Monolog, in dem Euphorus, der in dem trägen Leibe des Konstantius die Seele war, mit Ingrimm die Jubelrufe des Volkes auf den Augustus, den Besieger der keulenschwingenden Germanen, hört; mit dem Auftreten der Kaiserin Eusebia bricht das Fragment ab. Aus etwas späterer Zeit stammt der Beginn eines fünfaktigen Dramas: „Maria Stuart in Schottland“, von dem außer dem Personenverzeichnis der Anfang des ersten Aktes vorliegt; auch sonst haben ja die österreichischen Dichter (Ebner, Wartenegg) gern die Vorgeschichte des Schillerschen Dramas behandelt. Auch die Monographie von G. Waitz über Wullenweber hat sich Saar in dem Studienheft für die de Witt schwerlich ohne dichterische Absicht notiert; und „Für Erich“, den später Saars Freund St. Milow behandelt hat, enthält dasselbe Heft den Satz: „Ich fühle den Wahnsinn und . . . . , ich darf ihm nur die Zügel schießen lassen.“ Ob eine „Titania“, von der in einem Brief des Verlegers (27. April 1873) die Rede ist, ernsthaft gemeint ist und einen dramatischen Plan bedeutet, muß ich bei dem Mangel jeder weiteren Spur dahingestellt sein lassen. Aus den letzten Lebensjahren dagegen stammt, wie Schrift, Papier und die Anspielung auf eine Sensationsaffäre zweifellos machen, der Beginn eines dreiaktigen Schauspiels: „Fegefeuer“, das in zwei Handschriften vorliegt, von denen die frühere bis in den Anfang des zweiten Aktes, die spätere Abschrift dagegen nur bis gegen Ende des ersten Aktes reicht; über den Inhalt und die Quelle gibt der Biograph nähere Auskunft.

Benvenuto Cellini.

(Dramatisches Gedicht. 1883.)

Personen.

Benvenuto Cellini.
Scozzona, seine Nichte.
Ascanio, sein Geselle und Schüler.
Doktor Varchi, Cellinis Arzt.

Ort der Handlung: Florenz.

Die Werkstätte Cellinis. Reiche Drapierung. Ringsherum Formen, Abgüsse, Rüstungen und Waffen. An der linken Wand ein großer Tisch mit Arbeiten der Goldschmiedekunst belegt. Offener Eingang in der Mitte; hinter demselben ein Vorraum, in welchem, auf hohem Sockel und nach rückwärts gekehrt, die Erzbüste des Herzogs steht. An der Wand rechts, ziemlich im Vordergrund, auf Walzen ruhend und von verschiebbaren Vorhängen umschlossen, die Statue des Perseus. Im Vordergrund links eine Tür, die zu den Wohngemächern führt.

Erste Szene.

Ascanio und **Scozzona**, beide in Festkleidern. Sie sind beschäftigt, einiges in der Werkstätte zu ordnen und zurecht zu rücken.

Ascanio. Sieh' nur, Scozzona, auf der Rüstung dort
Liegt noch der Staub. Feg' mit dem Tuch ihn weg!
Indessen will ich diesen Faltenwurf
In Ordnung bringen —
So, das wär' getan.
Und jetzt des Herzogs Büste rasch bekränzt,
Daß ihm das eigne Bild im Lorbeerschmuck
Bei seinem Eintritt stolz entgegenblicke!

(Geht in den Vorraum, bekränzt die Büste und kommt wieder herein. Umherblickend:)

Nun, denk' ich, ist es gut, und kann der Meister,
Wenn er sich zeigt, zufrieden sein. — Doch halt!
Hilf mir die Vase in die Ecke rücken,
Sie steht im Wege. So, und jetzt —

Scozzona. Was noch?

Ascanio. Jetzt einen Kuß — noch einen — und noch einen!

Scozzona. Laß mich! Wenn uns Cellini überaschte —

Ascanio. Ei was! Den hält ja Doktor Varchi fest.

Und wenn er uns auch sähe, spräch' er lachend:
Laßt euch nicht stören, Kinder, küßt nur zu!
Denn seit sein Groll verraucht, seit er uns wieder
Aus freiem Antrieb bei sich aufgenommen:
Ist er im tiefsten Herzen auch versöhnt
Und freut sich unsres Glückes wie wir selbst.

Scozzona. Ja, ja, so ist's. Und doch, wenn ich bedenke,
Wie er an jenem Abend vor uns stand —

Ascanio. So wie Gott Vater einst im Paradiese
Vor'm sünd'gen Menschenpaar —

Scozzona. Und uns verstieß —

Ascanio. Weil er dich, braune Schelmin, selbst geliebt —

Scozzona. Scheint mir ein Traum fast diese rasche Wandlung.

Ascanio. Er ist nun so! Mißtrauisch, leicht gereizt,
Stößt er in seines Wesens Heftigkeit
Gleich alles, rauh verwerfend, von sich fort,
Was seiner Neigung ihm nicht würdig scheint.
Doch bald regt sich sein bessres Selbst. Er wägt
Und prüft — und geht dann im Verzeihn so weit,
Daß er zur eignen Schuld die fremde macht.
Die fremde Schuld, Scozzona! Wußt' ich nicht,
Als ich als lernbegier'ger Schüler nahte,
Daß in der Schwester hold erblüh'ndem Kind
Er schon die künft'ge Gattin sah? Es sprach
Ja ganz Florenz davon! Und du — hast du
Vielleicht nicht selber mit geheimem Stolz
Dich als des Meisters Hausfrau schon gesehn?
Ihm nicht vielleicht, bezwungen von der Glut
Des reifen Mannes, manchmal gar gestattet,
Daß er die widerspenst'gen Locken dir —
Und vorschnell auch den roten Mund geküßt?

Scozzona. Ach geh'!

Ascanio. Nun freilich — sieh, du leugnest nicht!
So war's! So war's! Und nur natürlich dann,

Daß er betrogen sich, verraten wähnte.
Was hätt' ein anderer an seiner Stelle
Getan? Mich hätt' er aus dem Haus gestoßen —
Und dich gezwungen ins verhaßte Joch!
Er aber suchte nach drei Tagen schon
Mit mildem Wort uns auf: er seh' es ein,
Daß alles kommen mußte, wie es kam.

Scozzona. Der Edle! Gute!

Ascanio. Ja, das ist er! Ach,
Wie sehr verkennen ihn doch all diejen'gen,
Die ihn hochmütig schelten und behaupten,
Er überschätze sich und seine Kraft —
Und wolle sich allein nur gelten lassen.
Wahr ist's: er fühlt sich und zerschmettert gern
Mit wucht'gem Tadel, was ihm nichtig scheint,
Ob es sich auch zu falscher Größe bläht,
Denn nur das Echte schätzt er in der Kunst.
Doch weiß er auch, wie keiner, fremden Wert
In tiefster Seele freudig zu empfinden,
Sich gern und willig größrem Schaffen neigend.
Wie oft, wenn wir in San Lorenzo weilten
Still vor den Hochgestalten, die der Meißel
Des allgewalt'gen Buonarotti schuf,
Von kleinem Neide kleinlich stets bemäkelt:
Hört' ich ihn seufzen und voll Demut sagen:
Ich bin doch nur ein Goldschmied, weiter nichts. —
Ich bitte dich! Und hätt' er nichts, gar nichts
Geschaffen als die Büste dort — man müßt'
Ihn Meister nennen auch in jener Kunst,
Der er sich spät, doch nicht zu spät geweiht.
Möglich, gewiß sogar, daß weit erhab'ner
Der einzige in Rom des Herzogs Bildnis
Erfaßt, entworfen hätte: sprechender
Und lebenswahrer, glaub' mir, nimmermehr. —

Und dann sein letztes, großes Werk: sein Perseus,
Das nun nach langen Müh'n vollendet steht!
Nicht oft genug kann ich es mir betrachten,
Nicht oft genug vermag ich zu bewundern,
Wie Donatello's herbe, tiefe Kraft
Sich hier verschmolzen zeigt mit jener Anmut,
Mit jener hohen Feinheit, die Cellini
So reizend allem zu verleihen weiß,
Was unter seiner Künstlerhand entsteht.

(Er hat während der letzten Worte Scozzona der verhüllten Statue zugelenkt und zieht jetzt einen Seitenvorhang weg.)

Da sieh nur hin! O welche Pracht und Fülle
Der Jugend in des Halbgotts Wohlgestalt —
Wie fußt sie sicher — schwebend doch zugleich!
Und des Medusenhauptes schmerzlich ernste
Und tiefe Todesschönheit — — O, nun sollen
Verstummen, schamrot, alle seine Feinde,
Die das Gelingen bis zur Möglichkeit
Des Gusses selbst hartnäckig angezweifelt!

(Zieht den Vorhang wieder zu.)

Scozzona. Das hoff' ich nicht. Vielmehr erfaßt mich Angst,
Daß sie ihn jetzt nur grimmer hassen werden.
So schön die Statue sein mag: besser schien' mir's,
Wenn sie sofort in ihrer ersten Form
Aus Wachs für immerdar zerflossen wäre.
Wie viele Sorgen, welchen Gram und Ärger,
Wie viele Kämpfe bracht' ihm diese Arbeit,
Die unser ganzes Zinngeschirr verschlang!
Sie hat ihn krank gemacht.

Ascanio. Laß nur!
Sobald das Erzbild, jedes Zweifels spottend,
Ein glanzvoll Zeugnis seiner hohen Kraft,
Vom Volk umjubelt, aufgerichtet steht
Im gold'nen Himmelslichte von Florenz:

Hat er auch rasch des Schaffens Qual vergessen
Und ist gesund! — Doch horch, er kommt.
Scozzona. Ich muß
Noch in den Garten, frische Rosen pflücken,
Die ich dem Herzog überreichen soll.
Ascanio. Nimmst du mich mit?
Scozzona. Nun, wenn du willst! Du langst
Ja höher zum Gerank empor, als ich.
(Beide ab durch die Mitte.)

Zweite Szene.

Benvenuto Cellini, im Festkleide, tritt mit Doktor **Varchi** aus der Tür links.

Cellini. Ihr habt gut reden, lieber Doktor: Nehmt
Euch vor Gemütsbewegungen in acht.
Gemütsbewegungen! Als ob man die
So ohne weitres in der Macht nur hätte!
Sagt einem, daß er sich gewisser Speisen
Enthalten soll, des Weins — der Lieb' mein'twegen:
Doch fordert nicht, daß er gleichmütig bleibe,
Wenn ihm die Niederträchtigkeit der Welt
Das Eingeweide schüttelt.
Varchi. Bester Freund,
Ihr seid auch gar zu reizbar, zu empfindlich
Und nehmt das Leben viel zu ernst und schwer.
Cellini. Ein jeder nimmt es, wie es sich ihm zeigt.
Wohl dem, der alles rosig sieht! Er muß
Seit je ein Glücklicher gewesen sein.
Mir blieb die dunkle Seite zugekehrt
Von meiner frühsten Jugend an bis jetzt.
Was andren in den Schoß fällt ganz von selbst,
Mußt' ich mit schwerer Mühe mir erwerben,
Und selbst der kleinste Preis, der in der Kunst

Mich lohnte, war erkämpft mit meinem Herzblut,
Indes ich um mich her die Höchsten sah,
Erhascht, erlistet — oder zugeworfen
Von der gemeinen Gunst des Augenblicks. —
Und was ich da an Undank, an Verleumdung
Und von der Ungerechtigkeit der Mächt'gen
Erdulden mußte, brauch' ich nicht zu sagen.
Denkt meiner Leiden in der Engelsburg,
Wo ich gefangen saß ob falscher Anklag',
Denkt wie ich mich aus Frankreich flüchten mußte
Vor Neiderhaß und schnöden Weiberränken:
So werdet Ihr begreifen, daß die Galle
Mir leichter überläuft wie jedem andren.

Varchi. Nun ja; Euch ist viel Übles widerfahren,
Doch seid Ihr jetzt bei Hofe wohlgelitten.

Cellini. Gelitten ja! das ist das rechte Wort —
Nicht mehr, nicht weniger. Ihr seht mich an
Und haltet mich für undankbar, weil ich
So rede, da mir doch dies schöne Haus
Mit Werkstatt, Hof und Garten, wie es ist,
Geworden durch des Herzogs hohe Gnade.
Die Gnade gab's — und wenn's die Ungnad' nimmt,
So sitz' ich auf der Straße.

Varchi. Nun das wird
Ja nicht geschehn — so bald nicht wenigstens;
Der Herzog schätzt Euch sehr.

Cellini. Wen schätzt er nicht?
Da kann er mich wohl auch dazwischen schätzen.
Die Sach' ist die: es wird jetzt niemand mehr
Geschätzt wie er's verdient. Das mag Euch nur
Das Schicksal Michel Angelos beweisen,
Den man zu Rom im Dienst des filz'gen Papstes
Versauern läßt, statt ihm in seiner Heimat
Ein gold'nes Alter würdig zu bereiten.

Ja, solche Geister übersieht man jetzt,
Und Speichellecker, tück'sche Achselträger,
Wie Bandinelli, werden großgezogen —
Und wind'ge Kerle, wie der Ammanato.
Glaubt Ihr, daß man mein volles Können achtet,
Mein höchstes Streben? Nein, mein Freund: den Goldschmied,
Der edle Steine wohl zu fassen weiß
Und unermüdlich zierliches Geschmeide
Den Launen unsrer Herzogin ersinnt,
Den kann man brauchen und den hält man auch.
Cellini doch, den Bildner, ließe man
Getrost verhungern — wo und wann er wollte!

Varchi. Ihr übertreibt.

Cellini. Ich übertreibe nicht;
Die Zeit in ihrem Laufe wird's erweisen.
Ich sag' Euch nur: ich hab' hier nichts als Feinde.

Varchi. Die Ihr Euch selber schafft! Vor Eurer Zunge
Ist niemand sicher. Ihr verschont sogar
Persönlichkeiten nicht, die, wie Ihr wißt,
In allerhöchster Gunst beim Herzog stehn.
Auch seid Ihr unklug barsch gen seine Diener.
Habt Ihr letzthin den Haushofmeister nicht
Wie einen armen Sünder abgekanzelt?

Cellini. Weil dieser Narr in seinem Hochmut sich
Gebärdete, als wär' er selbst der Herr.

Varchi. Je nun, was tut's? Und dann den Bernardone,
Den Juwelier der herzoglichen Kammer,
Habt einen Schurken Ihr genannt und Dieb.

Cellini. Weil er's verdient! Er hat geringe Perlen
Zu dreifach hohem Werte angesetzt.
Man hat um meine Meinung mich gefragt,
Und ausgesprochen hab' ich, was ich dachte.
Ihr aber meint: ich solle lügen, heucheln,

Samtpfötchen machen — und zuletzt noch gar —
In Anbetracht der allerhöchsten Gunst —
Des Bandinelli klotz'ge Marmorfratzen
Den Werken Phidias' an die Seite stellen.
Nein, nie und nimmer! Aber tröstet Euch.
Ich bin nicht der Cellini mehr von früher,
Der ohne weitres gleich zur Klinge griff:
Ich seh' es ein, die Welt ist nicht zu ändern;
Des unfruchtbaren Haders bin ich selbst
Schon gründlich satt — und säß' am liebsten
Als Mönch in Valombrosa — oder besser
Als Eremit still in Camaldoli.
Nun, warum lacht Ihr?

Varchi. Weil ich lachen muß,
Wenn ich Euch mir so in der Kutte denke!
Fürwahr, Ihr taugtet zum Anachoreten —
Mit Euren heft'gen Lebenstrieben! Laßt
Doch solche Possen; folgt vielmehr dem Rat,
Den ich schon öfter gab — und nehmt ein Weib.
Das wird die bösen Grillen Euch vertreiben.

Cellini. Glaubt Ihr? Da käm' ich aus dem Regen nur
Unter die Traufe. Jeder weiß das Seine.
Ich heiße Benvenuto, und ich bin's.
Vielleicht auch manchem schon gewesen — doch
Ein Malvenuto war ich stets den Frauen.
Indessen glaubt mir: meine Lebenstriebe,
Die Ihr so heftig nanntet, lassen nach; —
Nicht bloß in diesem Sinne, wohl verstanden;
Vielmehr in jeder Hinsicht, lieber Freund.
Die Feindin aller Kraft, die Überlegung,
Beginnt bereits an meinem Mark zu zehren.
Ich blick' weit öfter schon zurück in die
Vergangenheit, als vorwärts in die Zukunft —
Ein sichres Zeichen, daß man älter wird.

Und ich — ich bin mit meiner Zeit gealtert.
Seht in Florenz Euch um! Was findet Ihr?
Der wahre Freiheitssinn, die Bürgertugend,
Die uns einst groß gemacht, durchweg im Schwinden.
Die Medici, obzwar Tyrannen stets,
Sie waren eins doch mit der Republik —
Und stolz und unabhängig so wie diese.
Heut sind sie Fürsten — kleine Fürsten eben,
Die sich erhalten durch der größren Gnade
Und was die Kunst betrifft — die liegt im Sterben.

Varchi. Wie könnt Ihr nur so reden! Jetzt, wo Ihr
Doch selbst ein großes Werk vollendet habt —

Cellini. Vollendet? Nun, wenn Ihr vollendet nennt,
Was endlich dasteht übel oder wohl!
Ich aber weiß, was alles daran fehlt,
Und fühle, daß ich mich zu hoch vermessen.
Nun hab' ich meinen Lohn dahin. Der Herzog,
Rückhältig, wie er ist, wird kühl mir sagen:
Du hast ein löblich Werk vollbracht, Cellini.
Die Dummheit, stets bereit zu lautem Tadel,
Wird Fehler finden dort, wo sie nicht sind,
Indes mit scharfem Auge Neid und Mißgunst
Die wirklichen sofort erkennen werden,
Durch dumpfes Schweigen richtend — und vernichtend.
(Nach einer Pause.)
Wollt Ihr den Perseus sehn?

Varchi. Nun, wenn Ihr mich
Als ersten würdigt — doch ich sag' es gleich:
Mir sind nicht fremd des Menschen Bau und Glieder;
Allein die Formen einer Statue —

Cellini. Nun eben deshalb. Ihr seid nicht vom Handwerk.
Auch kennt noch Euer Auge keine Vorschrift,
Was ihm gefallen darf, was nicht. Ihr stellt
Die Unbefangenen mir dar, das Volk,

Auf dessen Beifall ich noch hoffen kann.

(Er zieht die Vorhänge zurück, so daß die Statue von allen Seiten frei erscheint. Lange Pause, während welcher Varchi betrachtend steht.)

So sagt doch endlich etwas!

Varchi. Schön, sehr schön!
Mir wenigstens gefällt das Ganze besser,
Weit besser, als vor'm Staatspalast der David,
In dem ich doch — bei aller Achtung vor
Dem Meister, der ihn schuf — nichts andres sehn kann,
Als einen Riesenkerl mit ausgedrehten
Und überlangen Beinen.

Cellini (lachend). Ja, das meint
Der edle Ritter Bandinelli auch —
Und etwas ist daran. (Ernst.) Ich aber sag' Euch:
Wenn nur ein Zug, ein Hauch der hehren Größe,
Die sich in jenem Jugendwerk des alten
Buonarotti überwält'gend kundgibt,
In meinem Perseus lebte: wär' ich glücklich
Und lächelte dem Urteil dieser Welt. —
Doch seh' ich jetzt: Ihr seid wie alle andern.
Die Menschen können immer nur vergleichen,
Gradhin erkennen und bewundern nichts!

Varchi.
Verzeiht, mein Freund — und nehmt es mir nicht übel;
Ich sagt' Euch doch —

Cellini. Schon gut, schon gut. Ich meint'
Es auch nicht schlimm. Wir bleiben stets die Alten —
Ich weiß ja, daß Ihr ehrlich seid. Und nun
Gehabt Euch wohl! Der Herzog wird gleich da sein.

Varchi. Lebt wohl! Und noch einmal —

Cellini (herzlich und aufrichtig). Behüt' Euch Gott!

(Er geleitet den abgehenden Varchi ein paar Schritte weit und kommt dann gedankenvoll zurück.

So ist's! So ist's! Die Schatten nimmt man wahr,

Vergessend, daß das Licht allein sie zeigt.
Was man aus seiner tiefsten Tiefe fördert,
Wird kaum beachtet — selten ganz erfaßt,
Da jeder nur zuletzt sich selbst versteht.
Und wenn's so ist — warum auch schafft man noch?
Nun, weil man eben schaffen muß. (Gegen die Statue.)
Auch du,
Du Schmerzenssohn, den meine Seel' empfangen
Und still aus sich herausgestaltet, lebe!
Sei da für Augen, die dich sehn! Was dir
An jener Kraft und Schönheit auch gebricht,
In der die höchsten Meisterwerke strahlen:
Zu schämen wirst du dich nicht haben. Wo
Der Herkules des Bandinelli steht,
Kann auch der Perseus des Cellini stehn;
Und wenn das stolz-demütige Gefühl,
Das meine Brust durchschauert, mich nicht trügt:
Erkennt vielleicht die Nachwelt einst in dir
Ein letztes Denkmal florentin'scher Kunst!

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

